This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

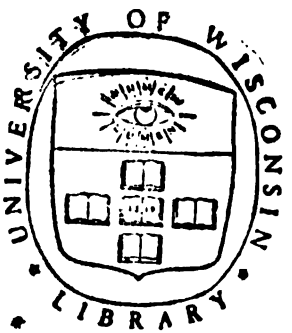
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

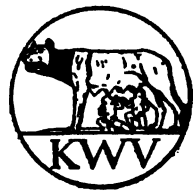
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY


KWV

Briefe
und
Tagebuchblätter
von
Paula Modersohn-Becker

Herausgegeben und biographisch
eingeführt von E. D. Gallwitz

Kurt Wolff Verlag / München / 1922

Briefe
und
Tagebuchblätter
von
Paula Modersohn-Becker

Herausgegeben und biographisch
eingeführt von H. D. Gallwitz

Kurt Wolff Verlag / München / 1922

Fünfte Auflage mit acht Bildbeigaben

Copyright 1920 by Kurt Wolff Verlag, München

Printed in Germany

278148 W10
JUN 12 1924 .M72

1. 4. 241

Als Paula Modersohn-Becker am 20. November des Jahres 1907 die Augen schloß, gab es nur zwei Menschen, welche wußten, daß in diesem Tode eine große Künstlerin hinweggenommen wurde. Die beiden waren ihr Gatte, der Maler Otto Modersohn, und der Bildhauer Bernhard Hoetger. Für alle andern Personen und Kreise, eingeschlossen der Worpsweder Künstlerkreis, zu dem die Verstorbene äußerliche Dazugehörigkeit gehabt hatte, war sie eine begabte Malerin neben anderen gewesen; für manche ein irregeleitetes Talent. Das bedeutende malerische Werk, das die Verstorbene hinterließ, setzte sich in den zwölf Jahren, die seither vergangen sind, in Bewußtsein und Urteil der künstlerisch maßgebenden Öffentlichkeit immer voller und umfassender durch. Es war Zukünftigkeit in ihm gewesen; es scheint auf das Heute gewartet zu haben; der lebendige Nerv, der dieses Heute mit dem Morgen und Übermorgen verbindet, wirkt in ihm. Eine ungeheure Arbeitsenergie hat sich in dieser Künstlerin ausgelebt, ein Lebenswerk, das nach Umfang und Entwicklungszeitmaß auf der Basis eines Menschenalters zu stehen scheint, wurde von ihr in den kleinen Zeitraum von ungefähr acht schöpferischen Jahren zusammengedrängt.

Die Entdeckung der Kunst Paula Modersohn-Beckers zog die Teilnahme an ihrer Persönlichkeit nach sich. Wer war diese Frau, die, einunddreißigjährig aus der Welt gehend, ein derartig starkes geschlossenes Werk hinterließ, ein Werk, das nach Jahren plötzlich aus der Einsamkeit eines abgelegenen Heidedorfes heraus und ohne daß ein Kreis oder eine Schule, es in sich einbeziehend, ihm Verstärkung gegeben hätten, in das aktive laute Kunstleben der Gegenwart eingreifen konnte?

Der Biograph hat hier nicht nötig, von vielerlei Seiten ein Material zum Zweck der Beantwortung dieser Frage zusammen zu tragen. Deren Gedächtnis er dienen will, die Künstlerin selbst, hat in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ihr Lebensbild gegeben. Es liegt nicht ein Stoff vor, aus dem nachträglich etwas zu machen, etwas Einheitliches zu konstruieren wäre, vielmehr ist es so, daß die äußerlich so unkomplizierten Tatsachen und Geschehnisse durch Art und Wesen der Schreiberin selbst zu ihrer eigensten tiefsten Musik befreit worden sind; wie in

der Hand des Tondichters ein Motiv weniger Töne ſich zu dem großen Reichtum und der Geſchloſſenheit der Symphonie entwickelt.

In der Natur ihrer ſelbſt liegt es und in der der Familie, aus welcher die Künſtlerin hervorging, daß die biographiſchen Punkte und Merkmale dieſer einunddreißig Jahre Erdenleben als das Nebenſächliche erſcheinen: alles iſt in der innerlichen dramatiſch geſteigerten Entwicklung enthalten. Paula wurde in Dresden am 8. Februar 1876 ihren Eltern als das dritte von ſieben Kindern geboren und kam mit zwölf Jahren durch die Überſiedlung der Familie nach Bremen. Sie blieb dort bis ihre Studien ſie nach Berlin, Worpswede, Paris führten und ihre Verheiratung mit Otto Moderſohn ihr die neue Heimat in Worpswede gab. Weder von Vaters Seite her noch von Mutters Seite iſt vor ihr ein Künſtler oder eine Künſtlerin in ihrem Stammbaum verzeichnet. Die in Dresden anſäſſige Familie des Vaters — er ſelbſt war in der Eiſenbahnverwaltung tätig — repräſentierte konſervatives höheres Beamtentum. Sie entſtammte den Oſtſeeprovinzen und drei Generationen hatten in Petersburg und Odeſſa gelebt. Unerbittlich ſcharf eingeſtellte Anſprüche an ſich ſelbſt und jede Art von Leiſtung haben von dieſer Seite her als Tradition auf das Kind und das junge Mädchen erziehlich eingewirkt. Wie Paula in den Briefen mit ihrem Vater verkehrt und wie ſie über ihn ſchreibt iſt es das Zeugnis eines tiefen innigen Gebundenſeins gerade an dieſe rechtliche Strenge ſeines Weſens, in die ſeine warme ſorgende Liebe zu den Seinigen ſich manchmal einkleidete.

Die Familie von Bültzingslöwen, der Paula mütterlicherſeits entſtammt, ſtimmte zu dieſen ſchweren gehaltenen Tönen die hellen lebenbejahenden. Die Angehörigen dieſer Familie gehörten zu der Art von Herrenmenſchen, die niemals dazu zu bringen ſind, das Überkommene einfach auf Treu und Glauben hinzunehmen, ſondern für die Leben Selbſtaufbauen heißt. Menſchen, die ihre Uhr nach der Sonne ſtellen und nicht nach der Uhr des jeweiligen Rathauſes. Ein Stück Eroberertum wirkte in den Männern und ſo viel Kraft, daß ſie zu Erfolg durchführten, was ſie als Lebenswerk, und wäre es ein noch ſo fern abliegendes geweſen, ergriffen. Paulas Mutter, Frau Mathilde Becker lebt noch heute in Bremen. Ihr kleines altes Haus, ein Märchenhaus

in einem rund um mächtige Eichen ſich breitenden großen Garten an der Schwachhauſer Heerſtraße, ſteht in jeder Jahreszeit feſtlich aus rankenden Gewinden hervor und wirkt auch auf den fremd Vorübergehenden wie ein Gruß aus einem ſonnigen Abſeits der platten Welt. Die nahen und die fernen Kinder der Familie, die dort aus- und eingehen, haben in aller Verſchiedenheit denſelben Weſenstypus: ſie ſind Menſchen; niemals würde man bei ihnen darauf kommen, ſie aus ihrem Stand oder Beruf heraus charakteriſieren oder werten zu wollen, wie es gemeinhin Gepflogenheit unſerer unglücklich verkünſtelten Zeitanſchauung geworden iſt. Keines von ihnen iſt ausübend in einer Kunſt, aber ein ſtarkes Stück Künſtlertum, ein unmittelbares mütterliches Erbe, ſteckt in jedem; verſtreute Einzelzüge aus Paulas großer ſchöpferiſcher Geſamtheit. Mehr als die allermeiſten Künſtlerperſönlichkeiten hat Paula von ihrer Familie empfangen und eindringlicher als es ſonſt der Fall zu ſein pflegt, wirkten von dieſem Kreiſe aus, in dem ihr Leben bis zu ſeinem Ende tief eingeſenkt blieb, die fördernden und hemmenden Beeinfluſſungen.

Als Familienart lag ihr im Blut die große Anſpruchsloſigkeit dem Leben gegenüber, die nur ſcheinbar und im Grunde nichts anderes iſt, als der echt gewachſene Ausdruck höchſter Anſprüche: das Geringachten alles Äußerlichen, das aus dem unbewußten Empfinden eigener Fülle und eines geheimen, nicht voll deutbaren innerlichen Glückes erwächſt. Immer wieder, in Ernſt und in Jubel, bricht es aus Paula hervor: „Was ich habe, habt ihr alle nicht!“ So geht ſie im glänzenden Treiben der großen Weltſtädte ihren Weg und fühlt ſich wie eine „verſchleierte Königin“; ſo tröſtet ſie in einem ihrer liebevoll töchterlichen Briefe den Vater, daß er ſich keine Sorgen um ihr Fortkommen und ihre Zukunft machen ſolle, denn ſie hat ſchon „ſo viel Glück mit auf die Welt bekommen, daß ſie nicht auch noch Geld und Wohlergehen braucht“; und ſo empfiehlt ſie in prachtvoller Unbekümmertheit das Reiſen in der vierten Klaſſe, wenn es dadurch möglich wird, zu einem erwünſchten Ziel zu kommen, denn „uns macht das ja nichts aus!“ Das freie Stehen über den Dingen, war ihr nicht ein wohl oder übel ſich in die Verhältniſſe ſchicken und nicht eine errungene Eigenſchaft, es

war ein im Blut ſitzendes Unabhängigſein von allem Kleinkram; der durfte nicht im Guten und nicht im Schlechten an ihr Innerſtes rühren; „was mich nicht umſchmeißt, iſt mir gleichgültig“ ſchreibt ſie einmal.

Begnadet mit einer ſolchen Veranlagung darf man ſein Stück Natur triumphierend durch das Leben tragen, wie ſie es getan hat.

An Paulas Menſchentum und Künſtlertum haben äußerliche Geſchehniſſe nur geringen bildenden Einfluß im Sinn einer Veränderung gehabt. Mit weit aufgetanen Sinnen und mit einer für jede Art von Empfängnis weich zubereiteten Seele lief ſie dem Leben entgegen, wie ein Kind jauchzend in den Frühlingsmorgen hineinläuft. Die Dinge ergriffen ſie und ſie gab ſich ganz ihnen hin, aber ſie verlor darüber keinen Augenblick ihr eigentliches Selbſt; ſie durften nur ihr dienen, nicht ſie überwältigen und nicht den Wuchs ihres Weſens abbiegen. Rückhaltlos genießt ſie die Zerſtreuungen und Anregungen, die die Studienzeiten in Berlin und Paris mit ſich brachten; wenn aber die Stunde des lauten Lebens vorüber iſt, ſteigt ſie aus ihnen wie aus einem Bade heraus und ſteht in ſchöner Urſprünglichkeit und Zielſicherheit da.

Paula waren ganz beſonders glückliche Kinder- und Jugendjahre in der Atmoſphäre eines Heimes und eines Familienlebens beſchieden, in welchem es keinen leeren Alltag gab; das immer in irgendeiner Weiſe gefüllt und geſteigert war; ein Leben, ſonderlich dazu geeignet, daß eine kindliche Phantaſie ſich in Romantik daran entzünden konnte. In ihren wenigen Briefen und Aufzeichnungen dieſer erſten Jugendzeit tritt nur einiges Weſentliche hervor. Einmal wird ein Tagebuch eingerichtet und mit ein paar feierlichen Zeilen geweiht, jeder Gedanke, jede Empfindung der Vierzehnjährigen, ſo verkündigt ſie, ſoll da mit rückſichtsloſer Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt eingetragen werden. Das Büchlein in kinderhaft buntem Umſchlag kommt nicht über wenige Seiten Geſchriebenes hinaus und beſteht nur aus verſchiedenen Anfängen. Der Briefe in dieſer Zeit ſind wenige; es lag für mehr keine Veranlaſſung vor, denn alles, was das Kind liebte, war in der Familie, im Verwandten- und Freundeskreiſe um ſie her. Es ſind typiſche Jungemädchenbriefe, hell und oft übermütig im Ton, rückhaltlos im Erfaſſen aller Eindrücke, ſehr un-

mittelbar im Ausdruck; eine Hindeutung auf ihre Malernatur findet ſich zunächſt nicht. An einigen Stellen klingt Werdendes und Bleibendes an: ihre lebendig originelle Auffaſſung für das Intime der Dinge und für das jeweilige Milieu und ſeine Perſönlichkeiten. Dann als erſter tieferer Anklang die Luſt am Alleinſein mit der Natur, die oftmals die kindlich-naive Freude am Zuſammenleben und Zuſammengenießen mit den ihr naheſtehenden geliebten Menſchen übertönt. Früh tritt ein Stück Grübelei in ihr hervor, der Trieb, ſich über ſich ſelbſt klar zu werden und zugleich damit die für ihr Weſen beſonders charakteriſtiſche Furcht, bei derartigen ernſten Dingen in Feierlichkeit oder Sentimentalität zu verfallen: dann folgt dem ernſten Anfang eine ſpitzbübiſch heitere Wendung und eine Art von Selbſtironiſierung auf dem Fuße nach. So, wenn ſie von ihrer backfiſchigen Gepflogenheit, ſich in irgendeiner oberflächlich aufregenden Lektüre zu verlieren, ſchreibt: „Ich bin dann innerlich ſo zitternd aufgeregt, was doch eigentlich gar nicht zu mir paßt, ich weiß ſelbſt nicht, ob das gut oder ſchlecht für mich iſt. Ich glaube eigentlich doch ſchlecht, denn ſo einer aufgeregten Stimmung folgt dann die Reaktion. Sich ſelbſt gegenüber nennt man es mitleidig: melancholiſch, die andern aber ſagen und nicht mit Unrecht: brummig."

Wie ihre Kunſt, ſo hatte Paulas Menſchlichkeit nichts von Oberfläche: was in Erſcheinung trat, war immer Inhalt, der Form geworden war, oder etwas, das nach Form und Geſtalt drängte, ohne daß ſie ſie noch zu geben vermochte. Als junges Mädchen litt ſie darunter, — die reifgewordene Frau nahm auch dieſe Veranlagung als etwas bedingungslos Zuſichgehörendes und als Kraft — daß die Fülle ihrer Empfindung, nur einem lebendigſten Trieb gehorchend, auch ihren liebſten und nächſten Menſchen gegenüber nicht in der unmittelbaren Wärme, die ſie fühlt, zum Ausdruck kommen konnte. Ihre Sprödigkeit machte ihr Kummer. Sie ſchreibt, ſechzehnjährig, an die Mutter in einem Geburtstagsbrief: „Daß Du an all Deinen Kindern Freude erlebſt, das wünſche ich Dir. Ich ſchäme mich faſt, das zu ſagen, denn das einzige, womit ich Dir Freude machen kann, ſind meine Briefe, und ich weiß, daß Du an denen keine Freude haben kannſt. Meine Briefe müſſen aus dem Herzen kommen. Aber oft an meinen Schreib-

freitagen iſt mein Herz ganz zu. Ich ärgere mich, ich ſchelte mich, aber das ſchließt es nicht auf und macht es nicht beſſer. Ja, einen Brief muß ich ſchreiben. Ihr habt dann immer noch Euren Verſtand und der kann die Sache ſchnell abmachen. Ich denke mir, mein Verſtand iſt zu klein dafür und dafür kann ich doch wirklich nichts. Darum, wenn ich Euch keine guten Briefe ſchreibe, habt eher Mitleid mit mir, als daß Ihr auf mich ſcheltet und denke, daß ich Dich trotz alledem liebe."

Später klagt ſie einmal gegen eine Verwandte: „Ich habe ein Gefühl, als müßte ich Dich jetzt bei mir haben und Dich recht recht feſt an mich drücken. Und dann, hätte ich Dich bei mir, würde ich es doch wahrſcheinlich nicht tun, denn in mir ſitzt ſolch ein knauſeriges Etwas, das mir derartigen Luxus nicht erlaubt. Ich weiß nicht, warum es da ſitzt und woher es kommt. Aber es ſitzt nun einmal da und läßt ſich nicht abſchütteln. Bei jedem Verſuch dazu klammert es ſich nur um ſo feſter an meine Seele. Im langen Lauf meiner zwanzig Jahre habe ich auch allmählich dieſe große Macht, dieſes verborgene Etwas ganz ſtillſchweigend anerkannt. Es iſt nur ſelten, daß ich mich gegen dieſen ſtrengen Herrſcher aufbäume und dann tut es doch recht weh. So ſehe ich, wie M. aus ihrem Reichtum von Liebe mit vollen Händen ausſtreut. Ich fühle ihr Streicheln; auch mein Inneres ſtreichelt, ich kann es aber in der Tat nicht, und tue ich es doch, zwinge ich mich dazu, ſo fehlt der Liebkoſung die Urſprünglichkeit, ich fühle ſie als ſteif und der andere wahrſcheinlich auch."

In Paulas Art hatte die Natur Bedingungsloſigkeit gelegt, ein Alles oder Nichts. Leben, Empfinden, Geben war für ſie ein Ausſtrömen ihres ganzen Weſens, von dem ſie weder etwas ab- noch etwas dazu zu tun vermochte. Sie kannte nicht den Gegenſatz von Unmittelbarkeit und Gedanklichkeit, was ſie nicht geben konnte, wie der Baum ſeine Blüten und Früchte gibt, aus geheimnisvoll flutendem Trieb heraus, das gab ſie nicht. Sie kannte aus dieſem ihrem Weſen heraus auch nicht den Begriff der Pflicht im Sinn eines Opfers, eines Tötens der Natur, wie er in der ſittlichen Überzeugung an erſte Stelle geſetzt zu werden pflegt. Wenn die Forderung des Entſagenmüſſens an ſie heran-

trat, war auch das für sie ein Stück des großen herrlichen Lebens, dem sie folgt und das sie heilig hält.

Ein solches Entsagenmüssen war das Lehrerinnenexamen, welches sie nach absolvierter Schulzeit an Stelle der heiß ersehnten künstlerischen Ausbildung zunächst zwei Jahre mit Beschlag belegte. Schwere Jahre; sie tat in ihnen ihre Pflicht bis zum letzten, aber die Dinge gingen ihr nicht unter die Oberfläche; nur die Geschichtsstunden geben ihr etwas, weil man sich da „so gut in die einzelnen Charaktere vertiefen kann". In diesen Jahren klagt sie: „Zum Zeichnen komme ich gar nicht mehr". Die Zeit nach dem Examen ist dann „ein goldenes Paradies". Sie schreibt davon: „Es ist ein so himmlischer Gedanke, daß der arme Kopf verdauen kann, was so hastig in ihn hineingepfropft ist, und daß er alles, was ihn nicht interessiert, in Ruhe vergessen darf." Ihr Herz war nicht bei dieser Sache gewesen und was den Verstand allein anging, so war er nicht das Organ, durch welches allein sie leben, empfangen und geben konnte; obschon sie ein ungewöhnliches Maß davon und eine feine anmutige Geistigkeit ihr eigen nannte.

In ihren späteren Aufzeichnungen hat sie diese ihre Eigenart einmal sehr lieblich charakterisiert. Sie schreibt im Jahre 1902: „Heute las ich, daß in den ersten Stadien des Menschenembryo sein Herz im Kopf sitze und erst allmählich in die Brust rutsche. Mir ist es ein süßer Gedanke, daß sie so nebeneinander geboren sind, Herz und Verstand. Das bestätigt mein Gefühl. Ich kann sie bei mir meist nicht voneinander trennen."

Es kam nicht dazu, daß sie den Beruf der Lehrerin ausübte, die Eltern ermöglichten ihr zunächst ein Studienjahr in Berlin. So und so viele Monate, rechnet Paula jubelnd aus. Was dann weiter werden sollte, kümmerte sie nicht, sie hielt den Augenblick in der Hand, das genügte ihr. Ihr blindes Vertrauen in die Zukunft wurde nicht getäuscht; es fanden sich in der Folgezeit immer, wenn es notwendig wurde, die Mittel und Wege, daß sie bis zur erreichten Selbständigkeit weiter lernen konnte.

Sie kam nach Berlin. Die Verwandten in Schlachtensee, in deren

Hauſe ſie für den größten Teil ihrer Studienjahre eine zweite Heimat fand, hatten damit gerechnet, durch Paulas Anweſenheit ihr Stilleben von den Ausſtrahlungen eines heiteren jungen Mädchens, das mit Malerei ſich beſchäftigt, durchleuchtet zu ſehen. Aber Paulas Friſche hatte damals ſchon nicht dieſe Leichtbeweglichkeit einer beſtimmten Jugend, die wie die Oberfläche eines freundlichen kleinen Sees jedem Windanhauch mit luſtigem Wellengekräuſel begegnet. Ihre Lebendigkeit und Heiterkeit entſpannte ſich über einer Stille und einer Tiefe. In Berlin ergreift ſie mit Leidenſchaft vom erſten Tage an die Kunſt, und den vielen Stunden, die die Studien fortnehmen, folgen andere Stunden, die dem Alleinſein gehören mußten, dem Ausſchwingen im innerlichen Verarbeiten des Gelernten und Geſchauten. Auch unter dieſen veränderten Vorausſetzungen und Ergebniſſen wurde das Verhältnis mit ihren Verwandten, von der einen Seite in elternhafter Güte, von der anderen in liebevoller Dankbarkeit, zu einer dauernden Bereicherung für beide Teile.

Paulas Briefe dieſer erſten Studienjahre ſind Familienbriefe, Erzählbriefe, geſchrieben, um in dem hellen, warmen Kreiſe des Elternhauſes am ſonntäglichen Frühſtückstiſch vorgeleſen zu werden und Freude zu machen. Sie ſind durch und durch weſensecht, aber es wirkt in ihnen ſtark der innerliche Einfluß der Briefempfänger, an die ſie ſich wandte. Briefe ſind um dieſes Umſtandes willen, daß man ſich, je nach Veranlagung, mehr oder weniger und faſt immer ganz unbewußt, auf die Perſönlichkeiten, an die man ſchreibt, einſtellt, trotz ihrer Unmittelbarkeit nicht die wahrſten Weſensäußerungen. Paulas Briefe an die Familie, wofern ſie nicht über ganz beſtimmte Dinge an den Vater, die Mutter oder eines der Geſchwiſter ſich wendet, kommen aus dem Teil ihres Weſens, den ſie einmal als Braut gegen Otto Moderſohn ihre Lachſeite nennt. In der Berliner Zeit gilt von ihnen: „Das Schönſte meines Lebens iſt viel zu fein und zu ſenſibel, als daß es ſich aufſchreiben ließe. Das, was ich Euch ſchreibe, iſt nur das Drum und Dran. Es iſt das Gefäß, darin der Duft vieler köſtlicher Augenblicke ruht.“ Manchmal zerreißt der Vorhang, dann ſieht man tiefer in ſie hinein: „Meine ganze Woche beſteht eigentlich nur aus Arbeit und Gefühl“ oder: „ich komme mir oft vor wie ein Hohlzylinder,

in welchem der Dampfkolben mit rasender Schnelligkeit auf- und abgeht." Und einmal: „Hier in Berlin spiele ich mehr denn je Vogel Strauß. Ich kann es sonst nicht ertragen."

Auf Berlin folgt Worpswede. Das Arbeitsleben, das sie dort führt, ist für Paula ein reicher Sommertag. In ihren Tagebuchblättern, in den wenigen Gedichten, die sich anspruchslos dazwischen finden, ringt ihre Seele manchmal förmlich darum, den rechten Ton zu treffen für die berauschende Musik, die in ihr strömt und braust. Was sie niederschreibt, wird zu einem Lobgesang, wie ein Hallelujah kehrt in ihm immer das eine Wort: ich lebe! wieder.

Die spröde Art der Moorbauern schlägt tiefe und helle Seiten in ihr an. Ehrfürchtig steht sie vor diesem Stück Menschentum und dem Gebot ihres Innern, es nachschaffend zu gestalten; und dann wieder erfaßt und genießt sie mit ursprünglichem Humor die Wunderlichkeiten der Art, die sich in ihm mit naiver Selbstverständlichkeit auswirkten. Wie blaß und konstruiert stehen die allermeisten Menschen unserer niedersächsischen Heimatbücher neben den mit ein paar charakteristischen Strichen skizzierten Gestalten in Paulas Briefen und Aufzeichnungen: Die Leute der Bauernhochzeit, die junge Mutter aus dem Rusch, die alte Olheit, und die Armenhausmenschen. Das Intime, Genrehafte, Anekdotische, das in ihrer Kunstauffassung durchaus beiseite trat, wohl aber ein Einschlag ihrer Natur war, kommt in reizender Frische in ihren schriftlichen Aufzeichnungen über ihre Modelle zum Ausdruck. Von Paris zurückkehrend, kritisiert sie jene Auffassung an ihrem sehr hochgeschätzten Lehrer Mackensen. „Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben."

Der besondere Reichtum dieser Jahre war für Paula die Fülle der Einsamkeit, welche ihr das Worpsweder Leben gewährte; sie war das Element, in der ihre lebhaft aufnehmende Seele sich immer wieder ruhig, frisch und klar badete. Noch in einem andern, einem leise schmerzenden Sinn, nahte sich ihr von dieser Zeit an die Einsamkeit: sie mußte lernen, in dem Wollen und auf den Wegen ihrer Kunst allein zu gehen, ohne das innerliche volle Verstehen der ihr nächsten liebsten Menschen; das

typiſche Erlebnis jedes großen in die Zukunft weiſenden Künſtlers. Im Jahre 1899 berührt Paula zum erſtenmal dieſen Punkt; da ſchreibt ſie an die Schweſter, daß ſie fühle, wie ſie alle ſich an ihrer künſtleriſchen Art erſchreckten, und daß, bei der Entwicklung, die vor ihr liege, es noch mehr kommen werde und kommen müſſe. Keine Klage und kein Vorwurf darüber kommt jemals bei ihr zum Ausdruck, ſie wußte, es konnte wohl nicht anders ſein, aber eine Wehmut durchklingt jetzt manchmal die Briefe an die Familie. Die beiden Saiten ihrer reichen Frauennatur wirken ſich von dieſem Zeitpunkt an in den Briefen an ſie wechſelſeitig aus: ſie iſt unbeugſam überall da, wo es die inneren Lebensnotwendigkeiten ihres Künſtlertums, das für ſie unlöslich von ihrem Menſchentum war, angeht, und ſie iſt weich, hingebend-zärtlich, wenn ſie nur Tochter oder nur Schweſter ſein kann. Hier war die Reibung, die aus Paulas Natur den Charakter ſich kriſtalliſieren ließ; ſie hatte zu kämpfen, um ſie ſelbſt bleiben zu können; es ging dabei nicht um greifbare Widerſtände von außen, ſie kämpfte gegen die ſchöne Empfindſamkeit ihres Gemütes, deſſen Glücksverlangen eine enge Nähe und Wärme der Beziehungen zu den Ihrigen war und das auch das kleinſte Nichtverſtehen als Schmerz empfand. Sie hätte Lebenskeime in ſich töten müſſen, wenn ſie ſich aus ihrer feſt miteinander verwurzelten Familie innerlich hätte löſen wollen. Kurz vor ihrem Tode ſchreibt ſie an die Mutter: „Das Blut iſt wohl das ſtärkſte Band. Es ſchlägt Brücken über die weiteſten Abgründe, man muß den Schöpfer preiſen, der dieſe gleichen Säfte geſchaffen hat.“

Es iſt bezeichnend für Paula, daß in nur ſehr beſchränktem Maße die Freundſchaft, auch in dem Lebensalter, wo jene gern mit Forderungen an erſte Stelle tritt, in ihr Leben eingegriffen hat. Nur eine Freundin hat ſie gehabt, die Bildhauerin Clara Weſthoff, alle anderen freundſchaftlichen Beziehungen blieben loſe geknüpft und bedeutungslos.

Im Jahre 1900 reichte das Leben ihr ſeinen vollſten duftenden Kranz: Paula verlobte ſich mit Otto Modersohn. Sie hatte bereits längere Zeit in regem künſtleriſchen Austauſch mit ihm geſtanden und war bei Lebzeiten der erſten Frau in ſeinem Hauſe ein viel und gern geſehener Gaſt geweſen. Eine beſondere Art des Verkehrens zwiſchen den Ver-

lobten, eine durch die engen Verhältniſſe Worpswedes bedingte Heimlichkeit des ſchriftlichen und perſönlichen Austauſches gibt den erſten Monaten der Brautzeit das Gepräge. Paulas Glück iſt jubelnd; alles, was ihr Weſen an Romantik umſchließt, ſcheint in den Briefen an den Verlobten und den ſpäteren Gatten aufzublühen.

Die erſten Jahre der Ehe ſind ſehr hell; die Sehnſucht nach dem Kinde iſt nicht Schatten, ſondern Hoffnung, die die Zukunft ſanft beſtrahlt. Die verſchiedenen Aufenthalte in Paris gleichen einem Hinauslaufen in eine leuchtende Fremde, aus der ſie immer wieder neu beglückt in die Heimat zurückkehrt. Und doch war es die Ehe und das Glück dieſer Ehe, die Paula in den tiefſten Lebensernſt hineinführten. Sie hatte in Otto Moderſohn ihr Du gefunden, ſie war beſeligt in der Verſchmelzung ihres Lebens mit dem ſeinigen geweſen, die in den erſten Jahren auch eine Verſchmelzung in der Arbeit war. Aber ihr Künſtlermenſch konnte dieſe Art von Zweiheit auf die Dauer nicht ertragen; er floh zurück in ſeine Einſamkeit. Es kam die Zeit, in welcher Paula das tiefe problematiſche Künſtlerſchickſal durchlebte, dem Hölderlin die Worte gab: „Uns iſt gegeben an keiner Stelle zu ruhen". Schon in dem vollen Glück der erſten Zeit nach ihrer Verheiratung klingt etwas davon in ihr an. Sie ſchreibt von Tränen, die ſie viel geweint hat und daß die Ehe ihrer Erfahrung nach nicht glücklicher mache, denn: „ſie nimmt die Illuſion, die vorher das ganze Weſen trug, daß es eine Schweſternſeele gäbe." Aber dieſe Worte wirken an den Stellen, wo ſie ſtehen, nur erſt wie das natürliche Verebben der Empfindungsflut eines überſchwenglich jungen, vollen Herzens und nicht als kaltes Enttäuſchtſein. Die innerlichen Kämpfe ſetzten ſpäter ein.

Im Jahre 1906 glaubte Paula ihr Beſtes in ſich retten zu ſollen, indem ſie Otto Moderſohn verließ, um fern von ihm, in Paris, ihr Leben neu aufzubauen. Das war für ſie die Tat eines tiefen ernſten Mutes, das härteſte Opfer, das ihr Menſchentum ihrem Künſtlertum brachte; denn ihr Menſch — ihr Menſchlein, wie ſie früher in einem Empfinden ſeiner Zartheit und Leichtverletzlichkeit gern geſagt hatte — litt ſehr unter dem Schweren, was ſie damit über ihren Gatten und ihre nächſten Angehörigen brachte.

Künſtleriſch war dieſe Pariſer Zeit ein letztes volles Reifen. Ihr Bekanntwerden mit Bernhard Hoetger, die Beeindruckung durch ſeine Kunſt, in der ſie damals Verwandtes fühlte, Hoetgers bedingungsloſe Anerkennung ihrer eigenen künſtleriſchen Art und die Aktivität ſeines Weſens ſchnellten ſie auf den Gipfel ihrer Möglichkeiten empor. Anfang Mai ſchreibt ſie an Hoetger: „Daß Sie an mich glauben, das iſt mir der ſchönſte Glaube von der ganzen Welt, weil ich an Sie glaube. Was nützt mir der Glaube der andern, wenn ich doch nicht an ſie glaube. Sie haben mir Wunderbarſtes gegeben. Sie haben mich ſelber mir gegeben. Ich habe Mut bekommen. Mein Mut ſtand immer hinter verrammelten Toren und wußte nicht aus noch ein, Sie haben die Tore geöffnet. Sie ſind mir ein großer Geber. Ich fange jetzt auch an zu glauben, daß etwas aus mir wird. Und wenn ich das bedenke, dann kommen mir die Tränen der Seligkeit. Ich danke Ihnen für Ihre gute Exiſtenz. Sie haben mir ſo wohl getan. Ich war ein bißchen einſam". — Und um dieſelbe Zeit an die Schweſter Milly: „Ich werde etwas — ich verlebe die intenſiv glücklichſte Zeit meines Lebens. Bete für mich."

Hier iſt der Punkt, wo die ſchöne Linie von Paulas innerer Entwicklung zum Ring zu ſchließen ſich anſchickt. Sie hatte die große Sicherheit im Bewußten gewonnen; niemals hätte äußerliche Anerkennung oder Erfolg ſie ihr zu geben vermocht. Sie fühlt ihr Künſtlertum erfüllt, ſie ſteht da, wohin ihr unentwegtes Brauſen dem einen Ziel entgegen ging. Sie geht im Licht. Auch jetzt noch bleibt dieſes Eine für ſie, ihre Kunſt, allem anderen übergeordnet, aber mit dem tiefen Aufatmen der Ruhe über ſich ſelbſt erkennt ſie die Bedingtheit als Geſetz des Lebens, und ſie vermag aus dieſer neuen Reife heraus der Kunſt zu geben, was der Kunſt gehört und den Menſchen zu geben, was den Menſchen. Sie vereinigt ſich wieder mit dem Gatten und das Leben ſegnet ſie mit dem höchſten erſehnten Gut, das es ihr bis dahin vorenthalten hatte, mit der Mutterſchaft. Dann, wenige Tage nach des Kindes Geburt, ſpricht es ihr ſein letztes, ſtärkſtes Wort und ruft ſie in den Tod.

Mutterſchaft und Tod ſtanden als die beiden großen Eckpfeiler, zwi-

schen denen Paulas seelische Spannungen hin und wieder gingen; es war ihr bestimmt, daß ihr Ende als ein Verschmelzen beider kam. Eine letzte photographische Aufnahme, die sie mit dem Kindchen im Bett neben sich wiedergibt, zeigt in den schönen Zügen einen wahrhaft verklärten Ausdruck von Glück und Genüge; die Schatten der letzten Jahre waren verweht, sie hatte wieder die Einheit und Klarheit in sich gefunden. Und so schied sie.

Erdenseligkeit war ihr Leben gewesen; aber nicht so, daß die Erde dieser Seligkeit letzten Sinn gab. Was Paulas Kunst groß macht, ist dasselbe, was auch ihrem Menschentum die weiten Maße verleiht. Ihr Verhältnis zur Natur, die ihr Modell wurde, war eine Liebe und Hingegebenheit an die Dinge, die voll tiefer Ehrfurcht vor dem Geschaffenen als dem Ausdruck der ewigen Schöpferkraft war. Niemals wollte sie eine Stimmung von außen her in sie hineintragen, nur das Tiefste und Feinste des Natürlichen in ihnen in Farbe und Form lebendig werden und zur Stimmung reifen lassen. Ihr Arbeiten war ihr etwas Heiliges, sie ging wie an einen Gottesdienst daran. Sehr jung noch, in den ersten Berliner Studienjahren, schreibt sie einmal von einer halb kindischen Eitelkeit infolge einer besonderen Anerkennung, die sie erfaßt hat, und die ihr die echte rechte Malstimmung vorenthalten habe; und immer wieder, wenn sie von dem Kampf und dem Glück ihres Strebens redet, geschieht es ihr, daß das Gefühl dabei zu religiösem Ausdruck, zu Worten der Frommheit sich steigert.

War Paula fromm? ... Sie litt in Berlin unter den Eindrücken von Unfrommheit. „Du weißt, daß ich damit nicht Kirche meine", schreibt sie, „aber fromme Augen sehe ich so wenig". Ihr eigenes Frommsein war ein Erfülltsein vom Ewigen, eine Hingabe, ein Anbeten. In ihren stärksten Empfindungsaugenblicken nennt sie es Gott. „Wollte Gott, es würde etwas aus mir", sagt sie inbrünstig. Wenn ihr ein Augenblick des Zweifels an der ernsten Reinheit ihres künstlerischen Willens aufsteigt, kommt es ihr: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist". Und wenn der Sturm ihres schaffenden Lebens übermächtig sie erfaßt, fließen die Lippen über: „Oh heiliger Geist zeuch bei mir ein — und laß mich deine

Wohnung ſein — zu ſteter Freud und Wonne. —" Das ſind Momente, in denen nicht eigene Worte ſich ihr entringen, ſie kann ſich da nur geben in den Worten einer feierlichſten Tradition, die ſchwer und voll von Jahrtauſende altem Sinn geworden ſind. Sie kommen ihr nicht, weil ſie der vernunftgemäß richtigſte Ausdruck ihres Empfindens ſind, ſondern weil ſie, über Zeit und Raum hingehend, der Spannweite ihrer Seele entſprechen. Dieſes weite Maß ihres Weſens, das volles Genügen nur fand, wenn es das Sinnliche unmittelbar an das Überſinnliche, das Zeitliche an das Ewige anknüpfen konnte, gab ihrem Künſtlertum die einzigartige Größe. Die tiefſte Wirkung ihrer Bilder wird niemals im rein Maleriſchen zu deuten ſein, ſie iſt die Form gewordene Schöpferkraft einer Auffaſſung von Natur und Leben, für die alles Vergängliche zum Gleichnis wurde.

Von der äußerlichen Perſönlichkeit Paula Moderſohn-Beckers hat mir das Leben nur einen flüchtigen Eindruck gegönnt. Es war im Sommer 1907 in Worpswede in einer heiteren Geſelligkeit. Sie weilte da für eine kurze Zeit und mir blieb von ihr das Bild einer feinen, jugendlich fraulichen Anmut. Ein ſtilles Glücklichſein umwehte ihre Erſcheinung, ſie ſprach wenig und auch noch in der lebhaften Rede behielt ihr Auge immer eine nach innen gerichtete Sammlung. Einmal ſtand ſie auf und verließ mit leichtem Grüßen den Kreis; ihr Zuſtand einer nahenden Mutterſchaft gab ihrer Haltung und ihren Bewegungen eine ſchöne Würde. Es war in dem Augenblick, als gehörte ſie zu jenen Frauen, die unſere alten Meiſter als Gottesmutter gemalt haben.

S. D. Gallwitz.

Briefe und Tagebuchblätter

England und Bremen

1892–93

Die Jungmädchenzeit Paulas wird durch eine Reiſe nach England, die ein erſtes längeres Entferntſein von zu Hauſe brachte, eingeleitet. Paula hält ſich dort den größten Teil der Zeit auf einem Landgut bei London auf, deſſen Herrin eine Schweſter ihres Vaters war, die in ihrem Briefwechſel oft vorkommende „Tante Marie". Ein Nebenzweck des faſt einjährigen Aufenthaltes waren die Malſtunden in London, womit ſie ihre frühen, rein ſchülerhaft dilettantiſchen Bremer Studien auf dieſem Gebiet fortſetzte.

★

Willey, den 9. September 1892.

Tante Marie denkt, ich hätte Euch von meinen Malſtunden geſchrieben, als ob ich ein großer Künſtler wäre; leider muß ich geſtehen, daß das bis jetzt noch nicht der Fall iſt. Ich wage noch nicht einmal, Euch Proben meines Pinſels zu ſchicken.

London, den 21. Oktober 1892.

Ich fange beim Neueſten an. Tante Marie und ich kommen eben von einer school of art, in die ich Montag eintrete. Ich habe dort alle Tage Stunden von 10–4 Uhr. Zuerſt zeichne ich nur, und zwar ganz einfache Arabesken uſw. Mache ich darin Fortſchritte, ſo zeichne ich in Kohle nach griechiſchen Modellen. Ich ſah einige Venuſſe, ich ſage Euch, ganz bezaubernd, die Schatten ſo weich. Sollte ich noch weiter kommen, ſo zeichne und male ich nach lebendigen Modellen. So weit hoffe ich aber gar nicht zu kommen, ich bin ſchon froh, wenn ich eins von den Griechenwerken in Kreide zeichnen kann. Wir ſind im Atelier Damen und Herren, fünfzig bis ſiebzig, die meiſten bilden ſich zu Künſtlern aus. Ich bin, denke ich mir, die Jüngſte, und ich denke mir, ich paſſe nicht ſo recht unter dieſe Talente. Aber es iſt doch wieder gut, wenn ich ſehe, daß ich am weiteſten zurückbin und wie weit ich vielleicht gelangen könnte; das ſpornt auch meinen Ehrgeiz an. Am Montag fangen die Stunden an, ich bin Onkel Charles ſo dankbar dafür.

London, den 28. Oktober 1892.

Was meine Gedanken jetzt am meisten beschäftigt, sind natürlich die Zeichenstunden. Der Hauptlehrer ist Mr. Ward, mittelältlich, spricht furchtbar schnell, weil er sonst gar nicht Zeit genug hat, alles zu sagen, was er will. Er gibt famose Stunden und lobt niemals. Er hat aber so furchtbar viel Schüler, daß er gar nicht alle Tage nach jedem sehen kann, bei mir war er erst dreimal. Die andern Tage vertreten ihn Unterlehrer. Ich wünschte, Ihr könntet einmal einen Blick ins „antiqua room“ werfen. Wenn ich Zeit hätte, würde ich mich immer nur umgucken und verfolgen, wie sich die Zeichnungen von Tag zu Tag der Vollendung nahen. Die Damen haben alle bauschige Schürzen um und sitzen auf furchtbar hohen Böcken, noch höher als Comptoirstühle, vor ihren Staffeleien. Ich habe mir lieber eine niedrige männliche Staffelei gewählt, denn diese Höhe ist zwar himmlisch künstlerisch, aber für mich armen Sterblichen doch zu gefährlich. Heute habe ich ein Auge mit Umgebung gezeichnet, das war zwar nicht „antiqua“, aber doch furchtbar häßlich. Im Anfang ist alles dreimal über Lebensgröße...

London, den 10. November 1892.

Heute habe ich furchtbar viel Zeit, denn denkt Euch, heute ist ein echter Londonnebel, und im Atelier herrschte eine solche ägyptische Finsternis, daß man nichts sehen konnte, und bei Licht kann man die Gipse ja nicht zeichnen, weil dann die Schatten anders fallen. Ich habe einen dreiviertel Stunden langen Weg, den wollte ich natürlich nicht umsonst zurückgelegt haben und so ging ich ins Zimmer, wo das lebendige Modell sitzt, es war ein Mann, als Mönch gekleidet. Ein feines, entschlossenes Gesicht. Ich spannte auf mein Zeichenbrett einen frischen Bogen und setzte mich an meine Staffelei; aber dabei ließ ich es auch bleiben. Ich kriegte nämlich auf einmal solch einen Schreck, wie ich mich unter all den Künstlern sah, daß ich meinen Schwanz einkniff und davonschlich. Tante Marie wunderte sich, daß ich überhaupt den Mut hatte, mich dahin zu setzen...

London, den 18. November 1892.

... Nun noch über meine Zeichenſtunden. Ich ſammle mir jetzt wieder einen Stoß Zeichnungen und dann ſchicke ich ſie Euch. Heute ſah ich, wie meine Nachbarin einen Schädel zeichnete. Sie hantierte damit wie mit einem Schnupftuch, mir lief ſchon beim Anſehen eine Gänſehaut über den Rücken. Eine andere zeichnet ein Gerippe. Da nimmt ſie die Rippen 'raus und beguckt ſie ſich in der Nähe, ſteckt ſie wieder an ihren ſicheren Platz, alles in größter Gemütsruhe. Nee, ſo weit möchte ich doch nicht kommen.

Dieſe engliſche Tante Marie war eine bedeutende, bis zur Härte feſt umriſſene Perſönlichkeit mit ſtark betonten pädagogiſchen Grundſätzen. Ihre Art, die für manche Naturen zunächſt eine widerſtändige Art war, und die ungewohnten Formen eines feudal gehaltenen engliſchen Lebens machten für die kindlich junge Paula das Jahr in England zu einem zwieſpältigen: ganz hingegeben genießt ſie die reizvollen Landſchaftseindrücke und die mächtigen Bilder Londons, die häuslichen und geſellſchaftlichen Freuden und die „himmliſchen" Reitſtunden, die in ihren Briefen den Zeichenſtunden Konkurrenz machen, und innerlich reibt ſie ſich dabei an einem Fremd- und Unverſtandenſein wund. Es war ein erſtes intenſives Zuſammenſtoßen mit der „Welt".

★

Meine liebe Tante Marie! Bremen, den 5. Mai 1893.

Ich bin ſo glücklich, daß ich wieder deutſch ſchreiben darf, ich kann mich im Engliſchen doch nur ganz dröge und geſittet ausdrücken, das finde ich ſo furchtbar langweilig. Jetzt ſitze ich nun an Tante Minchens Sekretär und ich kann mir ſo himmliſch einbilden, es wäre wie in alten Zeiten, wo ich noch Dein gutes Kind war. Ich will es jetzt wieder ſein und verſuche Du nur, die ganze Zeit, wo ich in England bei Euch war, zu vergeſſen; wenigſtens vergiß den ſchlechten Eindruck, den Du von

mir haſt. Ich bin nicht ſo, ganz gewiß nicht. Du hältſt mich für äußerſt egoiſtiſch. Darüber habe ich ſo oft nachgedacht und richtig nach dem fürchterlichen Egoismus geſucht. Ich kann ihn nicht finden. Ich habe gefunden, daß ich herrſchſüchtig bin und daß ich ganz ans Regieren gewöhnt bin. Aber alle unterwarfen ſich mir und weder ſie noch ich merkten etwas davon. Ich fand es auch in der Schule ganz ſelbſtverſtändlich, daß mein Wort das durchſchlagende war. Aber hat das etwas mit Egoismus zu tun? Und wenn, könnte ich es helfen?

Jetzt und früher wurde ich faſt immer von Mama gelobt, oder wir ſahen es als ganz ſelbſtverſtändlich an, daß ich nicht viel Tadelnswertes tat. Ich kam zu Dir. Ich ſah, daß ich faſt in allem Dich nicht befriedigte, oder Deine Hoffnungen vereitelte. Nun habe ich eine ungeheure Portion Stolz bekommen. Ja, konnte ich denn dies alles ertragen? Ich verzogenes Kind, konnte ich mich an das alles gewöhnen? Jedesmal, wenn ich Deine Unzufriedenheit ſah, wurde ich unglücklicher.

Dann kam eine Zeit, da hatte ich Angſt vor Dir, das habe ich bis jetzt vor niemandem gehabt. Ich verſchrumpfte mehr und mehr in mich ſelbſt, ich wurde ein lebender Eisklumpen, der nichts von ſich gab und für nichts ein glühendes Intereſſe oder Verlangen fühlte. Und das muß ich haben.

Dieſen Eindruck haſt Du von mir. Ich bin nicht ſo, ich kann mir nicht denken, daß ich ſo war, ich bin mir ſelbſt das größte Rätſel. Ich bin, wir alle ſind nicht an Unterordnung gewöhnt. Mit Mama ſpreche ich wie zu einer Freundin. Du verlangſt es anders. In Willey fand ich das Fächerarrangement in morning-room ſo hübſch. Ich ſagte es Dir, Du fandeſt es eine Überhebung. So behielt ich künftighin meine Kritik. Aber ich hatte ſo ein ſonderbares Gefühl, wie Du mich ſchalteſt. Setzt Mama eine Vaſe hübſch ein, ſo ſage ich es ihr und wir freuen uns noch einmal darüber. Dadurch iſt man ſich ſo nah. Ich will nur ſagen, es war mein Schickſal, daß ich ſo war. Ich bin ſo anders erzogen und fühlte ſo oft, daß ich Dich betrübte, ohne es zu wollen. Eben, dann habe ich meinen Stolz, er hat mich vor vielem bewahrt. Wenn ich mir ſagte, das iſt Deiner unwürdig. Mein Stolz iſt mein Beſtes. Nun kann ich aber nicht Demütigungen ertragen.

Dann werde ich ganz lebensmüde. Mein Stolz war meine Seele. Aber er zeigte ſich jetzt nur von ſeiner ſchlechten Seite. Nimm mich wieder als Deine Paula von früher an, das andere iſt ja nur mein Zerrbild. Ich fühle es.

Nach der Rückkehr von England ſteht die ſiebzehnjährige Paula vor der Frage des zukünftigen Lebensberufes, beziehungsweiſe vor der Vorbereitung auf ihn. Der Tag iſt da, wo ihre Sehnſucht als Bitte laut wird: laßt mich Malerin werden! Es wird ihr vom Vater abgeſchlagen mit der Begründung, daß man befürchte, ihre äußerlich und innerlich immerhin zarte Konſtitution ſei für die Anſtrengungen des künſtleriſchen Studiums und mehr noch für den Kampf des Sichdurchſetzens in der Kunſt nicht gemacht; es fehle ihr die dazu notwendige Energie. An Stelle der Kunſtſchule und des Ateliers wird das Bremer Lehrerinnenſeminar der Schauplatz ihres Arbeitens und Strebens. Paula nimmt die Sache ſehr ernſt. Nach den für die wiſſenſchaftliche Vorbereitung vorgeſchriebenen zwei Jahren ſteht ſie nach ſehr gut beſtandenem Examen wiederum vor dem Vater: jetzt iſt der Beweis der Energie von ihr erbracht. Die Erlaubnis zum Studium der Malerei wird erteilt. Im Herbſt 1896 geht Paula nach Berlin, das Haus ihres Onkels Wulf v. Bültzingslöwen und ſeiner engliſchen Frau in Schlachtenſee wird ihr mit geringen Pauſen für die Dauer ihrer Berliner Studienjahre eine zweite Heimat.

*

Berlin

1896–97

Briefe an die Familie

Berlin, den 16. April 1896.

Alſo heute hatte ich meine zweite Zeichenſtunde, intereſſant und urkomiſch! Ich zeichne eine alte Frau. Mußte den erſten Tag gleich dreimal anfangen, denn Herr A. iſt ein ſtrenger Lehrer. Ich begann mit zitternden Händen, denn ich hörte, wie er meine Nachbarſchaft heruntermachte:

„Dreck! Dreck! Nicht?" Das arme Opfer hat dann ſchleunigſt „Ja" zu ſagen, ſonſt wirft er die Kohle weg und rennt zur nächſten Staffelei. (So bringt man alſo Selbſterkenntnis bei!) Beim nächſten Opfer: „Blödſinnig! Nicht?" Und wieder das zerknirſchte „Ja", was er dann meiſtens in halb ſingendem Tone wiederholt: Ja-a-a. . . .

Ich habe eine Angſt, daß mir bei gleicher Gelegenheit das „Ja" in der Kehle ſteckenbleibt, das würde er mir dann für Eigenſinn auslegen und fortrennen. Alle guten Geiſter, ſteht mir bei! Bis jetzt iſt's mit mir noch gut abgelaufen, man muß ſich wohl intimer kennen, um jemandem ſolche Grobheiten an den Kopf zu werfen.

Bei der dritten Staffelei: „Nüſcht! Nüſcht! Rien! Nichts! Nichts! Mit Andacht arbeiten, mit Paſſion!" Dabei wiſcht er mit ſeiner ganzen Handfläche über die fein ſäuberliche Kohlenzeichnung, ſetzt mit dem breiten Daumen ein paar Schatten auf und wiſcht durch ein Stück Brot ein paar effektvolle Lichter. Dann hat die Sache gleich Schick, genial, eigenartig, flott bis zum äußerſten. Das Gute iſt, daß er mehr Wert auf die Auffaſſung, als auf die Mache legt, ſonſt würde die Sache etwas äußerlich.

Bei der vierten Staffelei: „Mangel an Talent oder Mangel an Fleiß, he? Ganz verfehlt, alſo?" Dann darf die Ärmſte ganz beſcheiden auf dieſes furchtbare „Alſo" antworten: „Noch einmal anfangen". Eine andere wird ſchrecklich heruntergemacht, weil ſie die Windungen des Ohrs, welches ſie zeichnet, nicht genug „fühlt".

Die ganze Sache wirkte auf mich recht beängſtigend, aber allmählich

ſo komiſch, daß ich mich eines Lachens nicht enthalten konnte. Man ſtrengt ſich aber dabei an, natürlich. Heute ſchien er ziemlich zufrieden mit meiner Zeichnung. Na, zufrieden iſt ſchon zuviel geſagt, denn ſie iſt ihm viel, viel zu bieder, auch noch etwas hölzern. . . .

Berlin, den 23. April 1896.

. . . Die Tage fliegen dahin! Ich habe keine Zeit, mich einſam zu fühlen oder Langeweile zu verſpüren. Vier Vormittage der Woche gehören meinem Zeichenunterricht, der bildet jetzt den Inhalt meiner Gedanken. Denn auch, wenn ich nicht in der Stunde bin, denke ich, wie ich dieſes oder jenes Geſicht zeichnen würde. So ſtudiere ich auf meinem Wege mit rieſigem Vergnügen Phyſiognomien und verſuche, das ihnen Charakteriſtiſche ſchnell zu finden. Wenn ich mit jemandem ſpreche, ſo beobachte ich mit Fleiß, was für einen Schatten die Naſe wirft, wie der tiefe Schatten auf der Wange energiſch anſetzt und doch wieder mit dem Licht verſchmilzt. Dies Verſchmelzen finde ich das Schwerſte. Ich zeichne noch jeden Schatten zu ausgeprägt, ich bringe noch zuviel Unwichtiges auf das Papier, ſtatt das Wichtige mehr herauszubringen. Dann bekommt die Sache erſt Leben und Blut, meine Köpfe ſind noch zu hölzern und unbeweglich.

Herr A. ſcheint ein famoſer Lehrer zu ſein. Er weiß genau, was jeder Schüler leiſten kann und verlangt Anſpannung aller Kräfte.

„Es iſt ſündhaft, ſündhaft, wenn Sie die Kunſt ſo ohne Andacht behandeln!“

Ich habe bis jetzt zwei alte Weiblein gezeichnet, ein freches mit einem Federhut, und ein müdes, ſanftes. Letzteres iſt mir beſſer gelungen. Die Manier iſt mir noch ſo neu, ich fange aber an, eine Ahnung zu bekommen.

Montags und Dienstags zeichne ich bei Stöving. Aber nicht mit derſelben Freude, dahinter ſteckt nicht dieſe Kraft. Er tadelt nicht ſtark, lobt aber auch nicht richtig, man weiß nicht, was er gut und was er ſchlecht findet. Er beſchaut nicht die Sache als ein Ganzes, ſondern geht auf jeden einzelnen Zug ein. Er bringt keine Begeiſterung mit.

Meine beiden freien Vormittage, Freitag und Sonnabend, verbringe

ich im Muſeum. Bei den Deutſchen und Holbein bin ich jetzt ganz zu Hauſe, aber Rembrandt bleibt doch der Größte. Seine himmliſchen Lichtwirkungen! Der hat auch mit Andacht gemalt. Erinnerſt Du Dich an die „Geſichte Daniels“? Ein rührendes Bild. Man braucht gar nicht fromm zu ſein und ſpürt doch im Anſchauen einen Hauch jenes frommen Danielſchauders. Der Rembrandt hat es auch weg mit den Schatten, darum intereſſiert er mich ſo ſehr.... Ich muß ſchnell zur Ruhe, um all das Reiche, Neue ſchnell aufzunehmen.

Mein lieber Vater! Berlin, den 18. Mai 1896.

Jetzt weiß ich mein Glück ſchon drei Tage! Ich trage es ſtündlich in meinen Gedanken herum und kann es doch nicht faſſen. Ich darf alſo wirklich meine Zeichenſtunde fortſetzen! Ich werde alle meine Kräfte anſpannen und ſoviel aus mir machen wie nur möglich. Ich ſehe ein prachtvolles Jahr vor mir voll Schaffen und Ringen, voll augenblicklicher Befriedigung und erfüllt vom Streben nach dem Vollkommenen.

Ich zeichne täglich ſoviel wie möglich. In meinen Porträts iſt manches gelungen, aber auch viel fremdes Übertriebenes.

Wenn ich kein Modell habe, gehe ich in den Garten und verſuche in Aquarellfarben zu ſkizzieren. Oder die große Akanthusſtaude. Der Rohbau mit ſeinen rötlichen und bläulichen Tönen erweckt mir eine rieſige Luſt zu den Farben.

Dich muß ich auch zeichnen, aber erſt, wenn die Volle wieder gewachſen iſt. Haſt Du Deinen Friſeur ſchon gerüffelt? Tue es, bitte, bitte. Oder gib Dein liebes Haupt einem Beſſeren, Würdigeren in die Hände. Bei unſerem nächſten Zuſammenſein zeichne ich Dein Porträt, das geht aber ganz gewiß nicht ohne Volle.

... Weißt Du, daß wir in Hamburg waren, ich Glückskind auch? Daß wir Bismarck ſahen, unſern alten großen Bismarck? Aber alt iſt er geworden, ganz alt. Der Jubelruf des Volkes, den ſeine Ohren jahrzehntelang freudig aufgenommen haben, wird ihm jetzt läſtig. Er winkte leiſe ab. Sein Auge flog über die Menge, ohne doch zu ſehen. Ich reichte ihm eine Roſe in den Wagen, er nahm ſie und roch daran. Ich

war erschüttert. Zum ersten Male sah ich unsern großen, großen Kanzler, aber Schicksal und Alter haben seine Kräfte gebrochen. . . .

Liebsten! Berlin, den 10. Januar 1897.

Heute wird aus meinem Sonntagsbrief ein Montagsbrief. Es ging nicht anders. Die Tage haben bei mir viel zu wenig Stunden und die Wochen zu wenig Tage.

Ich kann Euch nur wieder und wieder schreiben, wie gut es mir geht und wie sehr ich Euch danke. Die Wochen sausen. Mir graut es ordentlich. Im Ölmalen habe ich jetzt schon einen ganz winzigen Schimmer. Meine Gemälde werden Euch zu Papas Geburtstag überraschen. Bis dahin müßt Ihr es wieder vergessen. So sehr schön sind sie natürlich noch nicht. Es macht aber doch viel Freude, wenngleich ich unter U. nicht halb so gern male und arbeite wie unter Dettmann, sein künstlerischer Ernst ist nicht so groß. Er macht dem Publikum oft ein X für ein U, wenn es nur hübsch aussieht. In den Stunden ganz Gesellschaftsmann, hier mein gnädiges Fräulein und da mein gnädiges Fräulein, und während er so mit Dir spricht, malt er das halbe Bild fertig. Ich habe es ihm aber gesagt, mein drittes male ich ganz allein. Das imponierte ihm halb, halb ärgerte es ihn. Er sieht übrigens aus wie eine Künstlerkarikatur aus den Fliegenden Blättern. Seine Hauptforce sind Wasserfarben, mit denen er sehr flott hantiert. Da will ich denn nächstens meinen Aquarellfarbenkasten bei ihm einweihen.

Bei A. machte ich in letzter Zeit kleine Fortschritte. Der sorgt aber dafür, daß die Tannen nicht in den Himmel wachsen. Wenn er den einen Tag lobt, so bin ich ungefähr sicher, daß er am nächsten Tage zu tadeln findet. Ich bekomme die Kohle immer lieber.

Freitag bei Körte wurde wieder meine Rötelzeichnung zur Ausstellung eingefordert. Hier feiere ich immer meine größten Triumphe, bin deshalb bei den Konkurrenten sehr unbeliebt, was mich zu einem hochmütigen Air herausfordert und mir riesigen Spaß macht. Laß das Dein väterliches Herz nicht betrüben, Vater, und laß mich nur gewähren. Innerlich bin ich doch oft noch so zitterig und ängstlich wie in

meinen Backfiſchtagen. Das läßt ſich am beſten überwinden, wenn man die Naſe etwas hoch hält. Auf dieſe Weiſe kann man ſich auch nur einige aufdringliche „wüſchte" Mädels fern halten.

Im Akt geht die Sache ruhig ihren Gang. Ich wurde geſtern gelobt, Hausmann fand die Sache recht maleriſch, gut in Licht und Schatten, wenn auch noch etwas unklar.

Da habe ich Euch wieder mein ganzes Wochenregiſter vorgebetet. Wenn ich Euch zuviel Zeichenſtunde verſimple, ſchreibt es nur ehrlich, dann will ich Euch zuliebe meinen Gedanken eine andere Richtung geben. Ich kann zum Beiſpiel Frauenfrage machen, die Stichwörter ſind mir ſchon ganz geläufig. So war ich Freitag nach dem Akt in einem Vortrage: Goethe und die Frauenemanzipation. Die Vortragende, Fräulein von Milde, ſprach ſehr klar und ſehr gut, auch ganz vernünftig. Nur haben die modernen Frauen eine mitleidige höhniſche Art, von den Männern zu ſprechen wie von gierigen Kindern. Das bringt mich dann gleich auf die männliche Seite. Beinah hätte ich ja die Petition gegen das neue bürgerliche Geſetzbuch unterſchrieben. Da hat Kurt mich aber ſo wütend angeſchnoben und mich in meiner urſprünglichen Meinung beſtärkt, daß ich Purks die großen Männer ihre Sache tun laſſe und an ihre Autorität glaube. Ich muß aber doch über mich und die Welt lachen.

Mein Vater! Berlin, den 27. Januar 1897.

Ich bin wieder heimgekehrt aus dem lauten Berlin in unſer liebes einſames, beſchneites Schlachtenſee.

Meine Gedanken ſind dicht neben Dir, Du mußt ſie merken. Sie ſehen Dich an und verſuchen mit den andern fünf Geſchwiſtern die Falten Dir von der Stirn zu glätten. Es iſt ein trauriger Gedanke, daß eigentlich alle erſt durch uns dahin gekommen ſind. Werden ſie durch die frohen Momente, die wir Dir gebracht haben, ausgeglichen? hoffen wir wenigſtens, daß in Deinem neuen Jahre deren ſoviel ſein werden, daß ſich keine neuen Falten zu den alten geſellen. Punkt acht Uhr morgens an Deinem Geburtstag mußt Du an mich denken. Ich

will zu derſelben Zeit mit meinen Gedanken feſt bei Dir ſein. Paß dann mal ganz genau auf, ob Du da nicht den Hauch eines Kuſſes auf deiner rechten Backe verſpürſt.

Ich komme wieder mit Köpfen zu Dir, hoffentlich wird Euch die Geſchichte nicht langweilig. Es iſt ja immer wieder dieſelbe Couleur in grün. Das kleine bunte Mädchen iſt mein erſter Paſtellverſuch, überwältigend ſchön iſt es noch nicht. Das kleine Queckſilber war aber auch für den Anfang recht ſchwer, denn es hielt keine Minute ſtill. Bis jetzt beſteht mein ganzer Reichtum auch erſt aus fünf Stiften. Das kleine Ding hatte blaue Augen, ich aber leider keinen blauen Stift. Als ich gerade über dieſe grauſame Schikane des Schickſals nachgrübelte, hörte ich, wie ſich zwei vor mir ſtritten, ob die Augen blau oder braun ſeien. Da ſchlug ich mich denn aus Vernunftgründen zur braunen Partei... Das lachende Mädel habe ich ganz ſchnell am zweiten Tage gemacht. Deshalb iſt es auch ein bißchen zu ſehr geſchmiert. Und nun meine drei Landſchaften, die Ihr ja niemanden zeigen müßt! da ſie noch etwas zu ſehr Hummer-Mayonnaiſe ſind.

In der Bahn.

Ihr Lieben! Berlin, den 13. Februar 1897.

Da komme ich noch ſchnell in der Bahn auf einen Huſch zu Euch, um Euch einen kurzen Wochenbericht zu geben.

Hauptſache iſt natürlich mein Ball bei Frombergs. Es war einfach ideal! Das Haus war künſtleriſch ſchön mit Blumen geſchmückt. Die dunkel getäfelte Halle ſah unter ihren grünen Tannenkränzen mit dem lachenden feurigen Mohn und den Girlanden aus friſchen weißen Roſen bezaubernd aus. Das Muſikzimmer, das in gelben zarten Tönen gehalten iſt, war über und über mit Mimoſen geſchmückt. Und die einzelnen Tiſche im Eßzimmer! Auf dem einen lag friſcher weißer Flieder, auf dem andern Goldlack; Veilchen, Maiglöckchen, edle Teeroſen auf anderen.

Max Grube und die Lindner führten einen Prolog zur Einweihung des Hauſes auf. Wir drei Malerinnen hatten luſtige Geſellſchaft an zwei Malern und zwei Bildhauern. Der Maler Müller-Kurzwelly

forderte mich zur Française auf, aber denkt nur mein armes Herze! Ungefähr den ganzen Tanz durch pries er mit strahlendem Gesicht die schönen Augen und die schöne Toilette der uns gegenüber tanzenden jungen Frau des Violinspielers Petschnikow. Das war sehr komisch.

Bis drei Uhr schwebte man im siebenten Himmel, nahm immer Abschied und wurde nicht fortgelassen.

Ich schließe in der Schule. Es ist Pause, um mich herum summt und surrt es wie ein Bienenkorb. Es wird ein Klassenausflug geplant. Jeder brennt darauf, der versammelten Gesellschaft einen besonders schönen Vorschlag zu machen. Ich trompete immer „Schlachtensee", weil ich dort zu Hause bin.

Aber die Pause ist aus und ich muß zu meinem kleinen Backfischmodell zurückgehen.

Ihr Lieben! Berlin, den 20. Februar 1897.

Ich sitze in der leeren Klasse, um Euch zu schreiben. Ich bin nämlich in der Schule, es ist vor der Stunde. Ich möchte die Tage meines Hierseins versechsfachen können, ich merke, ich bin gerade im Lernen.

Die Farben fangen an, mir himmlisch zu tagen, ihre Verwandtschaft, ihr Charakter und vieles, was sich einfach nur fühlen läßt, gar nicht sagen. Meine neue Lehrerin Jeanne Bauck nennt es auch ein physisches Wohlbehagen. In diesem Wohlbehagen schwebt nun Euer Kind alle Tage.

Fräulein W., die talentvollste aus der Klasse, und ich regen uns immer gegenseitig auf. Wenn einer eine schöne Farbe auf der Palette oder der Leinwand hat, so muß er es dem anderen zeigen. Ich fühle mich jetzt auch so heimisch in der Klasse und bin froh, daß sie mich gern haben. Wie oft sagt eins: „Beckerchen, was werden wir ohne Sie machen?"

In der Pause machen wir ordentlichen Schululk, man kann hinterher noch einmal so gut arbeiten. Es sind alles besondere Mädel, in irgendeiner Richtung muß man vor jeder Respekt haben. . . . Das ist mein Leben, an dem mein Herz mit allen seinen Fasern hängt, auch

wenn ich nicht hier bin, ſind meine Gedanken doch hier. Vielleicht bin ich dadurch etwas einſeitig. Ich glaube aber, wenn man es zu etwas bringen will, ſo muß man ſeinen ganzen Menſchen dafür hingeben.

Ihr Lieben! Berlin, den 5. März 1897.

... Nun erſt die Neuigkeit von der Schule. Ich habe die Landſchaftsſtunden aufgegeben und arbeite nun die ganze Woche Porträt. Ich bin in der Malklaſſe, die außer mir noch die fünf tüchtigſten Porträtmädchen enthält. Ich will natürlich noch zeichnen, denn das ſehe ich an den begabten Mitſchülerinnen, wie es bei ihrem Malen oft noch beim Zeichnen hapert. Das mochte ſich Fräulein Bauck auch gedacht haben und ſo läßt ſie ganz einfach und energiſch uns alle zeichnen. Dieſer ruhige Wille, mit dem ſie das bei einer neuen Klaſſe durchſetzte, hat mir imponiert. Als es nun ans Zeichnen ging, denkt Euch, welcher Schreck, war keiner von all den Köpfen richtig. Das Modell hatte eine ſo ſchwere doppelte Neigung, ein wenig nach links und ein wenig nach vorn. Dieſes Wenige auszudrücken, war uns allen nicht gelungen. Wie ſie da jeder von uns eine kleine Skizze machte und uns die Hauptmomente der Neigung vormachte, war famos. Sie iſt überhaupt ſehr für das Gründliche. Wir verſtehen ſie noch nicht ganz. Ich glaube, ſie will uns eine ganz andere Art zu zeichnen beibringen, keinen Strich durften wir machen wie wir wollten, ſondern alles was ſie wollte. Dieſes Arbeiten mit gebundenen Händen ermüdet furchtbar, man hat das Gefühl, man kann gar nichts. Das Ergebnis war natürlich auch ſchlimm, ſo daß die meiſten Köpfe ins Feuer wanderten.

Ihr wollt wiſſen, was ſie für eine Perſönlichkeit iſt? Nun erſt das Äußere. Da ſieht ſie, wie leider die meiſten Künſtlerinnen, recht ruppig-ſtruppig aus. Ihr Haar, das in ſeiner Jugend wohl wenig Pflege genoſſen hat, gleicht mehr gerupften Federn. Ihre Figur iſt groß, dick, ohne Korſett, mit einer häßlichen blaukarierten Bluſe. Dabei hat ſie aber ein paar luſtige helle Augen, mit denen ſie die ganze Zeit beobachtet und, wie ſie mir nachher ſagte, mit denen ſie immer ſenkrechte und wagerechte Linien in meinem Geſicht zog. Daraus möchte man

faſt ſchließen, daß ihr Zeichengenius größer iſt als ihr Malgenie, denn dann würde ſie doch mehr an die Farben denken. Ich weiß aber noch gar nichts und werde erſt in den nächſten Wochen einige ihrer Bilder bei Schulte ſehen. Bis jetzt iſt ſie mir noch ein Buch mit ſieben Siegeln.

Berlin, den 14. März 1897.

Nach einem ſchweren Arbeitsmorgen ſage ich Dir, lieber Vater, tauſend Dank für den ſchönen Paſtellkaſten. Ich muß den Blick immer wieder über die ſchön getönten Stifte gleiten laſſen und brenne darauf, ihn einzuweihen.

Mir ſitzt jetzt ein kleiner ungariſcher Mausfallenjunge, der kein Wort Deutſch verſteht, den man deshalb auch nicht ausſchelten kann, wenn er morgens eine halbe Stunde zu ſpät kommt. Es geht aber luſtig, ihn zu zeichnen.

Am Donnerstag war ich zum erſten Male nach der Stunde bei den Kupferſtichen. Ich war ſchon ein paarmal früher an der Glastür, aber die unheimliche Feierlichkeit dahinter ſchreckte mich ſtets zurück. Geſtern nahm ich mir ein Herz und trat ein, mich eigentlich als Eindringling in das Allerheiligſte fühlend. Ein Bedienter trat an mich heran und drückte mir lautlos einen Zettel in die Hand, auf den ich mein Begehr ſchreiben mußte: „Michelangelo, Handzeichnungen“ ... Er brachte mir eine Rieſenmappe. Ich war ganz gierig auf die ſchönen Blätter. Nebenbei hätte ich mir als einziges Weiblein unter dieſer mächtigen Männlichkeit am liebſten eine Tarnkappe aufgeſetzt. Dann vergaß ich aber die leidige Welt über Michelangelos gewaltigem Linienzug. Dieſe Beine, die der Menſch zeichnet!

Abends im Akt hatten wir einen famoſen Kerl. Zuerſt, wie er ſo daſtand, bekam ich einen Schreck vor ſeiner mageren Scheußlichkeit. Als er aber eine Stellung einnahm und plötzlich alle Muskel anſpannte, daß es nur ſo auf dem Rücken ſpielte, da ward ich ganz aufgeregt ... Ihr Lieben, daß ich das haben darf! Daß ich ganz im Zeichnen leben darf! Es iſt zu ſchön. Wenn ich es nur zu etwas bringe. Aber daran will ich gar nicht denken, das macht nur unruhig.

Neulich erlebte ich etwas Spaßiges: Mutter, Du nahmſt doch den weiblichen Akt mit dem ſchönen, ſchwarzen Haar nach Bremen. Dies ſelbe Weſen zeichnete ich auch bei Fräulein B. Sie trug ein ſchwarzes Kleid mit weißem Kragen wie ich, nur war das ihre von ſchickerem Sitz. Ihren hübſch beſchuhten Fuß ſtreckte ſie ſo kokett heraus, daß ich meine etwas ſchrummeligen Untertanen beſcheiden einzog. Als die junge Dame mit den ſanften Taubenaugen zum zweiten Male erſcheint, hat ſie ſich ſtatt der ſchwarzen Mähne ſchönes kaſtanienbraunes Haar zugelegt. Erzählte irgendeine Fabel von Haarwaſchen und ſich in der Flüſſigkeit vergriffen haben. Ich aber dachte in meinem ſtillen Sinn: „Ja, die Welt, die Welt!“

Ihr Lieben! Berlin, den 3. April 1897.

Da iſt mein Sonnabend ſchon wieder! Meine Woche war diesmal ſehr erlebnisreich. Am Sonntag ging ich zu N.s zur Probe des Stückes, in welchem mitzuwirken ich verſprochen habe. Jetzt wünſchte ich mir aber lieber meine freie Zeit zurück, denn ich habe Frau N. nicht gern, das Stück nicht gern, und den umarmenden Aſſeſſor nicht gern.

Vater, mache keine Sorgenfalten, daß ich ſo viel Antipathien in einem Moment beſitze! Ich gehe groß und heldenhaft dagegen an, indem ich Frau N. anlächle, das Stück ſchon gelernt habe und den Aſſeſſor treulich umarme. Letzteres allerdings mit einem heimlichen Fluch.

Montag war ich bei Du Bois Reymonds. Lucie ſprach über ihre Bremer Tätigkeit und zeigte mir einige der dort angefertigten ſtiliſierten Muſter. Dann kam ein feines Geſpräch über Zeichnen und Malen. Sie ſind gar nicht modern und verteidigen ſehr die Kontur.

Bei Hausmann haben wir jetzt ein ſehr drolliges Modell, eine echte Berliner Portiersfrau mit den dazugehörigen Redensarten. Sie hat noch nie Modell geſeſſen, wir haben ſie, in Ermangelung eines beſſeren, von der Straße aufgegriffen. Als wir ſie anredeten, blickte ſie entſetzt an ihren maleriſch verblichenen Kleidern hinunter und meinte, ſie müſſe ſich doch erſt fein machen. Als ſie zum zweitenmal kam, hatte ſie wirklich eine unausſtehlich blanke neue Schürze umgebunden. Es war zu komiſch,

welch einen Einfluß das Sitzen auf dieſes choleriſche, ſchnellatmige Weiblein hatte. Nach einer Stunde rief ſie ſchon aus: „Nee! Ick hatte immer jedacht, dat Nichtstun wär' das Schönſte, es is ja aber viel, viel ſchlimmer als Arbeeten!" Nach dem erſten Tag verließ ſie die Bildfläche mit den großen Worten: „Lieber drei Stuben ſcheuern!"

Berlin, den 30. April 1897.

Bei prachtvollem Sonnenſchein bin ich aufgewacht und habe mich ſchon die ganze Zeit der ſchönen Erde gefreut. Es lacht alles und grünt und blüht, da muß man ſelbſt mit lachen. Aber heiß iſt es auf einmal geworden, ſommerlich heiß. Das Aktmodell fragt ganz naiv, ob wir es nicht wegen ſeines leichten Koſtüms beneideten. Meine freie Zeit brauche ich, um immer weiter fröhlich zu ſkizzieren. Es iſt ja ein Genuß, in dieſer Götterluft zu ſitzen, vor ſich die ſchlanken zarten Birken. Und Anerkennung ſtrömt mir dabei in vollem Maße zu. Hauptſächlich ſind die Bahnwärter meine Gönner. Der eine ſagte neulich ein übers anderemal: „Kinners, Kinners, dat is Kunſt!!!"... Zwar muß ich hinzuſetzen, daß er ſich zuerſt vorſichtig erkundigte, ob das, was ich malte, die Birken ſeien.

Modelle bieten ſich haufenweiſe an. So rief neulich einer von drei luſtigen Arbeitern, die meinen Stand paſſierten: „Freilein, woll'n Se uns drei Gräbſe nich ooch molen?" Einen habe ich auch mal beim Wort genommen, aber ſie haben keine Modellausdauer, der Witz beginnt bald, ihnen langweilig zu werden.

Unterdeſſen iſt es Abend geworden. Der Himmel läßt ſein Licht noch ſo hell leuchten, daß ich in meiner Epiſtel an Dich fortfahren kann, mein Vater. Ich habe einen ſchönen Arbeitstag hinter mir, der durch einen prachtvollen Botticelli-Genuß in den Kupferſtichen unterbrochen wurde. Hier in Berlin ſind die Originale zu ſeinen Dante-Illuſtrationen. Jedes Bild behandelt einen Geſang, und es iſt mir ſehr intereſſant, wie die ſonderbaren Phantaſien Dantes von einem großen Volksgenoſſen aufgefaßt werden ... Es wird mir doch zu dunkel, mein Lieber, ich will in Gedanken bei Dir weilen und mir dabei den ſchönen Abendhimmel betrachten, die Sonne iſt prachtvoll untergegangen.

Berlin, den 7. Mai 1897.

... Ein rechter Maitag mit Blütenpracht und Vogelgezwitscher, aber eine scheußliche Anzahl von Elstern, deren Tage jetzt nach Onkel Wulfs Ankunft gezählt sein werden, und Maikäfer schwirren herum, daß es nur eine Art hat.

Ich freue mich stets auf meine Stunden bei Jeanne Bauck. Nachdem ich mich an ihre „Wüschtigkeit" gewöhnt habe, mag ich sie gar zu gern ansehen. Ihre Züge sind gerade so interessant wie ihr Malen. Ich kann mir immer wieder den kleinen pikanten Bogen ihres Nasenloches anschauen. Ihr Mund hört so nett plötzlich auf, gerade als ob der Herrgott plötzlich mit einem feinen Pinselstrich darüber gefahren wäre. Bei ihr male ich also und ich liebe die saftigen Ölfarben aus ganzer Seele.

Kürzlich besuchte ich Jeanne Bauck in ihrem Atelier. Es gibt für mich nichts Schöneres, als ein Atelier zu betreten, dann bekomme ich viel frömmere Gedanken als in der Kirche. Mir ist dann innerlich so still und groß und wunderschön zumute. Es hingen famose Sachen im Atelier, Porträts und Landschaften, eine große einfache Auffassung in jedem Bild und doch nicht maniriert; fein, fein!

Berlin, den 14. Mai 1897.

... Ihr Lieben! Wieder Bleistift. Ich fürchte, Ihr bekommt von mir auch nichts Besseres zu sehen, bis Ihr mich in Euren Armen haltet. Ich mache schon Pläne, wie ich Euch in meinen langen Ferien abkonterfeien will und denke schon tief über die Hintergründe nach, denn das ist eine große Sache. Ich liebe die Ölfarben. Sie sind so saftig und kräftig, es arbeitet sich herrlich damit nach dem schüchternen Pastell. Herma denke ich mir als Versuchsobjekt. Blast der kleinen Seele nur schon recht viel Sitzgeduld ein.

Bei Hausmann habe ich gestern auch in Öl angefangen. Er läßt ganz anders arbeiten als Jeanne Bauck. Während diese das höchste Licht als Norm annimmt und von da in den Schatten arbeiten läßt, geht Hausmann vom Schatten aus. Je tiefer Du den einsetzest, um so heller muß auch das Licht sein. Rembrandt erzielte doch so kolossale

Lichterfolge, das kam von der Tiefe ſeiner Schatten. Die lebende Haut hat aber im Licht ſo etwas Blendendes, Leuchtendes, daß man ſie gar nicht hell genug angeben kann.

Ich habe wieder einen feinen Tag hinter mir. Morgens mein altes Männlein in Öl bei Hausmann, zu Tiſche bei G.s, und um 4 Uhr beſuchte unſer Trio den jungen Bildhauer W. Er hat für jede von uns einen kleinen Faun geknetet und wir kamen, um ſie abzuholen. Er iſt ein rieſig einfacher Menſch, dem es nicht im geringſten einfiel, uns die Kur zu ſchneiden. Aber das war es gerade, was mir ſo gefiel. Und nun ſitze ich vergnügt mit meinem Fäunchen daheim.

Seid alle umarmt von

Eurem glücklichen Malkinde.

★

Bremen

1897

Die Sommermonate 1897 führen Paula nach Bremen in das Elternhaus zurück. Bedeutsam an dieser Zeit ist ihr erstes Kennenlernen von Worpswede, dem nachbarlich gelegenen Heidedorf, das damals gerade durch seine künstlerischen Entdecker, die Maler Mackensen, Modersohn, Vogeler, am Ende, Vinnen, Overbeck und durch ihre geschlossenen Ausstellungen in der Kunstwelt berühmt geworden war. Vom ersten Augenblick an verfällt Paula dem eigenartigen Reiz der dortigen Landschaft. Sie geht zu Studienzwecken für den Sommer nach Worpswede und kehrt im Herbst noch einmal, zum letztenmal, auf die Berliner Malerinnenschule zurück.

Meine liebe Tante Marie! Bremen, den 14. Juli 1897.

... Ich finde, M.s Wesen liegt ganz offen schon in ihren lieben Augen und ihrem süßen Mund. Sie ist eine ganz zartbesaitete Natur. Ich schwelgte im Zusammensein mit ihr, aber es kam mir vor, fast wie zu gut für mich. Es war ein zu großer Vorzug, nie geärgert oder gereizt zu werden. Ich muß mich ganz im stillen mit meiner Außenwelt reiben, sonst werde ich untauglich für die Welt, so eine Art Molluske, die ihre Hörner immer einzieht. (Oder hat dieses Tier Fühler?) Einerlei, ich habe mir vorgenommen, meine Hörner oder Fühler zu brauchen, nicht zum Stoßen, sondern zum leisen ruhigen Schieben meines Lebensweges.

Malen, malen, malen geht es mir dann wieder durch den Sinn. Das ist die begleitende Melodie zu meinem jetzigen Leben. Oft klingt es leise, traumverloren, märchenhaft. Das nenne ich meine „Versunkene Glocke-Stimmung". Oft laut und fein und groß. Dann möchte ich auf einem hohen Berge stehen und möchte laut, laut schreien. Da ich das aber nicht kann, bin ich innerlich und äußerlich ganz still. Es ist, als ob ich nicht lebte, oder als ob nur meine Seele lebte. Das ist sehr, sehr

ſchön. Man wagt ſich kaum zu rühren, um den Zauber nicht zu verſcheuchen. Es iſt wie die Berge in Abendſtimmung. Das war ja immer mein Schönſtes; wenn ſie groß und ernſt ſtill dalagen. Und dann muß ich jetzt auf einmal wieder an meine ſchönen Stunden auf meinem Stein am Waſſerfall denken. Da ſaß ich wie ein Kind und dachte nur an den blauen Himmel und die weißen Wolken.

Iſt es egoiſtiſch, daß ich Dir dies alles ſchreibe? Ich glaube, Du freuſt Dich daran, nicht wahr? Ihr müßt mich ſchon alle mit meinem Egoismus nehmen, ich werde ihn nicht los, er gehört zu mir wie meine lange Naſe. Manchmal denke ich, wenn ich als Krüppel geboren wäre, ſo wäre ich vielleicht anders geworden. Da entſagt man ſchon mit dem erſten Atemzuge der Luſt der Welt. Aber ſo gibt es ſo viel Wünſche, die das Herz hört und über die es ſelbſtſüchtig nachdenkt und dabei die Wünſche der andern vergißt. Ob das wohl mit dem Alter beſſer wird? Das iſt meine einzige Hoffnung.

*

· Worpswede

1897

Tagebuchblätter

Worpswede, im Sommer 1897.

Worpswede, Worpswede, Worpswede! Verſunkene-Glocke-Stimmung! Birken, Birken, Kiefern und alte Weiden. Schönes braunes Moor, köſtliches Braun! Die Kanäle mit den ſchwarzen Spiegelungen, aſphaltſchwarz. Die Hamme mit ihren dunkeln Segeln. Es iſt ein Wunderland, ein Götterland. Ich habe Mitleid mit dieſem ſchönen Stück Erde, ſeine Bewohner wiſſen nicht, wie ſchön es iſt. Man ſagt es ihnen, ſie verſtehen es nicht. Und doch braucht man kein Mitleid zu haben, nein, ich habe keins. Nein, Paula Becker, habe es lieber mit Dir, daß Du nicht da lebſt. Und das auch nicht, Du lebſt ja überhaupt, Du Glückliche, lebſt intenſiv, das heißt: Du malſt. Ja, wenn das Malen nicht wäre?! ... Und weshalb Mitleid haben mit dieſem Land? Es ſind ja Männer da, Maler, die ihm Treue geſchworen haben, die an ihm hängen mit unendlicher, feſter Männerliebe! ... Da iſt erſt Mackenſen, der Mann mit den goldenen Medaillen in den Kunſtausſtellungen. Er malt Charakterbilder von Land und Leuten; je charakteriſtiſcher der Kopf, deſto intereſſanter. Er verſteht den Bauern durch und durch. Er kennt ſeine guten Seiten, er kennt ſie alle, er kennt auch ſeine Schwächen. Mir deucht, er könnte ihn nicht ſo gut verſtehen, wäre er nicht ſelbſt in kleinen Verhältniſſen aufgewachſen. Es klingt hart von mir, grauſam hart, es liegt ein großer Dünkel darin, und doch muß ich es ſagen. Dies „In kleinen Verhältniſſen Aufgewachſenſein" iſt ſein Fehler, für den er ja ſelbſt nichts kann. Daß der Menſch es doch nie abſchütteln kann, wenn er mit den Groſchen gekämpft hat, auch ſpäter nicht, wenn er im Wohlſtand lebt; der edle Menſch wenigſtens nicht. Dieſer Kampf läßt Spuren zurück. Sie ſind faſt unſichtbar, aber ihrer ſind viele, viele. Ein geübtes Auge entdeckt jeden Augenblick eine neue. Der ganze Menſch war gebunden geweſen, feſtgebunden. Mangel an Geld ſchmiedet uns feſt an die Erde, man bekommt die Flügel beſchnitten, man merkt es nicht, weil die Scheere ganz vorſichtig

täglich nur eine Ahnung abſchneidet. Was hat dies böſe, böſe Schickſal den Menſchen ſchließlich allmählich abgeſchnitten! Das Große, Unbefangene, das unabhängig Stürmende, das Stück Prometheus, das titanenhaft Kräftige im Manne, die Urkraft, die geht verloren. Iſt das nicht hart?... So iſt es auch bei Mackenſen. Er iſt ein famoſer Mann, geklärt in jeder Beziehung, ſteinhart und energiſch, zärtlich weich zu ſeiner Mutter. Doch das Große, das unſagbar Große, das iſt verloren gegangen. Im Leben nicht, in der Kunſt. Schade, ſchade.

Der zweite im Reigen iſt der kleine Vogeler, ein reizender Kerl, ein Glückspilz. Das iſt mein ganzer Liebling. Er iſt nicht ſo ein Wirklichkeitsmenſch wie Mackenſen, er lebt in einer Welt für ſich. Er führt bei ſich in der Taſche Walther von der Vogelweide und des Knaben Wunderhorn. Darin lieſt er faſt täglich. Er träumt darin täglich. Er lieſt jedes Werk ſo intenſiv, den Sinn des Wortes ſo träumend, daß er das Wort ſelbſt vergißt. So kommt es, daß er trotz des vielen Leſens keins der Gedichte auswendig weiß. Im Atelier in der Ecke ſteht ſeine Guitarre. Auf ihr ſpielt er verliebte alte Weiſen. Dann iſt er gar zu hübſch anzuſehen, dann träumt er mit ſeinen großen Augen Muſik. Seine Bilder haben für mich etwas Rührendes. Er hat ſich die altdeutſchen Meiſter zum Vorbild genommen. Er iſt ganz ſtreng, ſteif ſtreng in der Form. Sein Frühlingsbild, Birken, zarte, junge Birken mit einem Mädchen dazwiſchen, die Frühling träumt. Sie iſt ſehr ſteif, faſt häßlich. Und doch iſt es für mich etwas Rührendes, zu ſehen, wie dieſer junge Kerl ſeine drängenden Frühlingsträume in dieſe gemeſſene Form kleidet. Das ſtrenge Profil des Mädchens ſchaut ſinnend einem kleinen Vogel zu; faſt iſt es eines Mannes Sinnen, faſt wäre es eins, wenn es nicht wieder ſo etwas Gehaltenes, Träumendes in ſich hätte. Das iſt der kleine Vogeler. Iſt er nicht reizend?

Dann iſt da noch der Moderſohn. Ich habe ihn nur einmal geſehen und da auch leider wenig geſehen und gar nicht gefühlt. Ich habe nur in der Erinnerung etwas Langes in braunem Anzuge mit rötlichem Bart. Er hatte ſo etwas Weiches, Sympathiſches in den Augen. Seine Landſchaften, die ich auf den Ausſtellungen ſah,

hatten tiefe Stimmung in ſich. Heiße, brütende Herbſtſonne, oder geheimnisvoll ſüßer Abend. Ich möchte ihn kennenlernen, dieſen Moderſohn.

Nun kommt der Overbeck. Ihn habe ich verſucht, fühlend zu ſehen. Ich habe ihn aber nicht richtig faſſen können. Seine Landſchaften ſind tollkühn in der Farbe, doch ich glaube, ſie haben nicht das Moderſohnſche Empfinden.

Hans am Ende kenne ich gar nicht.

Ein Schröder, der augenblicklich in Worpswede iſt, gehört, glaube ich, doch nicht zu den „Worpswedern"; er ſoll ſehr „muſikaliſch" muſizieren.

An unſerem Mittagstiſch der Berliner Maler Klein, ein hübſcher Kerl mit weichen, frauenhaften Zügen und feinen, nervöſen Händen; im braunen Sammetanzug. Als Künſtler kenne ich ihn nicht. In irgend einem Verhältnis zu ihm ſteht Fräulein von Finck, denn ſie duzen ſich. Ich war auf ſie ſchon vorbereitet und war alſo nicht ſo ſehr erſtaunt, ſie in Hoſen zu Tiſch kommen zu ſehen. Sie intereſſiert mich. Sie ſcheint klug zu ſein. Sie hat vieles geſehen, ich glaube empfindend geſehen. Sie hat in Paris ſtudiert, wie lange? Mit welchem Erfolg? Ich weiß es nicht, jedenfalls möchte ich raſend gern was von ihr ſehen.

Das ſind die Prieſter, die Dir, Worpswede, dienen.

Worpswede, Worpswede, Du liegſt mir immer im Sinn. Das war Stimmung bis in die kleinſte Fingerſpitze. Deine mächtigen großartigen Kiefern! Meine Männer nenne ich ſie, breit, knorrig und wuchtig und groß, und doch mit den feinen, feinen Fühlfäden und Nerven drin. So denke ich mir eine Idealkünſtlergeſtalt. Und Deine Birken, die zarten, ſchlanken Jungfrauen, die das Auge erfreuen. Mit jener ſchlappen, träumeriſchen Grazie, als ob ihnen das Leben noch nicht aufgegangen ſei. Sie ſind ſo einſchmeichelnd, man muß ſich ihnen hingeben, man kann nicht widerſtehn. Einige ſind auch ſchon ganz männlich kühn, mit ſtarkem, geradem Stamm. Das ſind meine „modernen Frauen" ... Und ihr Weiden, ihr alten knorrigen Stämme, mit den ſilbrigen Blättern. Ihr rauſcht ſo geheimnisvoll und erzählt von vergangener Zeit. Ihr

ſeid meine alten Männer mit den ſilbrigen Bärten; ja, ich habe Geſellſchaft genug, meine ganz eigene Geſellſchaft, wir verſtehen uns gegenſeitig ſehr gut und nicken uns oft liebe Antwort zu.

Leben! Leben! Leben!

★

Briefe an die Familie

Worpswede, Juli 1897.

Heute morgen hatte ich mir vorgenommen, meinen Pinſel ruhen zu laſſen. Ich ſchnürte den Ruckſack und packte mein Mittagseſſen und Goethes Gedichte ein und wanderte ins Moor, an einſam von Kiefern umſtandenen Bauernhöfen vorüber, durch die unglaublich grünen Hammewieſen, durch rote Heide, an ſchlanken nickenden Birken vorbei. Wo es am ſchönſten war, legte ich mich nieder und ſchaute in die Wolken, dann ſchlief ich einmal, dann wanderte ich wieder ein Stückchen. In mir klang es voll froher Lieder, es war ſo friedlich in mir und um mich her.

Als ich heimkehrte, begann ich draußen zu malen, aber der Himmel machte mir einen Strich durch die Rechnung und ſchickte gewaltigen Regen. Da beſchloſſen wir, zu Hans am Ende zu gehen, den wir bis jetzt nur flüchtig ſahen. Er zeigte uns viele ſeiner Skizzen und vorzügliche Radierungen. Dazwiſchen Klingerſche Sachen, einen ſchönen Dürer und Arbeiten der Worpsweder Freunde. Er konnte mit wenig Worten einen ganzen Menſchen zeichnen. Alles was er ſagte, war nach meinem Geſchmack. Die zarte Art, wie er mit ſeiner jungen Frau ſprach, hat mich ganz für ihn eingenommen, ich fühlte, wie er jeden Augenblick mit ſeinen Gedanken bei ihr war und höre ihn noch „Magdalein" ſagen.

Vorgeſtern abend hatten wir köſtliche Stunden bei Heinrich Vogeler im Atelier und Sonntag werden wir bei Mackenſen ſein.

Das Leben iſt beinahe zu ſchön für

Euer Kind.

Ihr Lieben! Worpswede, Juli 1897.

Ich bin glücklich, glücklich!

Nur ein paar Zeilen, Euch dies zu melden, denn es schlägt zehn Uhr. Früher konnte ich mich draußen nicht vom Monde trennen ... Gestern und heute malten wir in Südwede an einem ganz blauen Kanal. Am Abend stakten uns die drei Vogeler-Brüder auf der Hamme. In der Dämmerung leuchteten die saftigen Hammewiesen. Dann zogen von Zeit zu Zeit diese ernsten schwarzen Segel mit ihrem unbeweglichen Steuermann vorüber.

Dann kam ganz leise der Mond. Ich dachte an Euch und dann wieder gar nichts, sondern fühlte bloß.

Heute machten wir eine Expedition nach Schlußdorf. Man hielt dort Missionsfeier unter freiem Himmel. Man sah viel feine Männerköpfe, aber die Frauen waren häßlich in ihrer bunten städtischen Kleidung. Dennoch erinnerte das Ganze an Mackensens „Heidepredigt".

Ganz Worpswede schlummert schon. Nur auf der Kegelbahn gegenüber poltern noch einige unruhige Geister.

Die Nacht ist wundervoll sternenklar.

Heute habe ich mein erstes Pleinairporträt in der Lehmkuhle gemalt. Ein kleines, blondes, blauäugiges Dingelchen. Es stand zu schön auf dem gelben Sand. Es war ein Leuchten und Flimmern. Mir hüpfte das Herz. Menschen malen geht doch über eine Landschaft. Merkt Ihr, daß ich nach einem langen fleißigen Tage todmüde bin? Aber innerlich so friedlich, fröhlich.

Mutter, der Fouragezuwachs war herrlich! „Und der leere Kasten schwoll." Jetzt haben wir genug bis ans Ende unserer Tage ... Mein Sonntag? Morgens Modellmalen an meinem lieben Blondkopf, Anni Brotmann, in der Lehmkuhle. Nachmittags Treffen mit den Vettern und auf gemeinsamer Wanderung reiche Beute an Brombeeren und Motiven.

Ein Abendgang durchs Dorf. Bei Welzel ist Tanzmusik. Wir blicken hinein: Großer Abtanz der Tanzstundenkinder, reizend anzusehen in

weißen Kleidern. Der Tanzlehrer, eine urgelungene Fuchsphyſiognomie, eröffnet zierlich geſpreizt den Reigen.

Wir wandern weiter. Von neuem treffen Paukentöne unſer Ohr. Wir gucken zur Tür hinein: Bauernhochzeit. Die Braut druſelt unter ihrem Kranz ungefähr ein. Er gähnt. Auf der andern Seite des Saales Bauernquadrille. Im Hintergrund die fürchterliche Blasmuſik, rechts die Kuhköpfe.

Beim nächſten Walzer mache ich mit dem Brautvater die Runde. Er brüllt mir beſeligt in die Ohren: „Wir beede könnens fein.“ Ich nicke nur zu ihm oben hinauf. Hinterher hat man mich ſehr ausgelacht, daß wir dort getanzt haben. Das Brautpaar ſei ein bißchen döſig, ſie hätten vorigen Winter im Armenhaus geſeſſen und kämen nächſten Winter auch wieder hinein ... Dann machten wir noch einen Abendbeſuch in der Hütte gegenüber bei Brotmanns. Es ſind ganz arme Leute, aber heute wohnte das Glück in aller Augen. Der älteſte achtzehnjährige Sohn war von einer Seereiſe nach Hauſe gekommen. Ein fixer, aufgeweckter Blondling. Der erzählte der ſtaunenden Familie von fremden Zonen und Menſchen; alle die blonden, blauäugigen Geſchwiſter ſcharten ſich dicht um ihn.

Mutter, haſt Du nicht ein bißchen Zeug für die Leute? Die Mädels ſind alt: fünfzehn, zwölf, neun Jahr, der Junge vier, und dann gibt's noch ein Baby. Ich möchte der guten Frau gern was bringen.

Wieder iſt es Nacht, eine ſchöne, ſtille, feierliche. Ich habe wieder einen Göttertag hinter mir. Am Morgen malte ich einen alten Mann aus dem Armenhaus, einen Kollegen der alten Olheit. Er ſaß wie ein Stock mit dem grauen Himmel als Hintergrund.

Das Mittageſſen an unſerem Weibertiſch wird mit großem Appetit eingenommen. Die Hoſendamen, es hat ſich noch eine zweite hinzugeſellt, beweiſen ihre Männlichkeit durch jungenshaften Heißhunger. Es macht mir großen Spaß, dieſe Individuen innerlich und äußerlich zu betrachten. Ich glaube, ſie bilden ſich wirklich ein, ſie ſeien nicht eitel und gäben nichts auf Äußerlichkeit. Und doch ſind ſie auf ihre Hoſen

ſo ſtolz wie unſereins auf ein neues Kleid. Ich muß mit dem alten Weiſen ſagen: Es iſt alles eitel.

Ich ſonne mich in der Welt und Eurer Liebe!

Dank, ſüße Mutter, für Deinen Kleiderſegen! Ich ſage Dir, im Hauſe Brotmann war Freude! Mir tat's wohl, in all die ſtrahlenden Augen zu blicken, die gute Frau drückte mir einmal übers anderemal die Hände.

Ich habe den ganzen Tag gemalt. Erſt die Becka Brotmann mit aufgelöſtem gelben Haar und angedeutetem Georginenhintergrund. Dann malte ich Anni Brotmann in der Lehmkuhle, wobei uns die Sonne arg zuſetzte. Am Nachmittag malte ich Rieke Gefken mit roten Lilien. Ich glaube, das iſt meine beſte Arbeit, morgen will ich ſie Mackenſen zeigen.

Geſtern wieder ein Stündchen bei Vogeler. Das iſt mir immer ein Genuß wie ein hübſches Märchen. Er iſt mit ſeinen Traumaugen zu reizend anzuſehen. Er zeigte uns ein Heft mit Entwürfen zu Radierungen von ſeiner früheſten Zeit bis jetzt, viel feine originelle Dinge. Die Zeit fliegt, fliegt himmliſch dahin für

Euer Kind.

★

Berlin

1897

Berlin, den 28. Oktober 1897.

Das Neueſte vom Neuen iſt die heutige Eröffnung unſerer Schulausſtellung. Jeanne Bauck hatte mir ihre Gefühle beſchrieben, die in ihr beim Betreten einer Ausſtellung aufſteigen, wenn etwas von ihren eigenen Werken die Wände ſchmückt.

Man ſchleicht unruhig durch die Säle, verſtohlen rechts und links blickend mit dem ſchlechten Gewiſſen eines Verbrechers.

Endlich, der Schreck! Man hat ſeine Schmerzenskinder entdeckt und eilt ſchleunigſt davon, um Nachſtellungen zu entgehen.

Grade ſo ging es mir. Die eine Wand konnte ich mit Ruhe beſehen, dann fiel mein Blick auf Rieke Gefken und die roten Lilien und ich eilte davon. . . . In der Pauſe ging unſere ganze Klaſſe in den Ausſtellungsſaal. Jeder war freundlich und milde gegen den anderen geſtimmt aus Furcht, ſelbſt angegriffen zu werden. Ich feierte Wiederſehen mit meinem alten Freund Körte vom vorigen Jahr. Der ſagte mir allerlei Angenehmes, machte mir überhaupt etwas den Hof, was mir angeſichts mancher Neider ſehr gut ſchmeckte. Er ſchalt aber über die Zeichnung in den Köpfen. Kaum war ich ihm entwichen, ſo packte mich Fräulein L. Die junge Malerin, in deren Atelier ich voriges Jahr arbeitete. Sie will mich malen. Ich hätte ſie voriges Jahr zu einer Farbenſtudie begeiſtert, Lila, ins Braune übergehend, (meine gute alte Sammetbluſe) der Gipfelpunkt ins Haar. Ich lächelte geſchmeichelt, fühlte mich in der Tat innerlich erhoben, nahm mir aber vor, nicht zu ſitzen. Ich habe keine Zeit, und wenn ich ſie hätte, würde ich ſie anders anwenden.

Ganz aufgeblaſen kam ich in unſere ſtille Malklaſſe zurück, trug aber leider ſoviel von der Eitelkeit der Welt in mir, daß ich in die rechte, echte Malſtimmung nicht kam. Und wir hatten ſolch himmliſches Modell! Eine alte Frau mit gelbem Geſicht, mit weißem leinenen Kopftuch auf goldenem Grunde. Das Ganze wirkt ſo großartig ſchön, daß ich vor Herzklopfen am erſten Tag kaum arbeiten konnte.

Die Klaſſen Hausmann und Bauck bilden ſich immer mehr zu Extremen aus. Ich bin ſehr glücklich bei beiden zu arbeiten.

Er hat ein echtes Künſtlergefühl, ganz feine Anſchauung, man merkt das, wenn er ſpricht, bis in die Fingerſpitzen. Er iſt aber unpraktiſch. Er kann ſeine Gefühle nicht in was Richtiges, Greifbares umſetzen. Er kann ſich ſelbſt nicht faſſen, nicht ſammeln.

So geht es vielen, die alles haben, bis auf — ein bißchen Energie.

Jeanne Bauck hingegen iſt äußerſt praktiſch. Jedes ihrer Worte iſt eigentlich praktiſch und doch reizend fein. Sie iſt ganz modern, was ja in gutem Sinne nur überſprudelnde Jugend bedeuten ſoll. Die hat ſie ſich bewahrt trotz ihrer fünfzig Jahr. Ich liebe ſie ſehr. Mit ihr zu ſprechen ruft ein Gefühl des Wohlbehagens in mir hervor. Sie iſt ſo reizend arglos, von jener Argloſigkeit, die einfach entwaffnend wirkt.

Mit jener Argloſigkeit erzählte ſie uns, wie Dr. Lahmann ihr verſchrieben habe, ohne irgendein Kleidungsſtück zu malen, damit die Haut atmen könne. Sie bedauerte, es nicht in der Klaſſe einführen zu können. Alles in vollem Ernſt. Mir war dies rührend. Ich freute mich an dieſer Größe, die nicht überall Verrat wittert und fühlte mich ſelbſt ſehr ſchwarz.

Meine ganze Woche beſteht eigentlich nur aus Arbeit und Gefühl. Ich arbeite mit einer Leidenſchaft, die alles Andere ausſchließt. Ich komme mir oft vor wie ein Hohlzylinder, in welchem der Dampfkolben mit raſender Schnelligkeit auf und ab geht.

Zweimal waren wir im Theater, Luſtſpiele beide Male. Das Haus brüllte. Ich knöpfte mich innerlich einen Knopf höher zu und fühlte mich im Augenblick der Menſchheit ſehr fremd. Ich fand ſie alle ſo ſcheußlich um mich herum, daß ich gar nicht nachdenken mochte.

Das ſind die Stimmungen, bei denen C. nachdenkt. Das muß ja dann grundelend machen. Hier in Berlin ſpiele ich mehr denn je Vogel Strauß. Ich kann es ſonſt nicht ertragen.

Meine Mutter! Berlin, den 1. November 1897.

Da bin ich bei Dir, ſelig, ſehr ſelig, denn es war ein zu ſchöner Maltag. Nicht gerade, daß ich etwas beſonderes geleiſtet hätte, aber alles

das, was ich vielleicht leiſten könnte, das machte mich innerlich ganz verrückt. Der „Kolben" geht mit raſender Geſchwindigkeit im „Zylinder" auf und ab. Wir hatten ein prachtvolles Modell: ein blondes fahles Mädchen mit wundervoll geformten eleganten Händen, auf hellgrauen Hintergrund, in grün-lichtblauem Kleide, ſich auf ſehr grünblauem Tiſch ſtützend. Fein! Mir zittert es noch ganz in den Fingerſpitzen, wenn ich daran denke. Zu fein!

Doch nun zu Dir, einzige Mutter. Ich bin mit meinen Gedanken ſo oft bei Dir. Ich lerne Dich mehr und mehr verſtehen. Ich ahne Dich. Wenn meine Gedanken bei Dir ſind, dann iſt es, als ob mein kleiner unruhiger Menſch ſich an etwas Feſtem, Unerſchütterlichem feſthält. Das Schönſte aber iſt, daß dieſes Feſte, Unerſchütterliche ſo ein großes Herz hat. Laß Dir danken, liebe Mutter, daß Du Dich ſo uns erhalten haſt. Laß Dich ganz ruhig und lange umarmen. . . .

Berlin, den 7. November 1897.

. . . Alſo Ihr ſeid unzufrieden mit mir? Ich bin mir aber keiner Schuld bewußt. Daß ich auch dröge Zeit durchleben muß, und Ihr dröge Briefe bekommen müßt, das liegt doch auf der Hand.

Muß ich doch auch in manchem lieben Vaterbrief vier Seiten Schelte über mich ergehen laſſen, daß ich im Taumel dieſer Welt lebe, der eigentlich nur darin beſteht, daß ich zu und aus meinen Stunden taumele.

Na, wir wollen uns gegenſeitig großmütig verzeihen.

Heute, am Buß- und Bettag war unſer Trio einmal wieder beim jungen Bildhauer Wenck im Atelier. Er hat ein Körner-Denkmal vollendet und arbeitete an einer Sockelgruppe für ein Kaiſerdenkmal. Ein wunderhübſches Modell für einen Brunnen machte mir viel Freude. Wenck war ſehr luſtig. Wir mußten alle Drei unſere Hüte abnehmen, ob unſer Haar zum Modellieren paſſe. Für den Kopf einer deutſchen Mutter waren wir ihm alle nicht einfach genug.

Und nun kommt mein Kummer: Es gibt wieder Streit in der Schule. Weiber! Weiber! Weiber!

Teils ſind ſie fein und groß. Und dann wieder ſolch kleines Pack.

Die Direktorin, Fräulein H., iſt ja ein famoſer Menſch. Sie gibt

ſich völlig ihrer Sache hin. Aber ſie will unumſchränkte Herrſcherin ſein. Jetzt muß es einen Krach mit meiner Lehrerin Jeanne Bauck gegeben haben. Dieſe bleibt nur noch bis Ende des Jahres an der Schule, dann errichtet ſie ein Privatatelier. Geſtern wurde es uns eröffnet. Ich habe mich in die Ecke hinter die Malſchürzen geſteckt und geweint. Die Direktorin Fräulein H. iſt ſicher eine bedeutende Perſönlichkeit, ein Menſch mit großen Tugenden. Aber Jeanne Bauck gegenüber hat ſie großes Unrecht begangen. Mir kommt vor, als ob ich wie bei Wallenſtein das Moment unbezwinglicher Herrſchſucht ſehe. Jeanne bekam einen zu großen Halt über ihre Klaſſe, auch über Fräulein H.s Kreaturen. Da errichtete die Direktorin eine Parallelklaſſe, in der ſie ſelbſt unterrichtet. Schon aus Politik gingen die meiſten Schülerinnen zu ihr über. Für mich iſt es nun kein Zweifel, daß Jeanne als Künſtlerin unvergleichlich höher ſteht als jene. Sie ſind nicht in einem Atemzug zu nennen. Die künſtleriſche Anſchauung, die Jeanne in uns wecken will, ſteht höher und iſt ungleich ſchwieriger. Hier liegt das Unrecht. Die Direktorin muß wiſſen, daß Jeannes Unterricht beſſer iſt als der ihre. Sie konnte es nur nicht mit anſehen, daß jene ſolche Macht über ihre Schülerinnen bekam.

Dies ſpreche ich alles nicht in der Schule aus. Da iſt man augenblicklich von Häſchern und Lauſchern umſtellt. Niemand ſagt etwas und jeder weiß, daß der andere ganz entſchieden ein Für oder Wider fühlt. Es iſt ein trauriges Kennenlernen der Welt. So geht es in dieſem kleinen Gemeinweſen. Wie geht es aber in einem großen? Wie geht es im Staate? Schmählich, ſchmählich!

Jeanne Bauck hat ſich fein benommen. Da alles von ihr abfiel, hatte ich das beſtimmte Gefühl, ich müßte ihr die Hand drücken. Da war ſie ſehr lieb. Gar nicht weich, ſie blieb ganz ſachlich. Sprach, als ob ihr kein Haar gekrümmt wäre. Halb aus Stolz, halb, weil ſie nicht klein ſein konnte. Wir verſtanden uns aber.

Auf der Poſt noch ſchnell einen Stehgruß. Zwiſchen dem Anfange dieſes Briefes und heute liegen noch drei gemütliche Hausmann-Stunden und ein feiner Akt.

Euer Kind.

Berlin, den 4. Dezember 1897.
(Geschrieben in der Bahn.)

Da kehrt Euer Reisekind von seinem Freudenabstecher heim. Mir geht's wirklich zu gut. Kaum ist das schöne Heute vorbei, freue ich mich schon wieder auf das schöne Morgen. In diesem Falle Wien und Jeanne Bauck. Ich habe vor der Abreise meine Geschäfte geordnet, nun wandere ich morgen wieder seligen Mutes zur Schule.

Aber Wien, Wien! Das hat mich ganz gefangen mit seinen schönen Bauten und seinem historischen Gesicht. Jedes dieser Barock-Häuser hat etwas zu erzählen. Ich lebte zur Zeit des Wiener Kongresses, wo auf diesem Stückchen Erde viel geistig Schaffen vor sich ging. Ich fühle mich immer wunderbar ergriffen an solchen Plätzen, wie überhaupt die Geschichte, das Verkehren mit vergangenen großen Seelen, für mich etwas Magisches, Faszinierendes hat.

Das unbewußte Ergreifen einer Persönlichkeit, das mich beim Malen in schnellen zarten Gefühlsschwingungen vibrieren läßt, was mich beim Beschauen eines großen Bildwerkes mächtig hinreißt, das ist es, was mich stark zur Geschichte zieht.

Ich wünschte, es gäbe eine Weltgeschichte von Hermann Grimm geschrieben. Er würde immer die große Persönlichkeit, welche die Ereignisse gestaltet, und ihnen den eigentlichen Wert verleiht, in den Mittelpunkt stellen. Diese Auffassung entspricht meinem Ideal weit mehr als die Annahme, daß die Verhältnisse den Menschen bilden. Für den Durchschnittsmenschen mag es der Fall sein, für den Riesen nicht.

Aber ich komme ins Phantasieren und verbrauche das Tröpflein Tinte, das ich noch besitze, zu unnützen großen Gedanken. Also lieber mit Bleistift weiter im Text.

Ich habe in Wien herrliche Bilder gesehen. Unvergeßlich bleibt mir Morettos „Divina Justina" und die wundervollen Farben der noblen Tizian-Porträts und Rubens mit all seiner Pracht.

Die alten Deutschen nehmen mich ganz gefangen. Der Dürer hat bei aller Kraft und Männlichkeit so viel Rührendes, Zartes. Dann der Lukas Cranach mit seinen kleinen, halb kindlichen, halb koketten Evas und dem lieben Herrgott, der den Paradieseskindern ernst mit

den Fingern droht. Ein ganz beſonderes Lichtlein ſteckte der Holbein mir an. Es war eine lehrreiche Illuſtration zum Texte Bauck: die große Wirkung nobler Einfachheit.

In der Galerie Liechtenſtein hat es mir ein Köpfchen Lionardos angetan und die glänzenden van Dycks. Ich habe geſchwelgt. Da kriegt man eine gewaltige Ehrfurcht vor dem Menſchen. Und das tut gut, denn die ſinkt im Leben der Großſtadt oft leider zu einem Minimum herab. Aber ich ſträube mich dagegen, denn das macht andere nicht glücklich und mich unglücklich.

Nun zur Hauptſache, zu unſerer Hochzeit. Es war eine Freude, L. anzuſehen in ihrem weißen Feierkleide. Ihre braunen ruhigen Augen hatten einen ſanften fraulichen Ausdruck und weicher Friede lag um ihren Mund. Sie iſt ein ſonderbar ruhiger Charakter. Ohne irgendwelche Erregung trat ſie ihm im bräutlichen Schmuck entgegen. In der Kirche behielt ſie das gleiche ruhig-freundliche Geſicht, dem man den Seelenfrieden anſah.

Auf den unruhigen Mann muß dieſe Ruhe wie himmliſcher Balſam wirken.

Da iſt Berlin!

Mein lieber Vater! Berlin, den 17. Dezember 1897.

So bekommſt Du erſt ſpät die Antwort auf Deinen Brief. Ich hatte mich gleich nach dem Leſen desſelben hingeſetzt und Dir acht Seiten geſchrieben. Tante P. wollte ihn einſtecken, hat ihn aber leider verloren.

Nun laſſe Dich erſt mal in meine Arme ſchließen und Dir einen Kuß geben. Mir iſt der Gedanke ſo namenlos traurig, daß Du Deine Sorgen ſchon ſo lange mit Dir herumgetragen haſt, während ich in Wien war und nach allen Seiten hin genoß. Ich fühlte wohl eine gedrückte Stimmung in Deinen Briefen, die ich aber auf den alten Rheumatismus ſchob. Weißt Du, mein Vater, für mich ſorge Dich nicht. Ich will mich ſchon durch das Leben ſchlagen, mir iſt auch nicht bange davor. Wozu iſt man jung, wozu hat man all die vielen Kräfte?

Ihr habt mir bis jetzt dieſe wundervolle Ausbildung gewährt, die mich zu einem ganz andern Menſchen gemacht hat. Ich ſehe jetzt, mit welchen Opfern, und das macht mich ſehr traurig. Von dieſem einen Jahre, da kann ich lange zehren. Das hat ſoviel Samen in Herz und Geiſt mir geſtreut, der jetzt allmählich aufgeht. Darum wird es mir nicht ſo ſchwer ſein, ein Jahr auszuſetzen und Gouvernante zu ſein. Während deſſen wird mir noch manches klar, ich lege mir ein Weniges beiſeite, für das ich dann weiter ſtudieren kann. Bitte, hört Euch recht um, ob Ihr irgendwo von einer einträglichen Stelle hört. Tauſend Mark muß ſie mir bringen, ſonſt tut mir meine ſchöne Zeit zu leid. In Deutſchland werde ich wohl ſchwerlich etwas Derartiges bekommen, aber England, Öſterreich, Rußland, mir iſt alles eins. Wenn es nur Geld in den Beutel bringt. Etwas Überſeeiſches iſt ausgeſchloſſen, da ich mich für länger als ein Jahr nicht binden will.

Mein Vater, ſei in Gedanken an mich auch kein wenig traurig. Vom Malen bringe ich manchmal in mein anderes Leben ſo ein halbes Träumen mit; ſolch ein beharrender ſeliger Zuſtand. Der ſoll mir durch dieſes Dienſtjahr helfen. Da werde ich gut hindurchkommen. In meiner freien Zeit werde ich zeichnen, daß meine Hände nicht ſteif werden und werde meinen Geiſt etwas mehr ausbilden. Wenn ich nur von Deinen Schultern die drückende Laſt nehmen könnte! Wir Jugend, wir haben ja immer den Kopf voller Pläne und Hoffnungen. Uns kann das Leben bis jetzt noch nicht viel antun. In dieſer Hinſicht wenigſtens nicht. Laßt uns nur Schulter an Schulter nebeneinander ſtehen und uns in Liebe die Hände reichen und feſthalten. Wenn wir auch kein Geld haben, ſo haben wir doch manches andere, was ſich einfach gar nicht bezahlen läßt. Wir Kinder haben zwei feine liebe Elternherzen, die uns ganz zu eigen ſind. Das iſt unſer ſchönſtes Vermögen. Für meine Perſon wünſche ich mir ganz und gar keinen Mammon. Ich würde nur oberflächlich werden. Nur, wenn Du ein wenig Erleichterung hätteſt.

Vater, eins verſprich mir. Sitz' nicht an Deinem Schreibtiſch und ſchaue vor Dich ins Graue oder auf das Bild Deines Vaters. Dann kommen die ſchwarzen Sorgen geflogen und decken mit ihren dunklen

Flügeln die Lichtlöcher deiner Seele zu. Erlaube es ihnen nicht. Laß der armen Seele die paar Herbſtſonnenſtrahlen, ſie braucht ſie. Hole Dir in ſolchen trüben Augenblicken Mama oder Milly und freue Dich an ihrer Liebe. Für jeden von Euch einen liebevollen ernſten Kuß.

★

Tagebuchblatt

Wie mich dies Mädchen feſſelt!

Sie ſchafft ſich von innen heraus eine kräftige ſchöne Welt. Eine Welt wie die eines Jünglings, der in das Leben hineingeht mit großen Plänen. Und doch iſt, bleibt ſie Jungfrau.

Sie haßt das Kleine am Weibe. Sie liebt den Mann in ſeiner Größe. Sie liebt ihn mit ſtiller Großmut und demütigen Herzens.

Sie ſieht ſich klein und die anderen groß. Und doch iſt ſie größer als wir alle.

Sie iſt noch Knoſpe. Sie harrt noch der Entwicklung. Sie ahnt es nicht, doch harrt ſie mit klopfendem Herzen.

Sie ſpricht wie der gute Mann, ohne Falſch, ohne Hintergedanken. Ich liebe dieſe einfache Größe. Sie wirkt erfriſchend, beruhigend wie das klaſſiſche Altertum. Und doch viel natürlicher, pulſierender. Denn es iſt Wirklichkeit. Es iſt Leben, modernes Leben.

Gibt es Schöneres als einen edlen Menſchen?

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater! Berlin, den 30. Januar 1898.

Ich küſſe Dir die Stirn und drücke Dir die Hand und blicke Dir in Deine lieben Augen. Fühlſt Du nicht, mit welcher Rieſenliebe wir Kinder alle an Dir hängen? Weiter tun wir fürs erſte zwar noch nichts. Aber iſt das nicht ein ganz kleiner Entſchäd für all die Sorge, die wir Dir machen?

Wenn wir nur erſt alle über den Berg ſind, mein Väterchen, wenn unſere Schiffchen erſt ordentlich im Schwimmen ſind, dann ſollt Ihr

es gut haben. Ein bißchen Erleichterung hat Dir ja die Erbſchaft gebracht. Ich kann Dir nicht ſagen, wie drollig ich mir als Erbin vorkomme. Aber man hat doch gleich mehr Anfechtungen zu beſtehen. So ging ich geſtern bei einem Trödler vorbei, der allerhand ſchöne alte Sachen zum Verkauf hatte. Sogleich ſtiegen unnütze Gelüſte in mir auf, die mir in der Zeit, da ich noch arm war, nie gekommen wären. Ja, ſo geht's, Reichtum bringt Sorgen.

Als Geburtstagsüberraſchung ſchicke ich Dir die Arbeiten, die ich in dieſem Monat verbrochen habe. Du wirſt ſehen, wie ich mich bemühe, gewiſſenhaft und brav zu zeichnen.

Dieſen Arbeiten liegt ein anderes Prinzip zugrunde, als den in der Schule bei Herrn A. entſtandenen Zeichnungen. Jene ſollten wirken. Dieſe machen auf gar nichts Anſpruch. Ich ſoll nur an ihnen lernen und ich hoffe, ich werde es. Ich bemühe mich, mit Genauigkeit die Konturen zu verfolgen und gebe ſie durch Linien an. Die Linien widerſtreben eigentlich meiner Natur, da ſie in Wirklichkeit nicht vorhanden ſind. Wenn Du Deine Hand betrachteſt, ſo wirſt Du auch finden, daß ſie nicht mit einer Linie begrenzt wird.

Aber ich ſehe wohl ein, daß für mich zum Lernen die Linie notwendig iſt, weil ſie zu ganz genauer Beobachtung zwingt.

Lebe wohl, mein Vater! Sei innig, innig geküßt von

Deinem Kind.

Liebſten, lieben Menſchen, Berlin, den 8. Februar 1898.

ich habe ſchon manchen Freudenlaut hier oben in meinem Kämmerchen ausgeſtoßen, denn das Leben iſt zu ſchön, um es ſtill zu ertragen.

Alſo ſo fühlt man ſich, wenn man zweiundzwanzig Jahre alt iſt. Mir behagt es himmliſch, himmliſch.

Laßt Euch umarmen für alle Liebe, die Ihr über mich geſchüttet habt, für all die ſchönen lieben Briefe, die ich eben nacheinander durchſtudiert habe. Ihr müßt bedenken, ich habe bis heute Nachmittag um fünf danach gedarbt. Denn da ich mich morgens bei Nacht und Nebel davonſtehle, bekomme ich nichts vom Poſtboten zu ſehen.

Heute Morgen beim Aktzeichnen ging alles ſeinen Gang wie an gewöhnlichen Tagen.

Aber in der Frühſtückspauſe öffnet ſich mit Geraſſel die große Wellblechtür und herein treten im Gänſemarſch mit ſtrahlenden Geſichtern Paula Ritter, Fröhlich und Meyerlein.

Die eine trägt einen Geburtstagskuchen mit zweiundzwanzig brennenden Lichtern, die zweite einen Blumenſtrauß aus Kätzchen und Anemonen, die dritte das liebreizende Bild der Mona Liſa.

Schnell wurden die Staffeleien zuſammengerückt und ein Feſttiſch hergerichtet. Mein großer Veilchenſtrauß wurde gevierteilt und in die verſchiedenen Gelocke geſteckt und in dieſer Stimmung wurde die Geburtstagsſchokolade genoſſen.

Nachher ging es mit doppelter Luſt ans Pinſeln. Das iſt nach dem langen Zeichnen immer eine Himmelsfreude.

Mich umgibt hier viel Liebe. Hoffentlich ſchadet es mir nichts, denn das muß ich ſagen, die Herzen dieſer famoſen Mädel habe ich ganz ohne mein Zutun gewonnen.

Und ich darf weiter arbeiten, weiter lernen. Wenn man nur nicht übermütig wird vor Glück. Ich verſuche es in Demut zu tragen. Ich leſe jetzt Briefe und Leben von Stauffer-Bern. Der hatte ein heiliges Streben in ſeiner Kunſt ohne irgendwelche Flauſen und Mätzchen. Er gab Stunden an unſerer Schule. Welch' eine ungeheure Tragik und Verwicklung der Verhältniſſe knickt ihn in der beſten Manneskraft!

Vielen Dank noch für dieſes greifbare Liebesbündel von zu Hauſe. Ihr begrabt mich faſt in Liebe. Es iſt zuviel. Meine kleine Perſon und mein kleines Herz kann all das Glück nicht tragen.

Ich möchte jetzt oft mit Stauffer-Bern rufen: „Herr, was iſt der Menſch, daß Du ſeiner gedenkeſt."

Eure Paula ſagt Euch „Gute Nacht".

Ihr Lieben! Berlin, den 19. Februar 1898.

Alſo der große Tag iſt vorbei. Das Koſtümfeſt der Künſtlerinnen zählt zu meinen ſchönſten Erinnerungen. Es ſteckt mir noch in allen

Gliedern und mein Herz hüpft, wenn ich an die verſchiedenen netten Kurmacher denke.

Zweitauſendachthundert Billetts waren verkauft. Von den geiſtreichen Aufführungen konnte bei ſolcher Menge leider nur ein kleiner Teil profitieren.

Ich ſelber kam als Rautendelein und trug im Haar Mutters Roſenkranz.

Karla A., die in ihrem grauen Spielmannskleid zum Verlieben hübſch war, machte meinen Kurmacher am erſten Teil des Abends. Sie ſpielte ihre Rolle reizend und ſchlug einen lieblichen mittelalterlichen Minneſängerton an.

Arm in Arm ging es durch die Menge, dann tanzten wir wieder in allerhand ſelbſterfundenen Figuren.

Traf mich aber ein allzu verliebter Blick von einem Teufel, Faun oder Gigerl, ſo bekam es der Freche mit meinem Ritter zu ſchaffen, der, ſobald der Feind beſeitigt war, mir etwas von Lenz und Liebe zur Mandoline ſang.

Ein luſtiger Pierrot, auf dem Kopf einer Sphinx ſitzend, rief mich an: „Paula Becker aus Bremen!“ Als ich ihn wieder einmal zu Geſicht bekam, mußte er mir Rede und Antwort ſtehen. Es war Anna St. aus Bremen, Gymnaſiaſt bei Helene Lange, die übers Jahr ihr Abiturium machen wird, um dann Medizin zu ſtudieren. Sie hat liebe luſtige Augen und führte einen ſchönen Boſton.

Mein Schwanz vergrößerte ſich zuſehends. Ein kleiner ſchwarzer Schornſteinfeger, die Seele von einem Menſchen, half aus, wenn nichts Beſſeres da war. Ein fideler Jockey und Hans im Glück wechſelten mit ihm.

Eine Ungarkapelle zog heran, an ihrer Spitze ein reizender Geiger mit temperamentvollen Mundwinkeln. Vier Paare tanzten nach ihrer Muſik. Ein kleiner, brauner Ungar, der mir halb verzweifelt, halb verſchämt berichtete, er ſei aus Frankfurt an der Oder, zählte nun auch zu meinen Tänzern.

Dann kam ein tolles Schrätlein geſprungen und verſuchte mich zu küſſen, daß ich mich nur mit Mühe ſeinen Armen entwinden konnte!

Hermann, den Cherusker, liebte ich unglücklich. Es war ein feiner großer Gesell mit Riesenarmen und Riesenbeinen und einem Kopf voll roter Locken, die aus dem Helm mit den Adlerflügeln prachtvoll hervorquollen. Vom Knie abwärts steckten die Beine in Fellen.

Es war ein schöner Anblick.

Dieser Hermann hätte eigentlich Kentaur sein wollen, mit einem falschen Pferdeleib. Aber die Mutter hat's nicht gewollt. Sein Herz hatte also schon gewählt, und zwar ein feines, weißes Mägdlein, die zart zu seinem Übermaß von Kraft kontrastierte. Ich tröstete mich deshalb mit einem grünen Moosmännlein, das, auf dem Kopf den roten Fliegenpilz, gar lustig aussah. Es wurde mit Leidenschaft getanzt. Der Kehraus, den ich mit meinem kleinen Ungar tanzte, oder besser sauste, bildete einen würdigen Schluß. Als die Musik aufhörte, die keusch unter grüner Gaze versteckt saß, merkte man, gut berlinisch zu reden, seine Beinchen. Aber fein, fein wars!

Nun erkennt meine Treue an: diese ganze Epistel habe ich auf der Post am Stehpult geschrieben, nur damit Ihr rechtzeitig Euren Sonntagsgruß habt.

Eure Paula.

Berlin, März 1898.

Es ist Abend. Ich bin allein und habe mich einmal wieder gepinselt. Ich habe einen langen Tag hinter mir und erlaube mir, von Herzen müde zu sein. Darum verlangt nicht mehr zu viel von meiner Seele, die eigentlich noch ganz in Farben sitzt.

Auf heute hatte v. B. mich auf den Pepiniere-Ball eingeladen. Ich gehe aber nicht. Ich war diese Woche tief im Zeichnen und Malen, da ist man geizig mit seinen Kräften und gibt sie nicht gern für was anderes aus.

Mein Modell, ein hübsches schwarzlockiges Mädel, eine kleine Rabiata, kommt nicht, hat uns einfach sitzen lassen. Irgendein hübscher Maler hat sie uns gewiß abspenstig gemacht; — — die Welt!!

Habe ich Euch geschrieben, daß ich mich bei einer Konkurrenz beteiligt

habe? Verlangt wurde eine Serie von sechs Karten in der Größe von 7—14 cm. Ich habe sechs Mädchenköpfe mit stilisiertem Blumenhintergrund geliefert. In der Zeitung las ich, daß siebenhundert Lieferungen eingelaufen sind. Sie werden alle im alten Reichstag ausgestellt. Der große Schritt in die Öffentlichkeit! Bei der Menge der Bewerber ist natürlich nicht auf einen Preis zu hoffen, aber man lernt bei der Ausstellung, wie man es hätte machen sollen.

Lieber Vater, was Du mir in betreff meines scharfen Urteils über die Menschen schreibst, las ich beiden Tanten vor. Ich freue mich, von ihnen zu hören, daß ich mich im letzten Jahre gebessert habe, ich selbst habe von der Besserung nicht viel gemerkt. Mir vergeht die Zeit wie im Traum. Ich zeichne tüchtig Kontur. Manchmal geht es mir dann durch die Seele, als ob ich die Form schon ein wenig fester packen könnte, das macht mich sehr froh.

Beim Zeichnen selbst überkommt mich solch ein friedliches Behagen. Ich versuche ganz still und beschaulich hinzuschreiben, was ich sehe. Heute hatten wir eine alte Frau mit feiner Schädel- und Halsform. Da war es mir ein stilles Vergnügen, den kaum merklichen Biegungen der Linie mit den Augen zu folgen. Das hätte ich früher noch nicht verstanden.

Ich soll Euch Sachen von mir schicken? Eigentlich möchte ich sie Euch lieber in den Ferien zeigen, es gibt so manches dabei zu erläutern. Und es sagt sich alles so viel besser als in Briefen. Es ist eigenartig: ich lebe so intensiv am Tage, daß ich abends, wenn ich schreibe, immer eine Reaktion verspüre, und eigentlich ist das Schönste meines Lebens viel zu fein und zu sensibel, als daß es sich aufschreiben ließe.

Das, was ich Euch schreibe, ist nur das Drum und Dran. Es ist das Gefäß, darinnen der Duft vieler köstlichen Augenblicke ruht.

Könnte ich von dem Frieden, der meine Seele erfüllt, ein wenig mitteilen! Mein Leben ist so schön! Das Schwerste daran ist, daß ich ohne Euch und unverdient genieße.

Im Gewerbemuseum ist jetzt eine höchst interessante lithographische Ausstellung mit prachtvollen Radierungen und Farbendrucken aller Länder.

Bei Gurlitt hat ein eigenartiger Franzoſe, Ripple Ronais, ein Jünger Botticellis, ausgeſtellt.

Bei Schulte hängen die „Elfer"; Leiſtikow mit ſchönen ernſten Stimmungen. Ich brauche nur zuzugreifen, ſo habe ich etwas Schönes. Draußen ſtürmt der Frühling. Gute Nacht, das ganze Haus iſt ſchon ſchlafen gegangen.

Da iſt's ſchon wieder Sonnabend und zwar in aller Frühe. Vor meinem Fenſter höre ich die Vögel tirilieren. Aus jeder Ecke kommt ſolch ein entzückendes Getön. Wir haben mit Freuden ſchon zehn Vogelarten gezählt, die im Garten niſten. Ein ſanfter Regen fällt hernieder und wäſcht von dem jungen Grün den Staub der letzten Tage. Der erdige Geruch ſtrömt in mein Fenſter und macht mein Herz noch froher.

In den letzten Tagen habe ich Hände gezeichnet, ein paar elegante, knochige, nervöſe Frauenhände mit ſchlankem Handgelenk.

Alles übrige begleitet nur wie ein kleines Nebengetön den Grundton meines Lebens. Doch hatten wir einen feinen muſikaliſchen Abend bei Regierungsrat M. Es gab Lieder von Hans Hermann, die mir viel Freude machten.

*

Norwegen

1898

Tagebuchblätter

Juni 1898.

Es iſt abends halb zehn Uhr, noch tageshell. Wir ſind nach himmliſchen Tagen in unſer Hotel in Chriſtiania eingekehrt.

Sonntag mittag gingen wir in Stettin an Bord des Dampfers „Melchior"; dieſen „Melchior" habe ich in meine Seele geſchloſſen. Vorn am Bugſpriet zu ſtehen und in die feuchte Bläue zu ſehen, war lieblich. Mir zog ſich ein Schleier ſüß und dicht um alles Reale und ließ meinen Geiſt ſich ausgießen über den Waſſern zu ſchweben, nicht denkend, nur vage empfindend.

Von Zeit zu Zeit wurde der Schleier gelupft in Geſtalt einer Norwegerin, zirka fünfunddreißig, Original. Sie kehrte heim zum väterlichen Strand von einer Ungarreiſe. Übervoll von Erlebniſſen ſuchte ſie Opfer, denen gegenüber ſie ſich ausſchütten konnte mit unglaublich klapperſchlangenähnlicher Geſchwindigkeit. Sie hatte auch wirklich viel Intereſſantes erlebt. Briefmarkenſammelnderweiſe geriet ſie in Korreſpondenz mit einer jungen Ungarin. Bilder wurden gewechſelt, ſchließlich erfolgte eine Einladung nach Ungarn. Ahnungslos, aber mutig machte ſich die kleine Norwegerin auf den Weg und geriet unter die höchſten ungariſchen Magnaten, von einem Fürſten zum andern. Sie ward in Ungarn zur Berühmtheit, wurde als norwegiſches Kulturtier herumgezeigt und ſtand in vier Zeitungen. Sie iſt die Tochter des Chriſtiania-Garniſonpredigers und hat ſich ihr Reiſegeld ſelbſt verdient, bezeichnend für norwegiſch fortgeſchrittene Frauenverhältniſſe, als Korreſpondentin eines großen Handelshauſes.

Meine zweite Bekanntſchaft war ein junger Mann von der Jura; „Kgl. Fuldmaegtig" ſtand auf der Karte, die er mir in die Hand ſtopfte, als wir uns um zwölf Uhr nachts trennten nach einem wunderſchönen Sonnenuntergang. Unſere Unterhaltung ſpielte ſich ſehr komiſch in drei Sprachen ab: norwegiſch, deutſch und engliſch. Trotz dieſer erſtaunlichen Vielzüngigkeit ſind, glaube ich, unſere beſten Witze einander verborgen geblieben.

Nummer drei: ein Ehepaar aus Chriſtiania. Sie, geborene Schwedin, war oder ſpielte ſteife Dame. Er hatte ein kluges, unraſiertes Geſicht. In den Mundpartien ſpukte der Gourmand. Die Augen betrachteten mit etwas überlegenem Hohn die Außenwelt. Er intereſſierte mich noch mehr, als einige Chriſtiania-Stockphiliſter mir berichteten, er wäre ſtadtbekannt, nicht beliebt, ſehr reich und verſchwenderiſch. Ich glaube, er iſt aus engen pedantiſchen Verhältniſſen, hat die Ketten geſprengt, hat ſeinem Vergnügen gelebt und iſt nun auf jenem Standpunkt, wo er über die Welt lacht und die Welt, um ſich nicht zu blamieren, über ihn lacht.

Mir macht es großen Spaß, ſolche Charaktere, die ſternſchnuppenartig an meinem Lebensſchifflein vorbeifliegen, in ihren Grundriſſen feſtzunageln. Wenn ich überhaupt Begabung zur Malerei habe, wird im Porträt doch immer mein Schwerpunkt liegen, das habe ich wieder gefühlt. Das Schönſte wäre ja, wenn ich jenes unbewußte Empfinden, was manchmal leicht und lieblich in mir ſummt, figürlich ausdrücken könnte. Das überlaſſe ich aber kommenden Jahrzehnten.

Auf meinem ſchmalen Schiffsbettlein ſchlief ich nicht allzu ruhig. Wenn ich aufwachte, ſteckte ich immer den Kopf durch meine Luke. Der Himmel und das Meer ſtrahlten in matten roten und lila Farben. Das einzig Greifbare, Wirkliche ſchien die tiefſchwarze Welle zu ſein, die das Schiff gleich unter mir barg.

In Kopenhagen machten wir eine ſchöne Spazierfahrt auf dem Boulevard; die Strandpromenade, auf der ſich nachmittags die elegante Welt tummelt. Im übrigen machte die Stadt einen etwas eingeſchlafenen Eindruck auf mich, vielleicht, weil mir das Berliner Hetzſyſtem noch zu ſehr in den Gliedern ſitzt.

Die Einfahrt in Chriſtianiafjord, die war himmliſch. Zu beiden Seiten tauchten die blauen Berge in der Ferne auf; dunkle nähere ſchoben ſich davor, kleine ſchwarze zackige Inſeln lagen im Vordergrund, vor dieſen wieder leichtgeſchwellte weiße Segel. Das Herz mußte einem im Leibe lachen.

Nach der ſchönſten Überfahrt, die ſich denken läßt, fuhren wir ein in den Hafen, vorbei an der guten wettergepeitſchten „Fram", mit welcher

Swädrup in den nächſten Tagen wieder eine Expedition unternehmen will. Da liegen die großen Dampfer mit ihrem mächtigen wellengeſtreiften Spiegelbild, dazwiſchen fröhliche kleine grüne und blaue Fiſcherkähne.

Den 16. Juni, bei taghellem Lichte, im nebligen Regen, nachts um zwei Uhr auf dem kleinen Dampfer zwiſchen Bergen und Namſos.

Wir ſchifften uns ein. Eine ſchmale Holzbrücke führte uns auf das kleine grüne Dampfſchiff. Ein ekler Fiſchgeruch drang uns entgegen. Er kam aus den großen Fiſchkäſten, die auf Deck ſtanden. Er kam aus dem Kajütenraum. Er haftete an allem.

Weiße Möven ſtrichen in weitem Bogen über meinen Kopf. Ihre Flügel ſtreiften den klaren Spiegel meiner Seele und verdunkelten ihn.

Die Schwermut ſaß am fernen Ufer und ihre Harfe tönte von mächtigen Akkorden. Ich hörte die weichen Molltöne der großen Lebensſymphonie und ward betrübt.

Am Ufer ſtanden Leute, den Abgang des Schiffes anzuſchauen. Sie blickten herüber mit leeren Augen. Ihre Haltung verriet ein Leben ohne Inhalt.

Ich blickte auf das Meer. Es lag glatt und grau vor mir. In der Ferne ſtieß es an ſteinichte Berge. Die ſchauten mich an mit einem matten Blau. Ein Streifen Goldes zeigte noch, daß hier einſt eine Sonne war.

Nebel ſtiegen auf und ſchlangen lange Schleier um die Berge. Und die Welt ſtand da in Stille und Traurigkeit.

Nur das kleine Ding, auf dem wir fuhren, ließ ſeine Stimme erſchallen in furchtbar warnenden Tönen. Und ich hörte das Stampfen der Schraube und hörte das Rauſchen der Wellen. Sonſt war alles tiefe Stille.

Manchmal drang vom Lande her der einſame Schrei des Strandläufers, eintönig, traurig, grau.

★

Briefe an die Familie

Lilleon, Norwegen, den 20. Juni 1898.

... Da ſind wir ſchon 3 Tage auf unſerem „Rittergut" und fühlen uns ſchon ganz heimiſch in unſerem Stüblein mit den hellgeſtrichenen Holzwänden, den niedrigen Decken, den freundlichen weißen Gardinen und den ſelbſtgewebten Teppichen.

Und draußen fühlt man ſich noch wohler. Da geht es leuchtend grüne Grashügel auf und ab, darauf freudige kleine Birken ſtehen, die ihre Arme lachend gen Himmel ſtrecken. Darüber lacht dann, wenn wir es ganz fein haben, ein durchſichtig blauer Himmel, auf dem weiches ſchimmerndes Gewölk dahinzieht. Es iſt nur grün und blau, was hier in der Natur ſpricht. Sprechen kann man es eigentlich gar nicht nennen, ſondern ſingen, flöten, jubilieren. Denn beim Anblick hüpft einem das Herz in freudigen Sprüngen. Oder, was noch lieblicher iſt, es ſchreitet ſacht und leiſe, kaum hörbar, und träumt von Böcklinſchen Gefilden.

In der Ferne liegen die blauen Berge, von Fichten beſtanden, die von der Abendſonne in ein ſtrahlend goldenes Braun gekleidet werden. Jene holde Stimmung dauert ungefähr von neun Uhr bis elf. Alles geht hier mit himmliſcher Ruhe vor ſich. Es iſt nicht, wie unſer Abendrot, das im Nu verſchwindet. Ganz in der Ferne ſtrahlt es von weißem Schnee. Von Zeit zu Zeit, wie heute zum Beiſpiel, iſt es recht recht kalt.

Überhaupt waren es zwei ſchwere Tage, ehe wir hier unſer Lilleon erreichten. Mittwoch Mittag ging es ab von Chriſtiania. Wir fuhren bis Drontheim, Ankunft morgens um 7 Uhr. Dieſer Ort hat ſich nicht lieblich in meine Seele eingeſchrieben. Rauchende Schornſteine, Nebel, ſcheußliche Holzbaracken, deutſche Kellner, das ſind die Reminiſzenzen.

Als Stern in all dieſer Dunkelheit leuchtet der alte gotiſche Dom, der mich mit ſeinen ſchönen großen Linien völlig wieder mit der Welt ausſöhnte. Er wird jetzt renoviert, doch aufs allerſorgfältigſte, ſo daß all die alten Motive, meiſt noch aus den erſten Anfängen der Gotik, erhalten bleiben.

Abends um 9 Uhr ging es wieder nach Namos. Ein scheußlich kleines grünes Ungetüm von Fischdampfer nahm uns auf, das die Lüfte mit seinen Nachgerüchen verpestete. Onkel Wulf war dieser Duft liebliche Vorahnung. Ich habe ihn mehr als hundertmal verwünscht. Den nächsten Nachmittag um 5 Uhr erreichten wir Namos, einen Haufen kleiner halbfertiger Holzhäuser. Die kleine Stadt selbst ist vorigen Sommer innerhalb zwei Stunden völlig niedergebrannt. Drei Stunden Wagenfahrt und ein freundliches Zureden mit der achtzehn Jahre alten Lilleon-Mähre führten uns nun endlich zum Ziel. Wirt und Wirtin sind beides nette Leute. Sie gute Hausfrau und Köchin, schwatzt aber furchtbar gern, kommt fast zum Schluß jeder Mahlzeit herein und hält ihren Schnack.

Die hiesigen Bauernhöfe sind nicht mit den unsrigen zu vergleichen. Sie sind ein Komplex von Holzhäusern. Wenn die Leute gerade Lust haben, bauen sie sich ein neues dazu. Denn das Holz steht ihnen ja vor der Tür, und meist haben sie in der Nähe auch ein Bächlein, das ihnen im Frühling eine kleine Mühle zum Holzschneiden treibt. Onkel Wulf und ich haben fünf Zimmer und zwei Eingänge, und bewohnen erst den vierten Teil des Hauses. Was die Leute mit dem übrigen Dreiviertel des Hauses anfangen, ist mir rätselhaft. Gegenüber dem Wohnhause stehen zwei Scheunen auf pilzförmigen Holzpfosten, damit die Bodennässe und die Ratten wegbleiben. Daran reiht sich der Stall, und ein kleines Milchhäuschen. Alle diese Wirtschaftsgebäude sind, wie hier meist in Norwegen, mit einer warmen roten Farbe angestrichen, die zu dem Grün und Blau der Natur schön stehen.

Sehr komisch wirkt das „hier müssen wir alle hin" des Hauses. Es hat auf mich solch einen tiefen Eindruck gemacht, daß ich es nicht unerwähnt lassen kann. Bei der ganzen Einrichtung herrscht die Dreizahl vor, und bringt die Seele in fromme Stimmungen. Drei Stufen führen den Pilger zu der kleinen weißen Tür, die ihm den Eintritt in einen kleinen Saal gestattet. Die Wände sind lieblich mit frischen Ebereschenzweigen geschmückt, aus jeder Fuge sprießt es. Drei Fensterlein lassen gerade soviel Licht hinein, daß ein magisch malerisches Halbdunkel entsteht. In der Ferne winkt eine lange Bank von riesenhafter Höhe,

auf die man ſich nur mit größter Fertigkeit ſchwingen kann. Und nun wieder die Dreizahl, fragend und ernſt. — Drei Deckel. — Wähle. —

Nun zuletzt zur eigentlichen Hauptſache, zum Fluſſe, zum Namſen. Er hat die Breite der Weſer und iſt, wenn er ſich gut benimmt, klar. Er kann aber ſehr viel Unarten haben, und das Wetter kann die ſcheußlichſten Tricks ſpielen. Dabei iſt der Lachs das denkbar launiſchſte Geſchöpf der Welt. Meine Seele ſchreit Petrus an nach Erfolg. So hat uns der geſtrige Nachmittag denn auch zwei Lachſe ins Haus gebracht, aber helfen kann ich es nicht, ich finde trotz alledem das Fiſchen einen äußerſt ſtumpfſinnigen Sport. Da ſoll man drei, vier Stunden warten, bis ſo ein Kerl anbeißt, um dann zehn Minuten das arme Tier zu Tode zu quälen. Ich finde es ſo recht einen Sport um ſchlechte Laune zu kriegen. Bis jetzt geht es noch gut. Und es iſt ganz entzückend zu ſehen, mit welch knabenhafter Leidenſchaft Onkel Wulf ſich für die Sache begeiſtert. Ich behalte meine Antipathien natürlich auch weiſe für mich. Das Schlimmſte iſt, wenn ich verzogen werden ſoll, indem man mir eine Angelrute in die Hand drückt. Dem zu entgehen manövriere ich umſichtig.

Meinem Vater vielen Dank für ſeinen treuen Brief. Milly, ſchickſt Du mir nicht eins von den Büchern? Hier in der himmliſchen Natur iſt die Seele ſo bedürftig danach, auch ein großes Stück Menſch aufzunehmen. Wie lange mein Aufenthalt dauern wird, kann ich noch nicht ſagen. Das beſtimmen, glaube ich, die Herren Lachſe.

... Wir leben hier ein höchſt beſchauliches Leben. Ein Tag geht ſo ſchnell zu Ende wie der andere. Oder eigentlich geht er nicht zu Ende und unſer Aufenthalt beſteht in einer dreiwöchentlichen Helligkeit. Das Wetter hat uns höchſt begünſtigt, wenigſtens vom menſchlichen Standpunkt aus, der ja nicht immer mit dem Standpunkt der Lachſe zuſammentrifft.

Dreimal haben wir Ausflüge nach einem kleinen einſam gelegenen Waldſee gemacht. Der Erfolg dieſer Expedition waren kleine rotgefleckte Forellen, von denen, ich muß es mit Grauſen berichten, einige meiner Angel zum Opfer fielen. Nun verfolgen mich die Seelen dieſer

Fiſchlein und mein Rouleaux, welches ein Muſter von Punkten hat mit Kreiſen darum, blickt mich jetzt an wie eine Ewigkeit von Fiſchaugen.

Heute morgen wurde das Vieh unſeres Gehöftes hinaufgetrieben zur Sennhütte. Das iſt ein langer Weg, darum ſollte zeitig aufgebrochen werden. Da waren zuerſt die beiden Pferde mit Schlafdecken, Milchkübeln und allem möglichen Hausrat behangen, geführt von dem maleriſch ſchmutzigen Kuhjungen. Wir begleiteten ſie und ſtießen am Saume des Waldes auf das andere Vieh. Das gab ein fröhliches Getümmel, die Schafe, die hübſchen bunten Kühe und das muntere Zicklein.

Hinterher in bedächtigem Schritt die betagte Sennerin und das kleine rothaarige Töchterlein unſeres Bauern.

Daß ich von Lachs und Forellen lebe und reichlich ſchöne Flöde bekomme, weißt Du. Aber haſt Du ſchon mal vom richtigen Beine eines wehrhaften Elks geſpeiſt? Im Ganzen hört ſich die Sache ſchöner an als ſie iſt, aber neulich hätten wir beinahe zwei Elke aufgeſtöbert.

Wir wandelten durchs Moor, ungefähr bis zu den Knöcheln im Sumpf, woran man ſich aber ſanft gewöhnt. Da brachen ſie vor uns los, wir hörten es in den Büſchen krachen, der Junge vor uns hatte ſie noch eben geſehen.

Uns blieb nur ihr ſchrecklicher Nachlaß, nämlich ein ungeheurer Fliegenſchwarm, der ſie umgeben hatte und ſich jetzt auf uns ſtürzte. Mir benahm die Sache Hören und Sehen, ſo daß ich ſchnurſtracks in den Sumpf hineinraſte, was mir natürlich Hohn einbrachte. Ich fand es aber furchtbar und wundere mich nur, daß Dante ſich nicht Fliegenſchwärme für ſein Inferno ausgedacht hat.

Mein Leben fließt jetzt dahin wie ein ſtilles Wäſſerlein, dem die Sonne Silberglanz verleiht. Die Sonne kann hier wirklich Unglaubliches zaubern. Nach zwei grauen Regentagen trat ſie geſtern hervor mit ihrer Wärme und ihrem Gold, und es ward eine Pracht und Herrlichkeit; ich wandelte umher wie im Märchen mit froh verwunſchenem Herzen.

Die kleinen Birken jubelten und geigten auf ihren grünen Hügeln

und die weißen Lämmerwölklein lachten am blauen Himmel und die ſanften grauen Erlenſtämme wurden noch ſanfter.

Ich ging auf meine Klippe ganz nahe hin zum Waſſer und ſang hinein in das wirbelnde Geſprudel. Und ſchlanke große Fichtenſtämme kamen das Waſſer hinuntergeſchwommen, tauchten unter, tauchten wieder auf und leuchteten mir zu.

Das Waſſer leckte mit ſeinen weißen Zungen hinauf an meiner Klippe und ich mußte lachen, daß es mich doch nicht fangen konnte und ſpielte mit ihm. Und die kleine Bachſtelze kam mit ihrem ſchwarzen Käpplein und ihrem ſchwarzen Brüſtlein und wippte und piepte, und wir vergaßen die Feindſchaft zwiſchen Menſchen und Tier und ſaßen ein Weilchen ruhig nebeneinander und freuten uns.

Abends lieſt Onkel W. vor und ich zeichne und es iſt ſehr gemütlich. Das Leitmotiv unſerer Tage, das dringend und dringender durch alles hindurchdringt, iſt — Lachs!

Geſtern riß der Köder ab, heute die Schnur. Zwei große Fiſche gingen dadurch verloren. Der Fluß iſt nicht immer im rechten Zuſtand, er iſt trübe, er iſt zu hoch, er iſt zu niedrig. Das Wetter iſt nicht das richtige, es iſt zu warm, es iſt zu kalt, es iſt zu windig.

So ein Lachs ſtellt viele Vorbedingungen, ehe es ihm überhaupt einfällt, an den Köder zu beißen. Wenn ſchließlich aber einer ſo freundlich iſt, ſo freut ſich Onkel W. wie ein Knabe und hat ſeinen Sport und beſchreibt mir hinterher haarklein, wo und wie ſich das große Ereignis abſpielte.

Ich zeichne und male viel. Zuerſt machte ich mich an die Landſchaft. Die wirkt aber ſo himmliſch einfach in Farben und Form, es würde ein jahrelanges Studium brauchen, dieſe Einfachheit ohne Roheit wiederzugeben. So habe ich nun das kleine Kalb gemalt und die Hühner, und ich zeichne viel.

Sehr ſchade iſt, daß man nicht wandern kann. Auf zwei Seiten liegt der Fluß, auf zwei Seiten Gebirge und Moor. Man kann eigentlich nur eine Viertelſtunde gehen und kommt dann ſchon ans Ende der Welt. Dieſe Gefangenſchaft hat etwas Beängſtigendes.

Aber ſo kalt wie Ihr Euch die Sache denkt iſt es durchaus nicht.

Wohl klappern manchmal die Glieder und im Ofen kracht dann ein fröhliches Holzfeuer. Wenn aber die Sonne ſcheint, ſo ſticht ſie ſchier mehr als bei uns. Das macht die dünne durchſichtige Luft.

In vierzehn Tagen kehre ich, denke ich, heim. Onkel Wulf bleibt noch hier, um auf Schneehühnerjagd zu gehen.

*

Tagebuchblatt

Unter dem Faulbaum

Ich lag unter dem Faulbaum. Meine Seele war ganz einem Zauber hingegeben. Ich blickte hinauf in ſeine Blätter. Die Sonne färbte ſie leuchtend gelb. Und ſo ſtanden ſie auf ihren feinen roten Stielen und lachten auf zum Himmel.

Der war tief blau mit einem weißen Wölklein. Dieſe Bläue ſtand gar lieblich zu dem Gelb der Blätter. Und es kam der Wind und ſpielte mit ihnen und wendete ſie um, ſo daß ich ihre blanke Oberſeite ſah. Und er kam auch hernieder zu mir und brachte mir Arme voll ſüßen Duftes.

Der Faulbaum blühte und das war das Schönſte an ihm. Denn ſein Geruch erfüllte die weichen Lüfte und legte ſich auf mich traumhaft, leiſe, und ſang vor meiner Seele ein Märlein von Zeiten, da ich noch nicht war und nicht mehr ſein werde.

Und mir ward wunderſam lieblich zumute. Ich dachte nichts. Aber mein ganzes Sein in allen ſeinen Adern empfand.

So lag ich lange. Und ich kam wieder zu mir ſelbſt, zu dem Wind und der Sonne und zu dem fröhlichen Geſumme der Inſekten um mich her.

Ja, die liebten auch den Faulbaum und ſeine Blüten und umſchwirrten ihn. Und es waren Bienen da mit ihrem fleißigen Summſen, die flogen eifrig hin und her. Und waren da goldbraune Hummeln. Die brummelten über meinem Kopf und ließen es ſich wohlig ſein in ihrem warmen Pelzlein. Und war da viel Fliegenvolks. Das ſteckte manch ſchwarzes Rüſſelein aus und wetzte und ſtreckte die feinen Beinchen.

Und surrte da auch manch munteres Mücklein und geigte sein hohes Geiglein in Freuden.

Und es wiegten sich in der Sommerblütenwärme die Libellen, die Wasserjungfern mit den schlanken Leibern und den schillernden Flügeldecken.

Dazwischen flog von Zeit zu Zeit ein Flöcklein von dem Weidenbaum am Ufer. Das lachte in seinem Geschimmer und war so schimmernd weiß gegen den blauen Himmel gleich einem Wölklein.

Ja, und daß ich es nicht vergesse, den großen Fluß hörte ich auch, denn der war hinter den Weiden. Nicht sein großes ruhiges Dahingleiten hörte ich, aber wenn er sich an einem Fels stieß und sprudelte, oder am Rande rieselte zwischen den bunten Kieseln.

Und das Ganze gab ein solch anmutiges Konzert von Freude, Friede und Seligkeit, daß meine Seele ihre Schwingen weit ausspannte und getragen wurde von der allgemeinen großen Freude der Kreatur.

★

Brief an die Familie

Lilleon, Norwegen, den 3. Juli 1898.

Da komme ich endlich einmal wieder zu Euch, das heißt schriftlich, denn in Gedanken bin ich oft in Eurer Nähe, vielleicht ein wenig zu oft, denn ich freue mich auf zu Hause.

Ich habe mich hierher geflüchtet mit meinem Schreibzeug, hierher unter den blühenden Faulbaum. Und es ist ein wonniges Plätzchen. Die ganze Luft ist mit diesem einlullenden Duft durchschwängert. Doch die kleinen fidelen Birken mischen ihren würzigen Geruch dazu. Und diese Mischung ist dann etwas ganz Allerliebstes, was man immer wieder mit Wohlbehagen in sich aufnimmt. Meine Faulbäume werden von Hunderten von Insekten aufgesucht, so daß um mich herum ein lieblich sommerliches Gesumme entsteht. Dann gibt es noch Schierling und Spiräen und den Löwenzahn mit seinen gesponnenen Traumköpfen. Geradeaus stehen die Weiden, die eben erst blühen, und mir

hin und wieder durch den Wind eine ihrer Schneeflocken ſchicken. Und hinter dieſen Weiden iſt der Fluß, der Namſen, der ſich in dieſen Tagen äußerſt ſchlecht benimmt, da er rapide fällt, ſo daß in den letzten ſechs Tagen nichts zu fangen iſt.

Die erſten ſechs Lachſe ſind leider ſchon den Weg alles Fleiſches gegangen. Und meine Hoffnung, daß Ihr einen ſchönen geräucherten kriegen ſolltet, war eitel. Väterle, wie gern träte ich Dir meinen Forellen- und Lachsanteil ab!

Dieſe Fiſchloſigkeit drückt auf mir, obgleich Onkel Wulf ſeinen Kummer ſüß hinunterſchluckt. Aber er hat ja nichts zu tun. Jetzt ſtreicht er ſchon aus Überfluß an Kraft die Fenſterrahmen unſeres Schloſſes grün an. Oder wir ſtehen zuſammen am Strand und werfen „Butterbemmen". Ich fühle mich dann ſo in die Zeit zurückverſetzt, als Mutter mit uns ins Gehege ging, auf die Sandhalbinſel in der Elbe, und betreibe das Geſchäft mit ganzer Leidenſchaft.

Oder wir rollen große Fichtenſtämme, die der Strom ans Land geſchwemmt hat, wieder hinein in die Fluten. Denn bei dieſen reißenden Flüſſen wird wenig geflößt. Die Stämme werden einfach oben ins Waſſer hineingeworfen und unten wieder aufgefangen. Bei der fabelhaften Ehrlichkeit der Leute kommt dabei nichts abhanden. So iſt oft der ganze Fluß voll dieſer großen Stämme. Abends malt die Sonne ſie goldgelb, und dann ſtrahlen ſie lieblich in dem blauen Waſſer.

Die Bücher haben mein Herz erfreut. Iſt dieſes Jacobſen-Zuſammentreffen nicht merkwürdig? Nach ſeinen ſechs Novellen ſehnte ich mich gerade etwas mehr von ihm zu kennen. Ich habe bis jetzt nur die Marie Grubbe geleſen, und bin noch vollſtändig im Banne dieſer Bilder, die das Buch einem vorzaubert. Ich habe es ganz, ganz langſam geleſen, mich langſam mit kleinen Doſen berauſcht. Teils hier unter meinem Faulbaum, teils an der Klippe beim Waſſerfall, denn das iſt auch einer meiner Lieblingsplätze. Da ſitzt man ſo zwiſchen all dem mächtigen Gebrauſe und der Leidenſchaft des Elementes ganz ſtill und klein und fühlt es doch in ſich klopfen.

Mit dem Niels warte ich noch ein paar Tage. Ich finde, man darf ſolche Bücher nicht ſo ſchnell nacheinander leſen. Daß Vogeler den

Jacobſen illuſtriert, wundert mich. Wohl kann ich mir denken, daß es ihn reizt, all die vielen Bilder, die in ſeinem Innern erweckt ſind, niederzuſchreiben. Aber ich finde, ſelten bedarf ein Dichter weniger der Illuſtration als Jacobſen. Ich finde es auch tauſendmal künſtleriſcher, im Sinne des Dichters, wenn man das Bilden der Phantaſie des einzelnen Individuums überläßt. Ich freue mich jedoch auf die Sachen ſchon. In ihrer Art, als Kunſtwerk für ſich, unabhängig von dem Buche, ſind ſie gewiß bezaubernd.

Ich freue mich überhaupt auf Worpswede, und auf das, was dort in dieſem Jahre entſtanden iſt. Ich freue mich überhaupt auf Euch alle, auf jeden Einzelnen von Euch. Ich freue mich auf mein Atelier, für das ich ſchon neue Pläne habe. Ich hoffe, dieſer fiſchloſe Fluß wird Onkel Wulf von hier vertreiben, in fiſchreichere Gegenden. Dann werde ich heimwärts ſegeln. Jetzt habe ich nicht den Mut ihn zu verlaſſen. Ich finde, für all das Schöne, was ich genoſſen, muß ich jetzt auch ein bißchen zappeln.

Nachbarn gibt es wohl, ein paar fiſchende Engländer, eine Viertelſtunde weiter hinauf, aber wir ſehen nichts voneinander, was mir ſehr behaglich iſt. Mit dem Norwegiſchen geht es ſo ſo. Ich kann mich den Leuten wohl verſtändlich machen, aber das Land iſt ein ſchlechter Platz um die Sprache zu erlernen, die Leute ſprechen einen grauſam ſcheußlichen Dialekt und können das reine Chriſtianianorwegiſch ſchwer verſtehen.

Eben eröffnet mir Onkel Wulf, er mache eine Nordlandreiſe nach Tromſö durch die Lofoten. Er will mich mitnehmen, der Gute. Ich brauche mich noch nicht zu entſcheiden. Mein „Nein" ſteht mir aber feſt. So werde ich denn bald heimkommen.

Seid alle geküßt von Eurer Paula.

Der Herbſt und Winter 1898/99 verzeichnet im Leben Paulas bedeutende Wendepunkte; ſie überſiedelt für die Dauer nach Worpswede, die volle Selbſtändigkeit der Arbeit entwickelt ſich. Ganz tief taucht ſie in die ſie umgebende Natur und ihre Menſchenart unter. Eine Schweizer-

reiſe im Sommer 1899 unterbricht kurz das intenſive Studium. Der Schluß dieſes Jahres bringt auch äußerlich einen Abſchluß: ein erſtes künſtleriſches Heraustreten vor die Öffentlichkeit. Das Ergebnis iſt negativ; lakoniſch bemerkt Paula dazu in einer Aufzeichnung: „Im Dezember 1899 die erſte Ausſtellung meiner Bilder in der Bremer Kunſthalle. Arthur Fitger donnert alles in Grund und Boden".

*

Worpswede

1898—99

Brief an die Familie

Liebſten, Worpswede, den 18. September 1898.

alſo mir geht es weiter gut. Am Montag konnte ich ja meiner lieben Mutter nicht mehr Lebewohl ſagen. Vom Armenhauſe war ich zu Vogeler gewandert und glaubte Euch dort zu finden. Statt deſſen kam ich in ein großes Tohuwabohu. Das Dach lag auf dem Raſen neben dem Hauſe und Vogeler ſtieg verträumt die Leiter vom Dachſtuhl herab. Als ich dann weiter meines Weges wandelte, oben an der Sandkuhle vorbei, ſah ich unten im Tale Euer Karößlein. All mein Rufen und mein Armwinken brachten Euer Fahrzeug nicht zum Stehen. So tröſtete ich mich denn, daß es keine Trennung für die Ewigkeit ſei.

Seitdem wandle ich getreulich morgens und nachmittags zu meiner Mutter Schröder ins Armenhaus. Es ſind ganz eigenartige Stunden, die ich dort verbringe. Mit dieſem ſteinalten Mütterlein ſitze ich in einem großen grauen Saale. Unſer Geſpräch verläuft ungefähr ſo. Sie: „Jo, komt Se morgen wedder?" Ich: „Ja, Mudder, wenn Se's recht is?" Sie: „Djo, is mir einerlei — — —." Nach einer halben Stunde beginnt dies tiefſinnige Geſpräch von neuem. Dazwiſchen kommen aber höchſt intereſſante Epiſoden. Dann hat die Alte eine Art von Halluzination. Dann beginnt ſie irgendwelche Jugendbilder zu erzählen. Aber ſo dramatiſch in Rede und Widerrede, mit verſchiedenem Tonfall, daß es eine Luſt iſt, zuzuhören. Man möchte alles gleich zu Papier bringen. Leider verſtehe ich nicht alles. Und fragen darf man nicht, ſonſt kommt ſie aus dem Konzept und kehrt in ihr Jammerdaſein zurück. Auch die Nachtſzenen, die ſie mit unſerer ſteinalten Olheit verlebt, wenn jene aus dem Bett gefallen iſt und jammert, ſind druckfähig. Und zwiſchendurch muß die arme Seele nach „boben".

Neben dieſer Sibyllenſtimme klingt noch ein liebliches Gezwitſcher an mein Ohr. Das iſt das kleine fünfjährige blonde Mädel, das ſeine Mutter ungefähr zu Tode prügelte und das jetzt zur Erholung die

Armenhausgänse hüten darf. Nun hat sich dies Persönchen in ein Gewebe von Traum und Märchen eingehüllt und hält liebliche Zwiegespräche mit ihrer weißen Schar. Dazwischen kräht sie langsam: „Freut euch des Lebens" — und versetzt einem naseweisen Huhn eins mit der Gerte. Mir ist ganz wunderlich in dieser Umgebung.

★

Tagebuchblätter

Den 4. Oktober 1898.

Ich ging durch das dunkle Dorf. Schwarz lag die Welt um mich her, tiefschwarz. Es war, als ob mich die Dunkelheit berührte, mich küßte und streichelte. Ich war in einer andern Welt und ich fühlte mich selig da, wo ich war. Denn es war schön. Und ich kam wieder zu mir und war froh, denn hier war es auch schön und dunkel und weich, wie ein lieber, großer Mensch. Und die Lichtlein leuchteten in den Häusern und lachten hinaus auf die Straße und mir zu. Und in mir lachte es wider, hell und freudig und dankbar. Ich lebe.

Mein Modell, der alte Jan Köster, sagte heute, nachdem er drei Stunden stillgesessen hatte, in ironischem Ton: „So, dat Sitten is 'ne Lust. Min Arsch is ganz blind."

Der alte von Bredow aus dem Armenhaus, der hat ein Leben hinter sich! Jetzt lebt er im Armenhause und hütet die Kuh. Sein Bruder wollte ihn vor Jahren in die ordentliche gesetzte Welt bringen. Aber der Alte hat seine Kuh und sein Träumen so lieb gewonnen. Davon läßt er nicht mehr. Jetzt hält er die Kuh am Gängelbande, geht mit ihr auf der gelbgrauen Wiese, gibt ihr bei jedem Schritt eins mit der Gerte und philosophiert. Er hat studiert. Dann war er Totengräber während der Cholera in Hamburg. Dann wieder sechs Jahre Matrose, hat überhaupt wohl toll gelebt, ergab sich dem Trunke, um zu vergessen und hat nun im Armenhause Abendfrieden.

Den 18. Oktober 1898.

Heute zeichnete ich ein zehnjähriges Mägdlein aus dem Armenhaus. Seit acht Jahren ist sie da, sie und ihre kleine Schwester. Sie hat vier

Hausväter erlebt, ſpielt mit dem kleinen Karl des jetzigen, der ſie ſehr liebt... „Und wenn ich Kinder hätte, könnte ſie mit denen auch ſpielen.“ Sie kann nicht hören, wenn eins Schläge kriegt, dann läuft ſie hinaus in den Garten. „Nachſagen“ tut ſie auch nicht, nur wenn Meta Tietjen ihr die Strickſtöcke wegnimmt, „dat geiht jo nich,“ oder wenn ſie ſagt, daß die aus dem Armenhaus Läuſe hätten, und ſie ſind doch immer ſo reinlich gekleidet. Und ſie könnte ſo froh ſein, daß ſie als kleines Kind ins Armenhaus gekommen iſt, da wüßte ſie von nichts von. Sie hätte es ſo gut, ſagt ſie mit ſtrahlendem Geſichtlein. Mit wie wenig ein gutes Herz doch zufrieden iſt.

Und wie gut habe ich es dagegen. Heute iſt mir ein großes Fenſter in die Wand gebrochen. Nun iſt es Licht in meinem grün-blauen Stübchen. Allmählich wird alles geregelt. Das anregende Neue wird zur ſüßen Gewohnheit und in mir wohnet ſtiller Frieden. Das iſt, glaube ich, die Stimmung, in der ich arbeiten und lernen kann. Mackenſen kommt alle paar Tage und gibt eine famoſe Korrektur. Es tut mir gut, mit ihm umzugehen. Es brennt ſolch ein Feuer in ihm für ſeine Kunſt. Wenn er davon ſpricht, hat ſeine Stimme einen warmen vibrierenden Klang, daß es in mir ſelber bebt und zittert. Wenn er Dürer zitiert, ſo tut er es mit einer Feierlichkeit in Ton und Gebärde, als wenn ein frommes Kind ſeine Bibelſprüche herſagt. Sein Gott iſt Rembrandt. Ihm liegt er voll Bewunderung zu Füßen und folgt inbrünſtigen Schrittes ſeinen Spuren.

Vogeler geht in dieſen Tagen nach Dresden. Schade, daß er nicht hier bleibt. Der ganze Menſch wirkt märchenhaft auf mich. Ich habe neulich ſeine Magda beſucht, das Lehrerstöchterlein. Die iſt auf allen ſeinen Bildern. Er zeichnete ſie ſchon, als ſie noch zur Schule ging, und machte ihr kleine Geſchenke. Als ſie größer wurde, wollte Mackenſen ihr lehren, Photographien zu vergrößern in Kreide, um damit Geld zu verdienen. Vogeler ſagte aber, das wäre nichts für ſie; Blumen ſollte ſie zeichnen. Jetzt ſtickt ſie für ihn Wandſchirme und Matten und lebt ſich tief hinein in den Märchengeiſt ſeiner Kunſt. Dann ſitzt ſie tagelang in ſeinem Atelier und er zeichnet ſie unaufhörlich, oder er ſitzt ſtill neben ihr auf dem Sopha in ihrer Wohnſtube und zeichnet ſie. Jetzt

geht ſie nach Berlin auf die Kunſtgewerbeſchule, um das Zeichnen und Sticken zu lernen. Und was dann wird? Er hat ſein Haus vergrößern laſſen. Für mich iſt das Verhältnis zu zart und zu träumeriſch, als daß es ſo einen Allerweltsſchluß haben ſollte.

Den 24. Oktober 1898.

Ich war einen Abend bei am Endes, der wirkte wie warmer, lauer Frühlingsregen und Frühlingsſonnenſchein auf mein Gemüt. Die Zartheit der Liebe, mit der dieſe beiden Menſchen verkehren, durchleuchtet ihr ganzes Häuslein mit roſenrotem Licht. Und jeder, der dieſe Atmoſphäre atmen darf, muß auch zart und weich werden. Er iſt eine weiche Künſtlerſeele mit ſtrengem, keuſchem Formenſinn. Dürer und Donatello, Botticelli, die liebt er. Die hängen in ſchönen ernſten Rahmen an ſeinen Wänden. Und er lauſcht den Schwingungen der andern Seele. Er verſteht das Unausgeſprochene und antwortet unausgeſprochen. Dieſes Zwiegeſpräch bringt das ganze Sein in liebliche Schwingungen. Und dann ſein Weiblein. Sie hat ein Herz, vor dem man knien möchte. Sie haßt die Spinnen. Sie haben für ſie etwas Niedriges. Und doch, wenn ſie in ihrem Schmuckkäſtlein von Haus eine findet, nimmt ſie ihre Feindin mit ihrer großen Liebe in dem kleinen Herzen und ſetzt ſie hinaus vors Fenſter, auf daß ſie doch froh weiterlebe.

Den 29. Oktober 1898.

Mackenſen iſt in Amſterdam geweſen bei der Rembrandt-Ausſtellung. Der ganze Menſch iſt durchglüht von einem heiligen Feuer für „dieſen Giganten, dieſen Rembrandt". Das Geſunde, das Urdeutſche, das liebt er mit Leib und Seele.

Er hat zum erſten Male das Meer geſehen. Sie ſahen von ferne einen Reiter; der hielt, ſtieg ab und machte etwas am Sattel zurecht. Und ſie fragten ihn: „Wo iſt das Meer?" Und er erhob die Hand und ſagte: „Ihr hört es rauſchen."

Er hat einen Mann ſitzen ſehen in der Dämmerung, auf weißen Birkenſpänen ſitzend, weiße Holzſchuhe ſchnitzend. Wenn das einer malen könnte, wäre er größer als ſie alle.

Er ist oft hart und egoistisch. Aber vor der Natur ist er so wie ein Kind, weich wie ein Kind. Dann rührt er mich. Dann kommt er mir vor, wie ein alter, stolzer Krieger, der seine Knie vor dem Höchsten beugt.

Ich habe eine junge Mutter gezeichnet mit dem Kinde an der Brust, in ihrer rauchigen Hütte sitzend. Wenn ich das einmal malen kann, was ich dabei empfunden habe! Ein süßes Weib, eine Karitas. Sie nährte den großen einjährigen Bambino. Und das vierjährige Mädel mit den trotzigen Augen, die haschte und griff nach der Brust, bis sie sie bekam. Und das Weib gab sein Leben und seine Jugend und seine Kraft dem Kinde in aller Einfachheit, und wußte nicht, daß es ein Heldenweib war.

Mackensen hat einen Mann einen goldenen Herbstbirkenbaum fällen sehen. Und er trat nahe heran. Der Mann rief: „Nehmt Euch in acht!" Und der Baum fiel. Da lag all das Gold zu seinen Füßen Das war schön.

Ich habe wieder meine junge Mutter gezeichnet. Diesmal draußen in freier Luft. Sie ist in jeder Stellung lieblich und man möchte hundert Bilder von ihr machen. Wenn man das erst könnte! Diesmal steht ihr bräunlicher Kopf gegen eine rote Ziegelwand. Später muß ich sie noch einmal mit der weißen Lehmhütte, die der alte Renken selbst gebaut hat, als Hintergrund, malen. Darauf steht sie dunkel und warm. Und dann mal mit den dunkeln Kiefern als Hintergrund. Ach!

Mir ist, als säß ich in der Ewigkeit
Und meine Seele waget kaum zu atmen,
Mit enggeschloßnen Flügeln sitzet sie
Und lauschet großen Auges in das Weltall.
Und über mich kommt eine sanfte Milde
Und über mich kommt eine große Kraft,
Als ob ich weiße Blumenblätter küssen wollte
Und neben großen Kriegern große Kämpfe fechten.
Und ich erwache, voll Bewunderung schauernd ...
So klein, du Menschenkind! Und doch so riesengroß
Die Wogen, die dir deine Seele küssen.

Ich lauſche in die dunkle Ecke meiner Kammer,
Wie große, ſtille Augen ſchaut es wider,
Wie große, weiche Hände, die mir den Scheitel ſtreichen.
Und Segen fließt durch jede Faſer meines Seins.
Das iſt der Friede, der hier bei mir wohnet...
Zur Seite brennt vertraulich mir die Lampe,
Schnurrt wie im Traum an ihrem Lied des Lebens.
Aus dem Gedämmer ſchimmern weiße Blumen,
Sie zittern ſchauernd, denn ſie ahnen Zukunft.
Mit leichtem Flügelſchlag umkreiſt die Fledermaus mein Lager.
Und meine Seele ſchaut des Lebens Rätſel,
Zittert und ſchweigt und ſchaut.
Und neben meinem Lager ſurrt die Lampe
Ihr Lebenslied.

Den 11. November 1898.

Abends zeichne ich jetzt Akt, lebensgroß. Die kleine Meta Fijol mit ihrem kleinen frommen Cäciliengeſicht macht den Anfang. Als ich ihr ſagte, ſie ſolle ſich ganz ausziehen, antwortete das kleine energiſche Perſönchen: „Nee, dat do ick nich," ich brachte ſie zu Halbakt und geſtern, durch eine Mark, erweichte ich ſie ganz. Aber innerlich errötete ich und haßte mich Verſucher. Sie iſt ein kleines, ſchiefbeiniges Geſchöpflein, und doch bin ich froh, wieder einmal einen Akt in Muße zu betrachten.

Ich leſe jetzt das Tagebuch der Marie Baſhkirtſeff. Es intereſſiert mich ſehr. Ich werde ganz aufgeregt beim Leſen. Die hat ihr Leben ſo rieſig wahrgenommen. Ich habe meine erſten zwanzig Jahre verbummelt. Oder wuchs ganz in der Stille das Fundament, auf dem die nächſten zwanzig Jahre aufbauen ſollen?

Du

Sie war elf Jahre alt und träumte noch mit Innigkeit den Traum des Kindes. Sie war noch nicht aufgewacht zu dem, was wir große Leute das Leben nennen. Sie liebte im Garten zu ſitzen neben den Blumenbeeten. Sie ſprach mit dem Goldlack und den Reſeden. Die

dufteten ſie lieblich an und ſie verſtand ihre Sprache und lächelte ihnen zu. Und die Blumen freuten ſich der braunen Augen, über denen noch ein blauer Traumſchleier lag. Sie blühten und dufteten noch lieblicher als zuvor, erzählten in ihrer Sprache manch holdes Märchen ... Das Mägdlein hatte vor jedem Ohr ein Schelmenringellöckchen hangen und hinten rieſelte es gleich vielen goldenen Bächlein, zart und weich. Und die Sonne hatte ihr Vergnügen daran und ließ darauf erklingen ſüße Melodeien.

Das Kind ſaß im Garten bei den ſchlanken weißen Narziſſen und flüſterte mit ihnen. Die wiegeten ſich auf ihren graugrünen Stengeln und fächelten mit den ſchmalen Blättern und ſprachen ihre Sprache. Und die Lüfte waren durchſchwängert mit ihrem Duft und umweheten das Mägdelein berauſchend. Und die eine der Narziſſen, die frömmſte unter ihnen, mit dem ſchneeweißen Angeſicht, bat die Schweſtern, nicht ſo lockend zu duften, damit des Mägdleins Sinne nicht erwachten. Und ſie dufteten leiſe und lieblich. Das Mägdelein aber wendete ſich zu den großen goldbraunen Hummeln und redete mit ihnen. Sie faßte ſie an mit ihren Fingerlein und ſetzte ſie in honigreiche Kelche, daß ſie niedertropften unter der ſchweren Laſt. Die großen Hummeln brummten dankbar. Erzählten von ihrer Königin und vergaßen ganz, daß ſie einen Stachel hatten.

Neben dem Narziſſenbeet aber lief ein gelber Weg. Und den Weg entlang lief auf der andern Seite ein roſa-lila Geflimmer von duftenden Levkojen. Hinter dieſen Levkojen ſtand die hohe Planke, die den Garten von dem Nachbargarten trennte. Das Kind hatte nie darüber hinweggeſehen, auch nie daran gedacht, was dahinter wohl ſein konnte. Es war aber etwas dahinter. Das ſtand auf den Zehenſpitzen und verſuchte, durch das Aſtloch in den Garten zu gucken, aus welchem es ſo ſüß duftete.

Und er ſah das Kind durch die Blumen, und ſeitdem hat er oft hindurchgeguckt; er ſtand oft ſtundenlang atemlos vor dem Loch in der Planke. Und es war ihm wie ein Märchen und kam über ihn wie ein Traum, wie ein heilig Schauern in ſich, und wagte nicht, ſich zu rühren. Einmal hat er ſich nicht mehr halten können vor Neubegierde und hat

inbrünſtig geflüſtert durch das Loch: Du, du. Da hat das Mägdlein aufgeſchaut aus ihrem Traume. Weil es aber niemanden ſah, dachte es, die Blumen ſpielten Verſteckens mit ihm. Dem Knaben aber jenſeits der Planke war es geweſen, als ob der Himmel ſich auftue und er hineinſchauen dürfe in all die Pracht. Das Herz hat ihm ſchier ſtillgeſtanden vor Freude. Und hatte kein Wörtlein mehr zu reden gewagt. Aber die Augen hatten in ſeine Seele gebrannt wie zwei Sonnen, wie Sonnen, die aus ſüdlichen Landen kommen, wo die Menſchen nicht kämpfen und ringen müſſen mit der Erde um ein wenig Brot, wo ſie dahingehen und träumen und dichten gleich Kindern. Jene Sonnenaugen konnte der Knabe nicht vergeſſen. Er bewahrte ſie in dem reinſten Kämmerlein ſeines Herzens und freute ſich ihrer.

Es waren Jahre vergangen. Die Levkojen und Narziſſen aus dem Blumengarten ſtanden nicht mehr. Es waren andere Hummeln, die über andern Blumen brummten. Und andere Träume wurden geträumt. Meine Seele war traurig beim Anblick dieſer neuen Gärten. Ich ſchlich mich fort von ihnen und ging hinein in die Stadt. Vor dem Eingang der Kunſtausſtellung blieb ich ſtehen, zögerte einen Augenblick und trat ein. Ich ging durch viele große Säle. Mein Auge ſtreifte flüchtig hin über die Bilder, mein Herz aber war bei den alten Levkojen und Narziſſen und bei den alten Träumen. Plötzlich ſtand ich vor meinem Bilde. Ein Paar Sonnentraumaugen lagen auf mir und brachten Frühling in meine Seele. Sie gehörten einer ernſten, ſtillen Jungfrau. Vor jedem Ohre hing ihr ein Schelmenringellöckchen. In den Händen hielt ſie zu jeder Seite eine weiße, ſchlanke Narziſſe. Es kam ein Zittern in meine Seele. Und unter dieſem Bilde ſtand in feinen Lettern geſchrieben: „Du". Die Leute, die vorbeigingen, die Alltagsleute, die ſchüttelten den Kopf und wußten mit dem „Du" nichts anzufangen. Die braune Hummel aber, die durchs Fenſter hineingeflogen kam, die wußte es. Es war eine traurige Geſchichte. Ihre Großmutter hatte es ihr oft erzählt, als ſie noch klein war ... Und ich? Ich wußte es auch.

★

Brief an die Familie

Liebſten, Worpswede, den 25. November 1898.

... ich lebe währenddem weiter, zeichne, zeichne, zeichne und ſehne die Zeiten herbei, wenn ich das erſt kann, was ich jetzt möchte. Eigentlich habe ich aber doch einen rieſengroßen Malkater, den größten meines bisherigen Lebens. In dieſem Klima ſcheinen ſolche Art Kreaturen zu gedeihen und ſich üppig zu entfalten. So einſichtsvoll iſt er aber doch, daß er neben ſich noch feine, ganz eigene Stimmungen aufkommen läßt, die mir das Leben reich und ſchwerhaltig machen: einen Sonnenuntergang mit Glockengeläute, einen Beſuch bei einem alten Weiblein mit einem Fuß ſchon in der andern Welt, die Gedanken noch einmal licht aufflackernd vor der großen Kataſtrophe. So erzählte ſie in den ſchönen kräftigen Worten des Volkes mit halbgebrochenem Atem von Geburt, Heirat und Tod. Wenn dieſe Leute mal Gedanken haben, ſo lauſcht man ihnen wie gebannt, meiſt reden ſie aber nur Formel, nur leere Worte, um überhaupt zu reden. Das iſt furchtbar und läßt die Gattung einem ſo niedrig erſcheinen.

Jetzt iſt die Zeit der Spinnſtuben. Jetzt wandern die alten Weiblein von Haus zu Haus mit ihrem Spinnrad. Die Männer verarbeiten dann die Wolle zu den Strümpfen. Sogar mein Garwes ſtrickt in ſeinen freien Stunden.

Am liebſten gehe ich zum alten Renken „achter de Dannen", (die Kiefern ſind). Der bindet ſeine Beſen, macht manchen luſtigen Schnack, wiegt ſein Enkelkind auf dem Schoß, dem er unermüdlich ooaa, ooaa auf zwei Tönen vorſingt. Sagt die junge Mutter dann mit einem Schelmenblick: dat Lied kennt ſe nu all, ſo erfindet er flugs was Neues und ſingt nun aaoo, aaoo. Die Menſchen haben ſich untereinander ſo innig lieb, hier eine Seltenheit, und laſſen Welt Welt ſein, was für ſie ſo viel heißt wie Worpswede, Worpswede.

Mein Abendakt macht mir viel Freude. Obgleich das kleine Mädel X-Beine hat, bewegt es ſich doch mit ſolch naiver Grazie. Mackenſen ließ ſie heute wohl zwanzig verſchiedene Stellungen machen. Jede einzelne hätte man feſthalten mögen.

Ich lese jetzt Bismarck-Briefe. Der große Mann tritt einem so menschlich nahe. Wenn er von Jägerei, Frauen und Natureindrücken spricht, schattiert er für mich in Onkel Wulf hinein. Bismarck, Werther, Marie Baschkirtseff, Worpswede, alles in einem kleinen Kopf. Ich komme mir doch hier eigenartig vor. Schaue auf das Getriebe der Welt wie vom ersten Rang, und, wie es zu meinem Platz gehört, denke mir nicht viel dabei. Bis jetzt spielte man auf seiner kleinen Bühne doch eine ziemlich große Rolle. Das Spielen hat nun aufgehört. Man ist einfach. Man dehnt sich aus, zieht sich zusammen, ohne vom Publikum geniert zu werden. Ganz selten wünscht sich die Eitelkeit einen kleinen Sporn, einen Sporn, wie ihn nur die Welt geben kann. Wenn es auch ein Tritt ist, so fühlt man doch, daß man wichtig genug ist, getreten zu werden. Das ist aber nur selten und nicht in den höchsten Momenten, in denen man sich gar nichts wünscht.

*

Tagebuchblätter

Den 15. November 1898.

Tagebuch der Marie Baschkirtseff. Ihre Gedanken gehen in mein Blut über und machen mich tief traurig. Ich sage wie sie: wenn ich erst etwas könnte! So ist es eine schmähliche Existenz. Man hat nicht das Recht, stolz aufzutreten, weil man selbst noch nichts ist. Ich bin matt. Ich möchte alles leisten und tue nichts. Mackensen war heute bei der Korrektur zerstreut und unzufrieden, wenn nicht das Weiblein aus Bergedorf gewesen wäre, hätte es hinterher Tränen gegeben. So quälte ich mich zwei lange Stunden entlang und heute nachmittag wieder. Das Resultat unter Null. Ich setze meine Hoffnung auf mein Aktkind heute abend.

Grau ist die Welt um mich her und der Himmel blicket trübe. Leise träumend murmelt das Wasser. Bringt Unruhe meiner Seele. Ich wanderte dahin unter Birken. Und sie standen da in ihrer keuschen Nacktheit. Sie erhoben gen Himmel ihre kahlen Zweige und fleheten

um Glück inbrünſtig im Gebet. Aber der Himmel blickt trübe und ſie ſtehen ſtill und trauern, leiſe, leiſe mit fromm gefalteten Händen. Leben — atmen — fühlen — träumen — leben.

Es umſchlingt mich das Rätſel des Alls. Und ich ſetze mich nieder und ſchweige. Das Waſſer rauſcht und bringt Unruhe meiner Seele. In mir zittert es. In den Kiefern hängen blinkende Tropfen. Sind es Tränen?

Den 29. November 1898.

Das war ein fürchterlicher Kater, der ſeinen langen Schwanz um meinen Hals gewickelt hatte und meine Seele ſchier erdroſſelte. Marie Baſhkirtſeff, die klage ich an. Ich arbeitete furchtbar, es blieb aber eine fleißige Handarbeit. Das Ingenium, mit Frau P. zu reden, blieb aus.

Nun iſt der Katerſchwanz ab, meine Kehle nicht mehr zugeſchnürt, ich rufe Hurrah! und ſinge den ganzen Tag und zeichne mit Luſt. So iſt das Leben wieder ſchön, einzig ſchön.

Den Schluß dieſes Trauer-Worpsweder-Aktes bildete ein luſtiger Ball bei Dreyer. Zwar war ich nur zuſchauendes Mitglied, und beim Walzer war es mir etwas ſchwer, ruhig zu ſitzen. Aber es gab ſo viel Anregung. Der Mondſcheinweg mit bewegter Luft, die Birken gegen den blauen Abendhimmel. Dann drinnen im Hauſe Weiberköpfe, rötlich vom Lampenlicht beleuchtet, an offener Tür wieder gegen lichten Abendhimmel. Überhaupt Sachen gegen den Himmel!!! Schließlich die ſechs Muſiker auf erhöhtem Podium, vier brennende Lichter vor ſich, die die ſchwarzen Kerle fein beleuchteten. Das habe ich mir beſonders angeguckt und als ich nach Hauſe kam, eine kleine Skizze davon gemacht. Ich wünſchte, ich könnte radieren. Das wäre fein dazu.

Heute zeichnete ich wieder den Hochedlen von Bredow und lieh von Zeit zu Zeit ein halbes Ohr ſeinem Redeſchwall. Es ſieht wüſt aus in dem alten Kopfe, viel Unkraut unter dem Weizen. Er zieht Parallelen (innerlich) zwiſchen ſeinem Leben und den größten Männern aller Zeiten. Schiller hätte länger gelebt, wenn er nicht bei ſeinem großen Drama „Die Glocke" für dreihundert Taler Champagner getrunken hätte. Das brauchen die Dichter und ſolche Leute. Die müſſen halb

verrückt sein, wenn sie schreiben. — — — Ja, und der Johannes Gutenberg, der ist im Armenhause gestorben. Doktor Faust hatte ihm eine große Summe geliehen, kündigte sie und brachte die Druckerei an sich, ging nach Paris und verkaufte billige Bibeln. Da wäre es ihm beinahe ums Leben gegangen. Die Pfaffen waren hinter ihm. Die Kellnerin in seinem Hotel, die hat ihn noch gerettet. — — Geschichten über Träume und kritische Jahre, ein eigenes Traumgesicht, das beim Erwachen wie ein Nebel entschwand, von „Sünnambulen", das können nur Frauen sein. Das kann kein Mann nicht sein. — — Steter Refrain: Wer lieben will, muß leiden; man kann seinem Schicksal nicht entgehen.

Morgen sitzt mir ein origineller Kopf, recht einer zum Studieren. Nachmittags als Nachtisch gehe ich zu meinen Renkens. Ich habe die Leute richtig lieb gewonnen, besonders die kleine Frau mit ihrer kindlich weiblichen Anmut und jener schlichten Aufopferungsfähigkeit, die ihrer selbst ganz unbewußt ist, wie man sie nur bei den guten Frauen aus dem Volke trifft.

Wenn ich mal soweit komme, daß ich malen kann, möchte ich wohl von ihr mein erstes Bild machen.

Ihr alter Vater fährt mit seinen neunundsechzig Jahren noch morgens um sechs Uhr hinaus ins Blockland mit der Schiebkarre und verkauft den ganzen Tag über Besen. Da kam er neulich entrüstet nach Hause. Sein ungeratener Sohn hat bei allen Kunden verbreitet, sein Vater sei gestorben. Da sind dem Jungen die Besen abgenommen und der Alte war um das Verdienst gebracht.

Den 12. Dezember 1898.

Morgens zeichne ich jetzt Anna Böttcher, kolossal fein in der Farbe und in der Form des Kopfes. Nachmittags hole ich mir die alte Adelheit Böttcher, „die alte Olheit" als Modell. Es herrscht Rivalität unter den alten Weiblein wegen des Modellgeldes. „De grote Lies hett ehre gode Mötz upsetzt und denkt, nu holt Se se. Die vertellt mi immer so wietlüftig Tüch, von Jungens und Deerns und wo dat was

und wo dat würd. Ich hör gar nich to, segg nur von Tid to Tid ‚jo', un heff min Gedanken up en anner Ziel". So redet das Weiblein in mich hinein. Es ist immer noch viel Leben in ihm, ein heißes Für und Wider, dabei schon ein wenig kindisch. Hat sie was ausgegessen, so sagt sie zur jungen Frau: „Moder, vergiff mi, ick hev unrecht". Das rührt mich.

Fräulein Westhoffs Modell klagt über ihr Ohrenleiden: „Ick hev allens probiert, wat mi die Lüe seggt hebben, allens, nur nich Reinemachen".

Mich befriedigt das Zeichnen nicht. Ich bin atemlos. Ich will immer weiter, weiter. Ich kann die Zeit nicht erwarten, daß ich was kann.

Und dann sehne ich mich wieder nach dem Leben. Ich fing gerade an es ein wenig zu kosten. Ich hatte vorher nicht den Sinn dafür. Und hier gibt's kein Leben, hier ist's Traum.

Ich lese jetzt den Zarathustra. Neben viel Verworrenem und Dunklem, welche Perlen! Dies Umschaffen und Neuschaffen der Werte! Dies Predigen gegen die falsche Nächstenliebe und Aufopferung seiner selbst.

Falsche Nächstenliebe lenkt ab vom großen Ziele. Mit dieser Auffassung als Rüstzeug wäre manche große Seele nicht vom Alltagsleben in kleine Teile zerstückelt. Diese Auffassung muß der nächsten Generation angeboren werden.

Den 15. Dezember 1898.

Die alte Olheit erzählte mir heute den Roman ihres Lebens. „Se harr in Bremen deent, Besselstraten. Denn harr se sick verheirot. Irgendwo mutt se jo doch bliven. Is jo ok god gangen, nur, dat hei nu dot is."

Morgens zeichne ich die Frau Meyer aus dem Rusch. Sie hat vier Wochen gesessen, weil sie und ihr Mann ihr uneheliches Kind so schlecht behandelt haben. Eine strotzende Blondine, ein Prachtstück der Natur, einen leuchtenden Hals in der Form der Venus von Milo. Sie ist sehr sinnlich. Doch Sinnlichkeit, natürliche Sinnlichkeit, muß sie

nicht mit dieſer zeugenden ſtrotzenden Kraft Hand in Hand gehen? Dieſe Sinnlichkeit hat mir etwas von der großen Mutter Natur mit den vollen Brüſten. Und Sinnlichkeit, Sinnlichkeit bis in die Fingerſpitzen, gepaart mit Keuſchheit, das iſt das Einzige, Wahre, Rechte für den Künſtler.

Den 16. Dezember 1898.

Heute kam meine Blondine wieder. Diesmal mit dem Jungen an der Bruſt. Die mußte als Mutter gezeichnet werden. Das iſt ihr einziger wahrer Zweck. Köſtlich, dieſe leuchtenden weißen Brüſte in der brennend roten Jacke. Das Ganze hat ſo etwas Großes in Form und Farbe.

Nachmittags meine Alte: „Ick ſeg to de grote Lies, ick will mich man ehrlich hollen, dat ick redlich ins Begreffnis kumm wie mien Mann. Darum bitt ick unſern Hergod alle Dog, dat hei mi nich horen und nich ſtehlen läßt. Dor kannſt Do nix an maken, wenn hei dat will."

Ich mußte innerlich über dieſe Unſchuld kopfſchüttelnd lächeln. Halb verdorrt, halb blind, faſt ganz im Grabe und den lieben Gott bitten, daß er einen nicht huren läßt.

Man bekommt hier draußen eine lutheriſche Sprache. Man hört täglich die derben Volksausdrücke, die eine Sache klipp und klar beim Namen nennen. Wenn die Alte an meinem Arm bis vor die Tür gegangen iſt, dann ſagt ſie: „No mutt ick erſt peſſen gan," oder: „No mutt ick mien Water laten." Das Röcklein geſchürzt, und ich entfleuche keuſch.

Ich komme jetzt, glaube ich, in die rechte Worpsweder Stimmung. Die Verſunkene-Glocke-Stimmung, die mich zuerſt beherrſchte, war ſüß, ſehr ſüß; aber es war nur ein Traum, der ſich tätig auf die Dauer nicht feſthalten ließ. Dann kam die Reaktion und danach das Wahre: ernſtes Streben und Leben für die Kunſt, ein Ringen und Kämpfen mit allen Kräften.

Mein ganzes Weſen iſt wie durchſonnt, durchweht, berauſcht, trunken von Mondſchein auf lichtem Schnee. Schwer lagerte er auf allen Äſten und Zweigen. Tiefe Stille war um mich her. In die hinein fiel herab der Schnee von den Bäumen, ein leiſes Kniſtern, und wieder

Frieden. Dies unbeſchreiblich ſüße Gewebe von Mondſchein und zartſchneeigem Äther, das mich umgab. Die Natur ſprach mit mir und ich lauſchte ihr zitternd ſelig. Leben. — — —

Mir ſoll die Natur größer werden als der Menſch. Lauter aus mir ſprechen. Klein ſoll ich mich fühlen vor ihr Großen. So will es Mackenſen. Das iſt das A und O ſeiner Korrektur. Inniges Nachbilden der Natur, das ſoll ich lernen. Ich laſſe zu viel meinen eigenen kleinen Menſchen in den Vordergrund treten.

Da ging mir heute ein Licht auf bei Fräulein Weſthoff. Die hat jetzt eine alte Frau modelliert, innig, intim. Ich bewunderte das Mädel, wie ſie neben ihrer Büſte ſtand und ſie antönte. Die möchte ich zur Freundin haben. Groß und prachtvoll anzuſehen iſt ſie und ſo iſt ſie als Menſch und ſo iſt ſie als Künſtler. Wir ſind heute auf kleinen Pritſchſchlitten den Berg hinuntergeſauſt. Das war eine Luſt. Das Herz lachte und die Seele hatte Flügel. Leben — —

Schnee und Mondgeſchimmer...
Schlanke Bäume ſchreiben
Zitternd ahnend ſuchend
Hin das Abbild ihrer Seele
Auf das weiße Winterlaken.
Legen fromm ihr holdes Weſen
Nieder auf den keuſchen Boden...
Wann kommt mir der Tag,
Daß in Demut einen Schatten
Hin auf reinen, keuſchen Boden
Ich kann werfen...
Einen Schatten meiner Seele.

Den 19. Januar 1899.

Heute beim Baden fiel mir der Satz ein: „Hier in der Einſamkeit reduziert der Menſch ſich auf ſich ſelber.“ Es iſt ein ſonderliches Gefühl, wie all das Bunte, Anerzogene, Geſchauſpielerte, was ich beſaß, weg-

fällt, und eine vibrierende Einfachheit entsteht. Ich arbeite an mir. Ich arbeite mich um, halb wissentlich, halb unbewußt. Ich werde anders, ob besser? Jedenfalls aber vorgeschrittener, zielbewußter, selbständiger. Ich habe jetzt eine gute Zeit, fühle eine feine junge Kraft in mir, die mich jauchzen und jubeln macht. Ich arbeite fleißig. Ermüde nicht und habe abends noch einen klaren Kopf, der noch etwas auffassen kann. Ich bin jetzt stolz und doch bescheidener als je, wenig eitel, da wenig Zuschauer vorhanden sind. Das Leben ist mir gleich einem kräftigen knusperigen Apfel, in welchen die jungen Zähne mit Vergnügen beißen, sich ihrer Kraft bewußt und ihrer froh. Mackensen sagt: „Die Kraft ist das Allerschönste." Am Anfang war die Kraft. Ich denke und erkenne es auch. Und doch wird in meiner Kunst die Kraft nicht Leitton sein. In mir fühle ich es wie ein leises Gewebe, ein Vibrieren, ein Flügelschlagen, ein zitterndes Ausruhen, ein Atemanhalten: wenn ich einst malen kann, werde ich das malen.

Draußen hält jetzt die Natur einen großen feinen Tanz. Es ist ein Windesbrausen, ein Regenpeitschen und Hagelschauern, eine Allgewalt und Urgewalt, daß der Mensch sich winzig klein fühlt, und dann lacht, kampfbereit seine Kräfte zu messen an jenem unnennbaren Naturgeist, dessen kleinstes Atom dies trotzige Menschlein voll Unvernunft im Streben ausmacht.

Ich finde es schade, des Abends zu Bette zu gehn. Mein Gefühl der Kraft will weiter kämpfen, sich immer und immer wieder seiner bewußt werden, wachen, nicht ruhen. O bleibe lange bei mir. Dann gleicht mein Leben dem Fluge des jungen Adlers. Ich bin froh der Schwingen, ich bin froh der Bewegung, ich jauchze der blauen Himmelsluft. Ich lebe.

Den 24. Januar 1899.

Wieder liegt ein schöner Tag hinter mir, wieder ist meine Seele froh. Ich strecke die Arme von mir und mich durchschauert die Wonne des Lebens.

Mein Aktmodell, mein Rubensweib, hatte abgesagt. Da machte ich einen Spaziergang in der Dämmerung, hinaus zu den überschwemmten

Wieſen. Da zog es mächtig durch meine Seele und die Macht der Dämmerſtunde lag auf mir, erdrückend, atemraubend. Ich fühlte mich ſo gottgeſegnet. Iſt es nicht ein Geſchenk, dieſe Herrlichkeit alle ſo empfinden zu können? Und ich lechze nach mehr, mehr, unermüdlich will ich danach ſtreben mit allen meinen Kräften. Auf daß ich einſt etwas ſchaffe, in dem meine ganze Seele liegt. Es wird nichts Großes; aber etwas Anmutiges, Jungfräuliches, Herbes und doch Verlangendes. Wann? In zwei Jahren. Gott laſſe es dahin kommen. Gott ſage ich und meine den Geiſt, der die Natur durchſtrömt, deſſen auch ich ein winzig Teilchen bin, den ich im großen Sturme fühle. Da war es wie ein gewaltig Atmen.

O heilger Geiſt zeuch bei mir ein
Und laß mich deine Wohnung ſein
Zu ſteter Freud und Wonne.
Sonne, Wonne,
Himmliſch Leben
Wirſt du geben.

Ich ſtrecke die Arme danach aus und wieder durchſchauert es mich.

Ich leſe die „Wahlverwandtſchaften" und bin durchwärmt von der Anmut dieſes Buches. Zum erſten Male tritt mir der Menſch Goethe nahe. Ich fühle ihn als durch und durch äſthetiſchen Menſchen, innerlich und äußerlich. Die Anmut der Unterhaltung, dieſer Frauenliebreiz, ſie reden von einem Herzen, das ſie tief empfunden hat. Ich fühle mich wohl in dieſer Atmoſphäre. Sie wirkt auf mich wie Tante H. und M. Und erziehlich wirkt das Buch auf mich. Wir modernen Frauenzimmer, die wir die Anmut fahren laſſen und andern Gütern nachjagen, vereinigen ſollen wir ſie mit ihr, müſſen wir. Sich anmutig kleiden, anmutig bewegen der Anmut wegen, das muß ich noch mehr in Fleiſch und Blut übergehen laſſen. Das Prinzip beſteht ſchon ſeit meiner Backfiſchzeit: der Anmut wegen und nicht des Publikums, denn das könnte zuweilen fehlen, wie in meinem Kaſus. Auch iſt ein Kultus der Anmut ſo ungleich höher als ein Kultus des Publikums

Eine Woche Berlin. Große Freude, wieder in Worpswede zu ſein. Arbeite mich mühſam ein.

*

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 15. Januar 1899.

Sonntagabend iſt es und mollig, lauſchig bei mir im Zimmerlein. Ein paar trockene Weihnachtstannenreiſer habe ich mir in den Ofen geſchoben, nun duftet es traumhaft, herzig, weihnachtlich. Den Tag über bin ich weit draußen im Moor geweſen, im Sturm, bei ſauſenden Wolken. In dieſem Lande entdeckt man immer neue Schönheiten. Diesmal kam ich zwiſchen ein Wirrſal von Birken, von altehrwürdigen, moosbegrünten Bauernhäuſern mit uralten Wacholdern vor der Tür. Hier und da ſtehen ein paar knorrige alte Kiefern, gewaltig und groß, faſt wie aus einer andern Kultur ſtammend. Dazu der tiefdunkelbraune ſatte Moorboden, die ſchimmernde Winterſaat. Ja, es war fein. Und dabei noch der Kampf mit dem Element, das mutwillig an allem zauſte und raufte und übermütig lachte.

Nun wirkt auf mich die Ruhe in meinem Kämmerlein ſo ſüß. Ich habe Deinen Brief hervorgenommen. Aus dem zieht es hervor wie ein Stück alte Friedrichſtraße. Daß man einmal Kind war, gar nichts dachte, lebte, ruhig lebte, und nun auf einmal groß iſt, das iſt doch ſonderbar. Was ich meine erſten zwanzig Jahre getan habe, kaum kann ich's ſagen. Auf einmal war es ſoweit. Von dem zweitenmal zwanzig werde ich wohl mehr zu erzählen haben. Wenigſtens lebe ich jetzt mit vollem Bewußtſein und ſchlürfe langſam am Becher des Lebens. Mein Los iſt ein geſegnetes.

Liebſten, Worpswede, den 12. Februar 1899.

da bin ich wieder auf meinem Landgut und bin da mit Freuden. Es iſt auch eine Frühlingspracht um mich her. Der Himmel lacht in köſt-

licher Bläue, und aus den Taugewäſſern lacht es noch köſtlicher wider. Die Lerchen tirelieren, und die Haſelſträucher haben Kätzchen.

Mir jubelt mein Herz bei all der Schönheit. Schon der Marſch hier hinaus war eine Luſt. Sobald ich Bremen hinter mir liegen hatte, nicht mehr das Peinliche meiner Ruppig-Struppigkeit fühlte, meine grüne „Handarbeitstaſche" auf den Rücken ſchnallte, die Jacke und das Pelzkäppi auszog, ward ich wieder ganz Menſch, und freute mich dieſer Gattung. Eine liebliche Frühlingsheiterkeit, ein Frohſinn ohne Grund und Ziel zog in meine Seele ein, und niſtet jetzt noch da. In Lilienthal, da hätte ich gerne Pauken geſchlagen, oder mächtig in die Saiten einer Harfe gegriffen und mit einer Laudi-Stimme die Schubertſche Allmacht geſungen. Da mir aber Pauken und Harfen und Stimme fehlten, ergab ich mich drein. Ließ mich ſelber als Inſtrument benutzen, und jemand ſpielte auf mir, daß die Saiten mächtig tönten, und noch lange, lange nachzitterten. Die Pracht aber waren die grünblauen Waſſer, zwiſchen den grünen Wieſen. Das Vibrieren hatte mich nun allmählich müde gemacht, ich ging ein paar Schritt ab von der Landſtraße, legte mir mein Bündel unter den Kopf und tat einen feinen Schlaf. Von da träumte ich mich weiter, bis ich mein liebes Neſtlein hier erreichte.

Hier iſt alles Influenza, in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Deſſenungeachtet war der Empfang ſehr herzlich, teilweiſe mit Freudentränen untermiſcht. Nun bin ich wieder an der Arbeit und genieße ſie mit ganzem Herzen.

Außerdem iſt ein allgemeiner Donnerstagskegelabend zur Taufe gehalten worden. Eigentlich bin ich ja gar nicht für Kegeln, namentlich nicht für Weiblein, aber man braucht einen materiellen Kitt für alle dieſe empfindlichen Gemüter. Sie ſind ſo von der Einſamkeit verzogen. Beim Kegelſchieben da ſteigen ſie alle aus ſich heraus, ſpielen eine luſtige Rolle, und ſind ſo heiter miteinander vereint. Bei einem äſthetiſchen Genuß bleiben ſie in ihrer fein- und vielnervigten Hülle und reiben ſich aneinander, ſie ſind zu verſchieden und zu ähnlich.

Das iſt die einzige Angſt, die ich hier für mein Menſchlein habe.

Ich glaube, ich werde mich von hier fortentwickeln. Die Zahl derer, mit denen ich es aushalten kann, über etwas zu sprechen, was meinem Herzen und meinen Nerven naheliegt, wird immer kleiner werden. Das schwindet wohl mit dem Alter, wenn der glühende Subjektivismus erlischt und das kalte elektrische Licht des Objektivismus aufgeht. Da kann man mit jedem sicher jedes sprechen. Und vor diesem schrecklichen Zustande bangt mir sehr.

*

Tagebuchblätter

Den 19. Februar 1899.

Morgens beim Aufstehen kommen mir immer die großen Gedanken. Heute: die Kompliziertheit eines Charakters wächst bei dem feinen Verständnis desselben. Von nicht untergeordneten Menschen in diesem Falle nicht verstanden sein, vereinfacht. So geht es mir wenigstens hier draußen, wie ich glaube.

Die „Wahlverwandtschaften" verlieren für mich, sobald sich der Knoten schürzt. Es ist ähnlich wie in „Tasso", wo der erste Akt auch das Schönste ist. Nachher fühlt man, wie der Künstler sich mit der Zeichnung quält. Das ist ein Schritt vorwärts bei den Modernen. Da entsteht es so glatt und folgerichtig. Man spürt nicht die Geburtswehen. Das ist wohltuend. Zum Beispiel Hauptmanns „Fuhrmann Henschel". Die Sache steht da groß und plastisch und erhebt den Zuschauer. Fein!

Hellbeck of Bannisdale von der Humphrey Ward.

Das Buch fesselt mich als Roman. Eine nicht zu unvernünftige Liebesgeschichte hat ja inhaltlich immer etwas Fesselndes. Für mich wenigstens. Als Kunstwerk an und für sich schätze ich das Buch nicht sehr hoch. Es fehlt ihm das Rembrandtsche Fleisch und Blut, ohne daß es rührend unfleischig wirkt wie ein alter Deutscher. Das scheint mir im ganzen der Fehler der englischen Kunst. Sie krankt an falschem Idealismus.

Den 6. März 1899.

Die kleine Berta Garwes erzählte mir gewichtig: „Karl Schröder hat ein Buch, darin schreibt er alle seine Unglücksfälle auf.“ Ja, so sind die meisten Menschen. Die Unglücksfälle schreiben sie sich ins Gedächtnis und memorieren sie fleißig; aber das Glück, das viele Glück, beachten sie nicht. Es ist für sie nur ein Übergangsstadium zu neuem Unglück ... Arme, arme Welt. Mir geht's besser.

Brief an den Vater

Lieber Vater, Worpswede, den 9. März 1899.

heute komme ich, Dich zu verlocken. Montag brauche ich ein neues Modell und möchte gar zu gern Dich auf meinem Thrönchen haben. Willst Du Bremen für eine Woche aufgeben und Dich in meine Arme stürzen? Du sollst auch nicht immer Pfannkuchen haben, sondern etwas Vernünftiges. Nebenbei gesagt tat ich das Pfannkucheneſſen auch nicht aus Leidenschaft. Hier draußen ist es jetzt fein, gerade ein Wetter für weite Spaziergänge.

Sonntag habe ich bei Wetzel gegeſſen, um die anderen Weiblein einmal zu sehen. Es war ganz gemütlich, und ich werde es jetzt immer tun, damit sie nicht denken, daß ich sie meide. Es gab ein nettes Gespräch zum Kaffee und einen schönen Spaziergang durch die halb Schnee- halb Frühlingslandschaft. Überhaupt schlage ich jetzt eine menschensuchende Politik ein. Mein Schifflein ist, ohne daß ich es wollte, in eine lächerliche Einsamkeit getrieben, die dem Studium zwar sehr zum Nutzen ist. So habe ich bei Overbecks und Modersohns Besuch gemacht. Overbecks sind beide Menschen, die es innerlich haben, aber es liegt alles so sehr hinter Schloß und Riegel, und leider bin ich kein großer Stürmer, in der Praxis wenigstens nicht, und lasse nach dem ersten Abprall die Arme schlapp herabfallen. So glaube ich nicht, daß ich mit ihnen sehr weit komme ... Modersohn aber hat mir riesig gefallen; durch und durch fein und gemütlich und mit einer Klangfarbe, zu der ich mein Geiglein auch spielen kann. Er ist mir schon so lieb aus seinen Bildern, ein feiner Träumer.

*

Tagebuchblätter

März 1899.

Also sprach Zarathustra beendet. Ein köstliches Werk. Es wirkt auf mich berauschend mit seiner morgenländischen Psalmensprache, mit seiner tropischen Fülle leuchtender Bilder. Manches Dunkle stört mich nicht. Ich schaue darüber hinweg. Verstehen wir denn im Leben alles? Der Nietzsche mit seinen neuen Werten ist doch ein Riesenmensch. Er hält die Zügel stramm und verlangt das Äußerste der Kräfte. Aber ist das nicht die wahre Erziehung? Sollte nicht in jeder Liebe dies Streben liegen, den geliebten Gegenstand zu seinen schönsten Möglichkeiten zu treiben? Mir war es sonderbar, klar ausgesprochen zu sehen, was noch unklar und unentwickelt in mir ruhte. Ich fühle mich wieder freudig als moderner Mensch und Kind meiner Zeit.

Den Niels Lyhne lese ich jetzt zum zweiten Male mit allen meinen Nerven. Er berauscht alle meine Sinne. Meine Seele wandelt durch eine blühende Lindenallee in der Mittagsstunde. Der Duft ist fast zuviel für sie.

Es ist ein eigenartiges Buch mit seiner subtilen psychologischen Durchbildung. Und so einfach dabei, so lebend. Leben mit glühenden Farben, mit Sonnenschein und Nachtigallennächten, dazwischen eine feine säuselnde Musik, die des Menschen Ohr hört, ahnt und nicht versteht.

Nie hat jemand mir so die Stimmung eines Zimmers in die Seele gezaubert. Man fühlt vorher, was für Gedanken in dieser Luft aufsteigen, was für Menschen hier aufwachsen müssen. Ich fühle ihn, den Jacobsen in allen meinen Nerven, in den Handgelenken, den Fingerspitzen, den Lippen. Es überschauert mich. Ich lese physisch.

Worpswede, den 30. März 1899.

Carl Vinnen war auf zwei Tage in Worpswede. Er ist ein feiner lieber Mensch und ein Künstler mit Leib und Seele. Er hat jetzt in Bremen eine ganze Serie Bilder ausgestellt. Große schöne Sachen, entstanden aus inniger Liebe zur Natur, die das eigene Menschlein in den Hintergrund stellt. Und doch fühlt man aus ihnen heraus: der

Mensch steht über den Dingen. Das gibt ihm diese große einfache Anschauung.

Es gab gestern ein kleines Fest im Atelier von Otto Modersohn. Es war mein hübscheſter Abend hier draußen unter den Künstlern. Schon der Raum hatte etwas so fein Gemütliches. Überall mit den Augen auf Modersohnsche Birken und Kanäle zu stoßen, das ließ ich mir gefallen. Schummerbeleuchtung mit Papierlaternen. Zwei gedeckte Tische, einen für die Erwachsenen und einen Kindertisch. An letzterem Fräulein Westhoff und ich, Vogeler, der junge Mackensen und Alfred Heymel, der frühere Besitzer unseres Caro. Letzterer machte mir Spaß. Vogeler hatte mir gerade Gedichte von ihm gegeben, die ich als solche nicht so hoch schätzte, als daß mir der Geist gefiel, der daraus sprach, die junge Kraft, die sich selbst spürt und beweisen möchte. Er sitzt nun in München zwischen Künstlern eingepökelt, allen unsern Feinsten, Modernsten. Gibt mit seinem Vetter Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum eine Zeitschrift heraus „Die Insel" usw.

Nachher setzte sich Vogeler hin mit seiner Gitarre und sang nigger songs. Zum Schluß wurden die Tische beiseite geschoben und getanzt. Heymel hatte eine Idee von Tanzen, dachte sich Ringelreihen aus, so daß ich nie genug hatte. Dabei das weibliche Gefühl, daß mein neues grünes Sammetkleid fein saß und sich einige an mir freuten.

Heute früh besuchte mich Vinnen und schaute sich meine Sachen an. Daß solch ein Künstler mich ernst nahm, das war mir eine Riesenfreude. Er war mit vielem zufrieden, lobte das Malerische, Tonige.

Ich habe eine Nachtigall gehört, eine Nachtigall in Voltes Garten. Neulich abends zirpte eine Grille und über mir schwirrte eine Fledermaus. Das Leben wird immer schöner.

Des Nachts, wenn ich aufwache, und morgens, wenn ich aufstehe, ist es mir, als wenn etwas Traumhaft-Schönes auf mir liege. Und dann ist es doch nur das Leben, das mit seinen schönen Armen ausgebreitet vor mir steht, auf daß ich hineinfliege.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. April 1899.

es iſt Mondſcheinmitternacht, ein würdiger Augenblick für mich, um in mich zu gehen und meine Sünden zu bereuen. Dein Geburtstag gibt mir auch einen moraliſchen Schubs, ſo daß ich unmöglich in meinem geliebten Stillſchweigen verharren kann; denn kraft rieſiger Überwindung habe ich's jetzt zum Schweigen gebracht, was ja Gold ſein ſoll, was ich bis jetzt zwar noch wenig verſpüre. Aber die alte Weisheit hat ja immer recht.

Von mir iſt nicht viel Neues zu berichten. Ich arbeite ziemlich, denke viel an die eine Sache, habe manchmal den Himmel voller Geigen hängen und manchmal auch nicht. Zur Zeit iſt Mackenſen zur Einweihung der Dresdner Ausſtellung, die die Worpsweder fein beſchickt haben. Zu Oſtern waren die Zwillinge bei mir draußen. Es machte mir diebiſchen Spaß, Logierbeſuch zu haben. In meiner Miniaturkammer lagen wir wie die Heringe, traulich, Männlein und Weiblein. Die Gören waren lieb zu haben. Ich komme nun überhaupt in das Alter, wo man ſich freut, mal wieder mit Kindern Kind zu ſein, während bis jetzt Kindſein das Gewöhnliche und Erwachſenſein das Seltene war.

Entſchuldige dieſen Brief, da mir's arg an Geiſt und Innerlichkeit mangelt. Einzige Entſchuldigung iſt die vorgerückte Stunde. Ich war bis jetzt auf dem Kegelabend, wo ich meine wenigen phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte verpufft habe. Endlich fängt der Frühling an. Ein blühender Kätzchenzweig ſteht neben mir, zwar nicht von der Sonne herausgezaubert, ſondern eine Folge meines kräftigen Torfheizens, ein Umſtand, der meinem Portemonnaie und mir wenig behagt.

Die Augen ſind mir tatſächlich dreiviertel zu. Der Morgen graut und graulich miaut unſere Katze Mimmi neben ihren vier Kätzlein. Ich flüchte unter mein Rieſenfederbett.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, Juni 1899.

haſt Du meinen zweiten Brief erhalten? Er beſtand aus meinem letzten halben Briefbogen, ſo daß ich nun in der Not Fliegen freſſen muß in Geſtalt dieſes Wiſchleins. Meine hübſche blonde Wirtin meint, er ſei ſtatt in den Briefkaſten in den Ofen gewandert. Zur Sicherheit ſchicke ich deshalb einen zweiten Bogen, über den ich mütterlich ſchützend die Hände breiten will.

Vierzehn Tage in den Alpen neben Dir zu wandern, finde ich wundervoll und vierzehn Tage ſind für ſo einen Hinterweltler wie ich rieſig viel. Iſt es nicht ein bißchen kurz im Vergleich zu der weiten Reiſe?

Ich denke immer, Du müßteſt beſſere Reiſegeſellſchaft finden, etwas Aufheiterndes; denn ich weiß nicht, ob ich froh und heiter wirke, obgleich ich es bin, wie, glaube ich, wenig Menſchen. Wenn ich drei Wochen in der großen Welt geweſen bin, dann werde ich mich ungeheuer freuen auf mein liebes Worpswede hier.

Ich bin lange in dunklen Abendwieſen herumgewandert, mit leuchtendem Himmel darüber. Nun iſt es Nacht, Stille, nur vereinzeltes Hundegebell. Und in mir iſt es ſtill und ſtill gehe ich nun zu Bett.

In Liebe

Deine Paula Becker.

Meine Mutter, Worpswede, Juni 1899.

ſeit zwei Tagen plane ich dieſen Brief an Dich, jetzt endlich in vorgerückter Abendſtunde finde ich Zeit und Raum. Laß Dir erſt einen Kuß geben für Deinen „Grauen", als ich Sonnabend um halb elf Uhr von einem langen ſchönen Streifzug mit meinem Skizzenbuch heimkehrte, lag er auf meiner Abbruzzendecke. Faſt plante ich ſchon, Euch am nächſten Morgen zu überfallen, Hitzeängſte hielten mich aber zurück. So verbrachte ich einen gemütlichen Nachmittag und Abend bei Moderſohns. Er iſt mir beſonders lieb, denn neben ſeinem Lächeln und darunter liegt viel Feines und Ernſtes. Sie iſt eine kleine Frau mit einer Anſchauung für Dinge und Menſchen, von gutem urſprünglichem Urteil und Empfinden. Um zehn Uhr kam Fräulein Weſthoff ange-

radelt und holte mich zum Ball, Nachfeier vom Schützenfeſt. Wir beiden Mädchen, Heinrich Vogeler, Dr. Carl Hauptmann und der Myſtiker waren von der Geſellſchaft. Walzer iſt doch was gar zu Schönes, nur nicht mit dem Myſtiker.

Heute nachmittag ſtakte mich Fräulein Weſthoff weit die Hamme hinauf. Wir pflückten gelbe Schwertlilien, ſchwammen, fühlten uns ſelig in dem naſſen Element, und ſteckten uns gelbe Waſſerroſen ins Haar.

Ich habe jetzt das Skelett bei mir und ſtudiere viel daran, da es mit meiner Anatomie immer noch ſchwach beſtellt iſt; radiere und ſkizziere draußen viel, und leſe.

Millys Briefe führen mich im Geiſte in das vorige Jahr zurück. Kaum kann ich denken, daß nur ein Jahr ſeit meiner Reiſe verfloſſen iſt. Die Zeit ſcheint mir viel länger und inhaltreicher. Das kommt, glaube ich, vom intenſiven Leben.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 8. Juli 1899.

dein liebes Brieflein eröffnet mir goldene Perſpektiven. Daß es das alles überhaupt gibt, wovon Du ſchreibſt, iſt mir hier faſt ſonderbar. Die ganze Welt außer Worpswede liegt für mich augenblicklich in Nebel verſchleiert. Nun ſehe ich auf einmal Türmchen und Zinnen und Berge aufſteigen.

Ich ſoll wählen zwiſchen Engadin und Generalbillett? Es iſt beides ſo etwas Herrliches, ſo daß die Wahl ſchwer fällt. Iſt dir's denn ganz einerlei? Für mich perſönlich wäre, glaube ich, das Generalbillett beſſer. Ich meine, beſſer für den Charakter, der unter obliegender Atmoſphäre vielleicht ein wenig norddeutſch ernſt, ſchwerfällig, unbehilflich wird. Da wäre das General-Herumſpringen vielleicht eine gute Kur, denn nach meinem ſtillen Leben werden ja die vierzehn Tage neuer Eindrücke wie acht Wochen ſcheinen und auch wirken. Oder glaubſt du, daß für Vater der Engadin beſſer wäre? Ich hoffe noch feſt auf ihn.

Ein Tag in München iſt ein Traum. Sehr gern blieb ich einen Tag auch in Nürnberg, um Dürer einmal recht gründlich zu fühlen, denn das iſt einer, von dem man nie Perſönliches genug hat.

Überhaupt habe ich mir vorgenommen, die Reiſe vierter Klaſſe zu machen. Ich kenne ja jetzt dieſes Lokal, ich bin, durch den Zufall geſchoben, zweimal damit gefahren. Nun ſehe ich nicht ein, warum ich es nicht aus freien Stücken wählen ſollte. Die Leute kamen mir gerade ſo anſtändig oder elegant oder unelegant vor wie in der dritten. Außerdem iſt es intereſſant, den ewig wechſelnden Dialekt der Bevölkerung zu hören.

★

Tagebuchblatt

(Auf der Sommerreiſe mit Tante M. und W. D. durch die Schweiz.)

Bin ich nicht ein Mägdelein
Wandelnd hin durch Frühlingswieſen
Bin ich nicht ein Mägdelein
Die das Glück hat auserkieſen?
Freu mich daß die Blumen blühn
Daß die weißen Wolken ziehn
Bin ſo durch und durch zufrieden
Scheint mir Gutes nur beſchieden
Weiß ich, komm ich um die Ecke
Liegt das Glück mir in der Hecke.

★

Briefe an die Familie

Meine Mutter, Worpswede, Auguſt 1899.

es war ein ſchöner Abend. Ich habe gemalt, mich dann mit dem „Auch Einer" in den Heuhaufen geſetzt, und eigentlich mehr über ihn

hinweg als in ihn hineingeſchaut, denn es war eben zu ſchön. Und dann habe ich von Zeit zu Zeit laut aufgelacht, denn ich dachte der geſtrigen Komödie, und die will ich Dir erzählen, auf daß Du auch lacheſt.

Nach einem ziemlich biederen Sonntag ſchlendern Klara Weſthoff und ich zuſammen durchs Dorf. Wir finden, der Tag darf nicht ſo geſchloſſen werden. Wir wollen tanzen. Aber wo und wie? Im nächſten Augenblick ſind wir aber ſchon wieder bei der Kunſt, bei Klaras Kirchenengeln.

Alſo zur Kirche. Sie iſt verſchloſſen. Nur der Turm ſteht offen. Wir erſteigen ihn zum erſtenmal und ſitzen nun beide oben auf den Balken neben dem Glockenſtuhl. Und da kommt es uns. Wir müſſen läuten. Wir ſchlagen nur einmal mit dem Klöppel an, es klingt zu verlockend. Da zieht Klara das Seil von der großen Glocke, und ich von der kleinen, und ſie ſchwingen ſich, und wir werden von ihnen geſchwungen, hoch vom Boden empor, und es klingt und tönt und dröhnt über den Weyerberg, bis wir müde ſind.

Das war auch gerade der Zeitpunkt, wo der längſte aller Lehrer die ſteilen Treppen alle erſtiegen hatte, und uns in ſeiner Länge zur Rede ſtellte. Als er aber zwei weißgekleidete Jungfrauen erblickte, lenkte er ſeine Schritte wieder abwärts.

Wir folgten ihm — und — — der ganze Kirchhof ſchwarz von Leuten. Wir hatten die Feuerglocke gezogen. Man hatte geglaubt, es brenne. Unten im Dorf war die Spritze eingeſpannt. Wir machten uns ſchnell aus dem Staube, wurden aber noch vom Paſtor geſtellt, der mit bleich ſchnaubendem Geſicht einige Male: Sacrosanctum! ziſchte. Wir haben ihn dann aber in einem Extrabeſuch beruhigt.

Nun gings zum Zeitungsdrucker, auf daß wir nicht in die Zeitung kämen, ſchließlich nach Haus. Das gute Brünjespaar wartete meiner in Angſten: „O, Fräulein, wat har ek en Angſt hat, ek ben wohl hunnertmal vor de Dör weſen. Ek dacht, ſe haren Ehr inſperrt".

Und Frau Brünjes: „Ek har all jümmer ſeggt, de Grote, de kann dat af, aber us Fräulein, de holt ſick en Krankheit in Loch." Die Nachbarn hatten ſie ſchon getröſtet, wir wären gewiß nach Bremen ge-

gangen. Nun war das Weyerberggeläute Abendgeſpräch: „Heſt des Büern hört?" — „Jo." — „Weeſt ok, weer dat don har?" — „Nee." — „Fräulein Weſthoff und Fräulein Becker".

In Weſterwede wurde Klara Weſthoff mit Halloh aufgenommen, und Martin Finken wollte „fief Groſchen geben, wenn er darbi weſen wär", — und eine kleine bucklige Jungfrau, die zum Hausinventar gehört, und den ganzen Tag brummig Kartoffeln ſchält, wurde ſonnig und lebhaft bei unſerer Moritat.

Ihr lieben Menſchen, Worpswede, den 10. September 1899.

da ſitze ich wieder in meinem alten lieben Neſt, arbeite fleißig und denke vergangener und künftiger Zeiten, was wohl alles noch kommen und werden wird. Gut hat es mir, glaube ich, getan, die Dinge einmal von draußen zu betrachten und nicht immer von drinnen, ich meine unſer Dörfchen mit ſeinem Drum und Dran.

Ich trete den Licht- und Schattenſeiten meines jetzigen Lebens ein gut Teil bewußter jetzt gegenüber, innerlich und äußerlich. Und das iſt ein Fortſchritt.

Bei meiner Ankunft fand ich vieles verändert. Viel leichtes Gelichter, viel kleine Malweiblein haben ihren Einzug auf unſerem Berg gehalten, während die echten, rechten Inſaſſen, Mackenſen, Moderſohn, Vogeler verreiſt ſind. Ich ſehe eigentlich nichts von den Menſchen. Verſuche mich wieder tief in meine Arbeit hineinzugraben. Man muß eben den ganzen Menſchen der einen, ureinzigen Sache widmen. Das iſt der Weg, wie etwas werden kann und wird. Das ſchöne Wetter habe ich benutzt, um draußen Studien zu malen. Ich hatte die Farbe ſo lange liegen laſſen, daß ſie mir ganz fremd geworden iſt. Große Freude machte es aber. Es macht große Freude. Und doch iſt es ein Kampf und ein Ringen mit aller Kraftanſtrengung, was manchmal auch nicht ſo leicht iſt, ein Kampf, in dem man in aller Stille kämpfen und ſiegen muß. Und wäre dieſes Ringen nicht, wäre es dann ſo ſchön?

Dies ſchreibe ich hauptſächlich für Mutter, die, glaube ich, denkt, mein Leben ſei ein einziger egoiſtiſcher Freudenrauſch.

Dieſe Hingabe an die Kunſt hat auch etwas Selbſtloſes. Die einen geben es den Menſchen, die anderen einer Idee. Iſt darüber dieſer zu loben und jener zu tadeln? Ein jeder muß es halten, wie die Natur es von ihm heiſcht... Entſchuldige dieſe Verteidigungsſchrift. Sie fließt aus einer Art von Selbſterhaltungstrieb.

Liebe Milly, Sonntag.

... Über mich kommen jetzt oft ganz plötzlich Jugenderinnerungen. So erwachte ich heute morgen von einem Geräuſch. Da dachte ich, ich wäre noch in unſerem alten Stamm-Glyzinien-Mädchenzimmer an der Chauſſee. Das Geräuſch klang ganz wie jene vibrierenden Töne, die die Tür vom dreieckigen Zimmer bei jedem Öffnen und Schließen von ſich gab. Ich hatte ſo das Gefühl, als würde Papa gleich in unſerer Tür erſcheinen und uns wecken. Aber er erſchien nicht. Da merkte ich, daß ich in meinem weißen Kämmerlein lag, ſchon ſechs Meilen weiter im Leben.

Ich bin immer noch tüchtig fleißig. Neulich war Moderſohn da. Der hat mir ſo viel Liebes über meine Sachen geſagt, daß ich faſt gar nicht mehr glaubte, daß es meine Sachen waren. Das war lieblich. Gerade Moderſohns Urteil iſt mir ſehr viel wert. Hinterher zwar bekommt man doch wieder einen kleinen Jammer aus Furcht vor Größenwahn. Na, davon mündlich. Mich freut es hauptſächlich für die Eltern. Ich ſelbſt habe ja mein Teil Glück ſchon vorweg.

Liebe Schweſter, Worpswede, den 21. September 1899.

noch ein Wort vor dem Schlafengehen. Ich bin eben durch die Mondſcheinnacht gelaufen. Es war ſehr ſchön. Genießt Ihr den Herbſt auch an Eurer Weſer?

Ich verlebe jetzt eine ſeltſame Zeit. Vielleicht die ernſteſte meines

kurzen Lebens. Ich ſehe, daß meine Ziele ſich mehr und mehr von den Euren entfernen werden, daß Ihr ſie weniger und weniger billigen werdet. Und trotz alledem muß ich ihnen folgen. Ich fühle, daß alle Menſchen ſich an mir erſchrecken, und doch muß ich weiter. Ich darf nicht zurück. Ich ſtrebe vorwärts, gerade ſo gut als Ihr, aber in meinem Geiſt und in meiner Haut und nach meinem Dafürhalten.

Die Einſamkeit macht mich ein wenig bang in ſchwachen Stunden. Doch ſolche Stunden helfen auch weiter und zum Ziele. Du brauchſt den Eltern dieſes nicht zu zeigen. Es iſt ein Anfall von Kleinmütigkeit, der eigentlich am beſten unbeſprochen bleibt. Sollte Ernſt Horneffer mal nach Bremen kommen, ſo laß es mich bitte zu rechter Zeit wiſſen. Mit dem könnte ich einiges durchſprechen. Ich halte ihn für einen ethiſchen Menſchen.

Liebe Mutter, Worpswede, den 10. November 1899.

ich möchte Dir nur noch einmal ſchreiben, was ich Dir im Omnibus noch zurief: Sorge Dich nicht um mich, Liebe! Es tut nicht not, wirklich nicht, Liebe. Ich habe ſo den feſten Willen und Wunſch, etwas aus mir zu machen, was das Sonnenlicht nicht zu ſcheuen braucht und ſelbſt ein wenig ſtrahlen ſoll. Dieſer Wille iſt groß, und er wird es zu etwas bringen. Bitte, bitte, laßt ihn dahin ſtreben, wohin es ihn zwingt, er kann nicht anders. Rüttelt nicht daran, das macht ihn traurig und gibt dem Herzen und der Zunge harte Töne, die ſie ſelber ſchmerzen. Harret noch ein Kleines in Geduld. Muß ich nicht auch warten? Warten, warten und ringen? Es iſt eben das Einzige, was ſo ein armes Menſchlein kann: Leben, wie es ſein Gewiſſen für recht hält. Wir können nicht anders. Und dadurch, daß wir ſehen, daß unſere nächſten liebſten Menſchen unſere Handlungen mißbilligen, erwächſt wohl große Traurigkeit. Aber wir müſſen eben wir bleiben, müſſen, um ſo viel Achtung vor uns ſelber zu haben, als man braucht, um dieſes Leben mit Freude und Stolz zu leben.

Das ſind einige ſchwere Mollakkorde, die von Ferne das Durgejubel

meines Lebens durchklingen. Aber der Jubel ſei ſtärker als ſie, und der Feiertag ſei größer, auf daß ein jauchzender Wohlklang hervorgehe, der mehr wertet als jenes Scheinlächeln der Welt, das über müde Lippen und Herzen hinweghuſcht. Ich bin noch jung und fühle Kraft in mir, und liebe dieſe Jugend und dieſes Leben zu ſehr, als daß ich ſie für dieſes Lächeln ohne Freude geben möchte.

Wartet nur ein Weilchen. Es muß alles gut werden.

★

Paris

1900

Briefe an die Familie

Ihr Liebſten, In der Bahn, den 1. Januar 1900.

eine Stunde vor Paris und mein Herz voller Erwartung! Die Zeit iſt mir nicht lang geworden, trotz der Stunde, die ich an der belgiſchen Grenze meine Uhr zurückſtellen mußte.

Zuerſt, als Ihr mich alle abgewinkt hattet, dachte ich noch einmal an jeden von Euch, dachte an den brennenden Weihnachtsbaum, unſer Neujahrslied und die Sylveſterglocken. Dann ſchlief ich den Schlaf des Gerechten.

Köln und der Rhein boten einen zauberhaften Anblick. Aus dem Innern des Domes wurde ich leider durch einen hartherzigen rotröckigen Diener ausgewieſen, als ich mich an dem ſteinernen Spitzenwerke ergötzte und meine Blicke im Umkreiſe wandern ließ. Auf meine Frage, wann der Neujahrsgottesdienſt zu Ende ſei, antwortete jener rote Engel mit dem feurigen Schwert lakoniſch: „Morgen früh um fünf Uhr“... Da beſah ich mir den Bau von außen. Man muß ihn ſehr bewundern in jeder einzelnen Feinheit, doch zu Herzen ſprach er mir nicht in ſeiner Raffiniertheit. Einige kleine Kathedralen der frühen Gotik, die ich dieſen Sommer in der Schweiz ſah, waren mir lieber.

Von Köln an teilte ich das Damenkoupee mit einer Mademoiſelle Claire, ſo begrüßte ſie wenigſtens ein junger Mann von niggerhaftem Ausſehen. Sechs Stunden haben die beiden ſich etwas zurechtgeſchwaſelt. Er ſtand immer in der Tür, aber meinen ſtrengen deutſchen Blick gewahrend, wagte er nicht weiter vorzudringen. Es waren Tingel-Tangel-Leute, die von einer Kunſtreiſe heimkehrten und ſich einander ihre Erlebniſſe erzählten. Als ſchließlich der Born ihres Stoffes erſchöpft iſt, fängt ſie mit jener ſpezifiſch näſelnden Stimme an zu ſingen, ſich mit dem Oberkörper wiegend und mit Händen und Füßen Tanzbewegungen machend. Mit ihrer Toilette nahm ſie dreimal eine Veränderung vor uſw.

In Belgien dachte ich an Meunier und Maeterlinck und wie die beiden hier wurzelten. Das ganze Land ſcheint beſäet zu ſein mit einer Fülle von kleinen roten und weißen Häuſern, die alle Arbeiter beherbergen . . . Paris naht.

. . . So nun bin ich glücklich in meinem Boulevard Raſpail. Bis jetzt habe ich noch einen Horror vor der großen Stadt und ein ſcheußliches Ameiſengefühl ſteigt in mir auf. Als ich in der klapprigen Droſchke ſaß und der Kerl immer fuhr und fuhr, war mir zumut, als ſollte ich nun mein ganzes Leben in dieſer rumpeligen Droſchke fahren. Aber endlich landete ich. Mich empfing die ſchwarzgekleidete rotbäckige Wirtin, die nach dem erſten Eindruck zu urteilen Menſchlichkeit im Buſen trägt. Fünf ſchmale Treppen führten mich in mein Zimmerlein. Es iſt nicht viel über ein Bett lang und anderthalb Betteslänge breit. Das Ganze iſt geblümt und ſieht beim Scheine meines Stearinkerzleins nicht überſchmutzig aus.

Gute Nacht.

Paris, den 4. Januar 1900.

Ich ſitze am franzöſiſchen Kamin! Als ich am Montag meinen Brief an Euch ſpediert hatte, ging ich etwas eiſenbahnmüde zu Bett, um aus ſüßen Träumen von Klara Weſthoff herausgeklopft zu werden. Nun redeten wir bis zum Morgen. Sie iſt ſo voll von allem.

Den nächſten Morgen im Louvre, nachmittags in Luxembourg. Der Tizian geht mir auf in ſeiner Nobleſſe und zwei wundervolle Botticelli ſind da. Zum erſten Male ſehe ich rührende Fieſole. Er ſpricht ſo zu mir. Und Holbeins ſchöne ernſte Porträts. Unten in der Skulptur Prachtwerke der Frührenaiſſance, della Robbia, Donatello und ſüße farbige Madonnenreliefs.

Kommt man aus dieſem Rieſenbau, dem Louvre, ſo geht es über die Seine, die in gelblichem oder blaulichem Nebel ein bezauberndes Bild zeigt. Am Quai entlang ſtehen lange Reihen von antiquariſchen Büchern. Darin kann man wühlen und ſuchen, ſo viel man will.

Die Schauſtellung eines Akrobaten auf offener Straße. Ein Kreis

von Zuſchauern, die kein Auge von ihm laſſen. Man ſieht und lernt auf Schritt und Tritt.

Famoſe alte zweirädrige Karren mit noch älteren Schimmeln davor, ganz dicht daran geſpannt. Lange ſchmale zweirädrige Bierwagen mit drei Pferden, Tandemgeſpann. Koloſſale Omnibuſſe mit drei Pferden, Troika geſpannt.

Und die Bauten! Das Muſeum Cluny auf dem Boulevard St. Michel, ein alter gotiſcher Bau. Daneben Reſte römiſcher Thermen. Es gibt überall etwas zu ſehen. Das braucht man auch. Man muß immer neue Eindrücke aufnehmen, immer innerlich arbeiten. Iſt man zu müde und kann nicht mehr, ſo empfindet man einen großen Degout. Denn die Welt iſt hier zu, zu, zu dreckig. Scheußliche Abſynthgerüche und Zwiebelgeſichter und eine wüſte Sorte von Frauen.

Ich habe uns noch nie ſo geſchätzt wie in dieſen Tagen. Bisher fühlte ich nur unſere Fehler deutlich, aber jetzt ſpüre ich mit aller Macht alles, was wir haben und das macht mich ſtolz.

Geſtern hörte ich in der Sorbonne einen Vortrag über Kunſtgeſchichte. Der Inhalt war mäßig, ich tue es der Sprache wegen.

Am Montag beginnt der Unterricht. Dieſe Woche brauche ich zur Orientierung und Sammlung. Auf dem Klavier meines Nervenlebens wird fortwährend forte getrommelt. Daran muß es ſich erſt gewöhnen.

Antiquarläden gibt es hier, zum Jauchzen! In jedem vierten Haus iſt ſolch ein Tohuwabohu von intereſſanten alten Gegenſtänden. Ich trete mit immer erneutem Staunen davor hin, innerlich ſprechend wie jener kleine Knabe: „Wenn i ſo a Kettle hätt, da tät i a Eichhörnli dran, wenn i eins hätt!“

Eſſen iſt hier ſehr teuer. Auch bekommt man ungeheuer kleine Portionen. Wenn man einen Fr. zahlt, kann man ſich grade knapp ſatt eſſen. Da meine Schule nur zwei Minuten entfernt iſt, werde ich meiſtens die Freuden des häuslichen Herdes genießen. Es ſchmeckt mir beſſer auf meinem Olymp.

Klara Weſthoff und ich wohnen nebeneinander und tafeln im traulichen Verein. Heute habe ich zum erſten Male den Kamin angezündet.

Abendbrot und hinterher zur nächtlichen Stunde auf die großen

Pariſer Boulevards. Da iſt noch Weihnachtsmeſſe und Pariſer Nachtleben.

Paris, den 11. Januar 1900.

Euch jedem einen Sonntagskuß an Eure Tafelrunde und Dir, mein lieber Vater, einen ganz ſpeziellen für Deine wundervoll langen beiden lieben Briefe.

Milly wird lachen. Trotzdem muß ich es aber doch ſagen: Mir iſt, als ſei ich ſchon Monate in Paris, ſo tauſendfältig hat's auf mich gewirkt.

Das A und das O iſt für mich das Louvre. Dort kann man ſeine Seele nach Herzensluſt baden, und ich bade ſie oft dort. Das ſcheint mir das einzige Ding in Paris zu ſein ohne Haken. Sonſt haben nämlich alle Dinge hier ihren Haken. Man gewöhnt ſich zwar über kurz oder lang ihn nicht mehr zu ſehen, willenlos oder mit Kraftanſtrengung. Aber er iſt und bleibt und beſteht. Das Louvre hat alſo keinen Haken — Hallelujah!

Der Montag führte mich in meine Akademie. Cola Roſſi, die ſchwarzen Haare ins Geſicht geſchnitten, ſtrich das Geld ein und brachte dem Akt irgendeine Poſe bei. Leider poſieren die Modelle hier alle. Ein jeder hat ein halb Dutzend Stellungen, die er allmählich an den Mann bringt.

In der Klaſſe wird fleißig gearbeitet. Die Korrektur ſcheint ſachlich und gut. Man arbeitet nicht lebensgroß, ſondern im Berliner Format. Ich werde hoffentlich allerhand lernen, namentlich da ein wundervoller Anatomieunterricht, der in der Ecole des Beaux Arts unentgeltlich erteilt wird, meine mangelhaften anatomiſchen Kenntniſſe ergänzt. An Präparaten und ſchematiſchen Tafelzeichnungen wurde uns geſtern das Knie auf eine wundervolle Weiſe erklärt. So etwas wird uns Mädeln nirgends ſo geboten wie hier.

Den Sonntag verbrachte ich mit Clara Weſthoff bei Uhlemanns in Jouinville bei Vincinnes. Dies iſt eine höchſt intereſſante Familie, nicht grade heiter wirkend, mehr wie ein Stück Ibſen.

Die Mutter, Witwe, iſt gänzlich taub. Sie führt auf dieſe Weiſe ganz ein Leben für ſich. In ganz weltliche Geſpräche fällt ſie mit kleinen naiven Fragen. Das wirkt rührend. Mit den Augen lieſt ſie die Antworten ab, mit Augen, die das Leben ein wenig traurig ausgelöſcht hat.

Sie iſt den ganzen lieben Tag im Hauſe tätig. Sie kann nicht ruhig ſitzen. Dann kommt die Traurigkeit über ſie und ſie muß weinen. Der Mittelpunkt der Familie iſt der dreiundzwanzigjährige Sohn (Alexander Ular), ein talentvoller Menſch. Er ſpricht acht Sprachen fließend, iſt hier irgendwo an einer Zeitung tätig, und hat ſich in Paris mit einer vierzigjährigen Frau verbunden. Er gehört zu denen, die über alles ſchelten und an nichts ein gutes Haar laſſen. Im Grunde haben ſie alle ein kinderweiches Gemüt, deſſen ſie ſich faſt ſchämen und das ſie ſelten ans Licht treten laſſen. In die Augen wagt es ſich noch am eheſten.

Eine zwanzigjährige Tochter lernten wir kennen, frühgereift, klug, nüchtern, mit grauer Lebensauffaſſung. Clara Weſthoff wirkt mit ihrer braunen Geſundheit und Rieſenhaftigkeit ſehr komiſch. Geiſtig und wirklich warf ſie bei jeder Bewegung einen kleinen Tiſch oder einen Stuhl um.

Joinville liegt an der Marne, die ihre gelben Waſſer durch müde, dunkle Wieſen wälzt, an den Ufern ſtrenge Pappeln. Wir ſahen es bei Regenhimmel. Bei blauer Luft muß es böckliniſch wirken. Es regnet alle Augenblicke. Die Luft hat hier etwas koloſſal Maleriſches, die Gegenſtände Umhüllendes. Das kommt wohl von dem großen Waſſergehalt.

Im ganzen ſtimmt Paris mich ernſt. Es gibt hier ſo viel Trauriges. Und das, was für die Pariſer luſtig ſein ſoll, das iſt das Allertraurigſte. Ich ſehne mich manchmal nach einem Moorſpaziergang. Dennoch genieße ich meine Zeit, nehme viel in mich auf und komme weiter.

Am Montag werde ich umziehen in ein kleines Gemach, das ich mir ſelbſt bemöbeln werde, ungefähr wie Mama Möbel aus Kiſten macht. So brauche ich mich dann nicht mehr über den Kellner zu ärgern, der nachmittags um fünf mein Zimmer noch nicht gemacht hat. Dort in meinem eigenen Raum werde ich ſelber kramen.

Die Bekanntſchaft mit ein paar Kunſtjünglingen haben wir auch gemacht. Es ſind aber noch nicht die rechten. Die haben mit der Kunſt noch nicht den richtigen ernſten Standpunkt.

Das Straßenleben bietet ungeheuer viel Feſſelndes. Frauen mit

maleriſchen Mützen, vor den Laſtkarren wundervolle ſtarke Schimmel. Viel vagabundierendes maleriſches Geſindel.

Wenn ich etwas beſſer Franzöſiſch kann, ſehe ich mir die Sarah Bernard an.

Der Brief iſt wohl ein wenig verworren. Das macht Paris. Wißt, das iſt eine Haut, in die man nicht gleich hineinwächſt. Es gibt ſich nicht gleich. Ich ringe mit ihm. Aber ich laſſe es nicht, es ſegne mich denn.

Eure Paula.

*

Tagebuchblatt aus Paris

Ich bin in Paris. In der Neujahrsnacht bin ich abgereiſt. Die Sylveſterglocken hatte ich noch von unſerem lieben alten Dach an der Bremer Weſer angehört. Dann brachten mich die Meinigen im großen Zuge zur Bahn. Ich fuhr ſiebzehn Stunden und nun lebe ich im Gewühle dieſer großen Stadt. Alles ſauſt und haſtet um mich her in neblichter, feuchter Atmoſphäre. Viel, viel Schmutz, innerlich, tief innerlich. Mir ſchaudert manchmal. Mir iſt, als gehörte mehr als meine Kraft dazu, hier zu leben, eine brutale Kraft. Das iſt mir aber nur manchmal ſo. Zu andern Zeiten wird es wonnig klar und mild in mir. Ich fühle eine neue Welt in mir erſtehen.

Fromme Geſtalten mit weichem, ſeligem Lächeln möchte ich ſchaffen, die durch grüne Wieſen wandeln, am Waſſer hin. Alles ſoll fromm und gut ſein. Und ich *liebe* die Farbe. Und ſie muß ſich mir geben. Und ich *liebe* die Kunſt. Ich diene ihr auf den Knien und ſie muß die Meine werden.

Um mich her glüht es von Leidenſchaften. Jeder Tag läßt mich eine neue rote Blume gewahren, glühend, ſcharlachrot. Alle um mich her tragen ſie, einige ſtill eingehüllt im Herzen. Und ſie iſt wie ein erblühender Mohn, von dem nur hier und da ein rotes Zipfelein durch die grünen Kelchblätter winkt.

Und andere tragen ſie in bleichen, weichen Händen, und haben einen leiſen Gang mit ſchleppenden Gewändern und laſſen die Augen auf der Erde ruhen. Aber ſie harren des Windes, der da kommen ſoll, daß er ihre rote Blume neige, auf daß ſie die Nachbarblüte küſſe, und die beiden Erglühenden ſich in eine Flamme verſchlingen.

Und es gibt andere. Sie ſchwenken Blicke frecherhobenen Hauptes. Sie ſtreifen jene Blüten und brechen ſie und ziehen trunken ihre Bahn.

Welches von dieſen iſt das Leben? das wahre?

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater, Paris, den 18. Januar 1900.

vielen Dank für Deine beiden langen Briefe. Sieh die Welt und mich nur nicht ſo ſchwarz an. Dir ſelber und uns beiden Vielgeſchmähten iſt es bei weitem wohler, wenn man uns das bißchen Roſenfarbe, das tatſächlich exiſtiert, läßt. Aber ſchließlich iſt es uns auch einerlei.

Alſo mein Umzug macht Euch unzufrieden? Was Ordnung anbetrifft, iſt es ein Fortſchritt. In die alten Hotelmöbel und Teppiche war gar kein Grund mehr zu kriegen. Bei mir iſt's jetzt reinlich. Leer, aber gemütlich. Pekuniär kommt es ungefähr auf dasſelbe hinaus.

Hier iſt es jetzt wie Frühling. Ich ſitze am offenen Fenſter. Draußen ſcheint die Sonne freundlich. Ich bin froh, daß wir Eure Kälte nicht haben. Denn die Kamine kokettieren ja eigentlich mehr, als daß ſie richtig wärmen.

Nun über die Akademie. Ich habe vormittags Aktzeichnen belegt. Da kommen am Anfang der Woche Girandot oder Collin und korrigieren auf die Richtigkeit hin. In der zweiten Hälfte der Woche kommt Courtois, der das Maleriſche hauptſächlich im Auge hat, Tonwerte uſw. Man hat dieſes Doppellehrerverfahren hier als gut erprobt, auch die Akademie Julien hat dieſe Einrichtung. Mir iſt es auch ſehr angenehm.

Nachmittags iſt ein Kurſus Croquis, auch Akt, der während zwei Stunden in vier verſchiedenen Stellungen gezeichnet wird. Das iſt lehrreich für die Auffaſſung der Bewegung. Dieſer Kurſus wird einzeln jeden Nachmittag bezahlt. Man iſt nicht gebunden und ich kann ſtatt deſſen auch ins Louvre gehen. Dieſe alten Meiſter bringen auch ein tüchtig Stück weiter.

Ich beſuche andere Kurſe als Clara Weſthoff, habe überhaupt eine andere Lebensweiſe als ſie. Für heute genug. Deine beiden Briefe haben mich doch ein wenig deprimiert. Sie klangen ſo durch und durch unzufrieden mit mir. Ich ſehe von der Sache auch gar kein Ende. Ich muß doch ruhig meinen Weg weiter gehen. Na, wenn ich erſt was kann, dann wird's beſſer. Ihr ſcheint mir's zwar nicht zuzutrauen, aber ich.

Paris, den 22. Januar 1900.

Heute will ich Euch von dem Atelier im beſonderen erzählen. Nicht von der Grundidee, dem Ernſt und der Arbeit, ſondern vom Drum und Dran. Drum und dran iſt hier nämlich viel, vieles zum Lachen und zum Verwundern.

Alſo die Rue de La Grande Chaumière iſt eine kleine Straße mit kleinen Häuſern. In zweien hat Cola Roſſi ſein Atelier aufgeſchlagen, er iſt König in dieſer Straße.

Früher Modell, iſt er jetzt ganz gentleman. Sehr ſmart angezogen, ſehr ritterlich gegen Damen, verſucht er die Miene eines Grandſeigneurs zu behaupten. Sein Vater iſt ihm ähnlich. Nur ſieht man es dem an, daß er ſich in allerhand Ecken umhergetrieben hat, wo es nicht ganz ſauber war. Die beiden ſcheinen ſich gut zu verſtehen, ſitzen überhaupt manches miteinander aus.

Das Faktotum des Hauſes, das dafür ſorgt, daß die Ateliers in ihrem allmählich würdig gewordenen Schmutze beharren, und die Öfen ſchlecht brennen, dies beſagte, ſelbſt verſchimmelte, verſchmutzte, verbogene, verſchmitzte Faktotum heißt Angelo.

Angelo iſt die Fee, die hier waltet. Er hält die erſte Zwieſprache mit

den Modellen. Iſt meiſt von drei, vier reizenden Dämchen umworben, damit er ein gutes Wort für ſie einlege. Er läßt ſich alles ſchmunzelnd gefallen.

Und nun der ganze Hofſtaat von Schülern und Schülerinnen. Darunter auch viel merkwürdiger Schwindel.

Überhaupt ſehen hier in Paris viele Maler ſo aus wie in Büchern, oder wie man früher dachte, ſo müßten ſie ausſehen. Mit langen Haaren, braunen Sammetanzügen, mit ſeltſamer Toga auf der Straße, mit wehenden Schlipſen, — im ganzen ein wenig wunderlich.

Auch die Vernünftigen, auch Nichtmaler tragen auf der Straße große ſchwarze oder dunkelblaue Capes, deren Capouchons ſie bei Regenwetter über den Kopf ziehen. Das ſieht nett aus. Denſelben Kragen, nur etwas kürzer, tragen auch die Soldaten und Schutzleute.

Unter den Schülerinnen gibt es gelungene Geſtalten. Die meiſten machen mit ihrem Haar unglaubliche Sachen und ſonſt noch allerlei Wippchen in ihrer Kleidung. Im großen und ganzen wird ziemlich ſchlecht gearbeitet. Ich habe aber ein paar nette talentvolle Bekanntſchaften gemacht.

Mein Haushalt läuft glatt. Am Sonntag ſchrubbt mir eine femme de ménage für dreißig Centimes. Meine mädchenhaften und häuslichen Tugenden gedeihen mannigfaltig. Ungefähr mein erſtes Möbel (das erſte war mein Bett — alſo das zweite —) war ein Beſen. Hand-, Trocken- und Wiſchtücher ſind ſchon nach Kräften wirkſam.

Ich habe eine Crémerie entdeckt, wo ich mit allerlei kleinen Leuten zu Tiſch eſſe.

Pariſer kleine Leute ſind nun zwar etwas anders, als bei uns, mehr wie bei uns die großen Leute, nach der einen Richtung hin. Na, unter dieſen Weltkindern bin ich dann der Waiſenknabe. Sie ſind aber ganz niedlich mit mir, machen nur manchmal aus meinem Franzöſiſch etwas zweideutig ſcheinende Wortſpiele. Ich verſtehe ſie aber nicht und laſſe mir auch keine grauen Haare darüber wachſen.

Das Grauehaarewachſenlaſſen muß man hier verlernen. Es gibt zu Mannigfaltiges nach jeder Richtung hin. Bald hört man auf, ſich zu wundern.

Inzwiſchen habe ich Deinen lieben Brief bekommen, mein Vater. Sei innig bedankt für all die ausführlichen Nachrichten.

Ich habe die drei Lehrer: Courtois, Collin, Girandot, die ſich abwechſeln. Was Du gehört haſt, verhält ſich wirklich ſo: die Profeſſoren ſind unbeſoldet. Sie lehren, um ſich bekannt zu machen und weil man beim Lehren lernt. Dem kaufmänniſchen Genie des Cola Roſſi ſieht übrigens dieſe Einrichtung ähnlich. Täglich fühlt man, wie viel man hier lernt. Das akademiſche Zeichnen hat viel für ſich.

Ich genieße das Straßenleben ungeheuer. Es gibt im Volke viel originelle Figuren, die ſich um Gott und die Welt nicht kümmern, ſondern ausſehen, wie ſie grade Luſt haben. So begegne ich auf meinem Schulwege immer einem rührenden Alten, der ſich eine leuchtend lila Steppdecke umgebunden hat und einen Hund von zweifelhafter Raſſe führt.

In der Anatomie werden uns jetzt an zwei lebenden Modellen und an einer Leiche die Muskeln erklärt. Außerſt intereſſant, nur macht die Leiche mir leider jedesmal Kopfweh.

Wie hier alles eng beieinander liegt; lachende Geſichter, Amour, Amour und tiefſtes Elend. Manchmal iſt es mir ein wenig viel. Dann nehme ich meine Gitarre zur Hand. Die iſt mein David hier.

Alle Penſionen und chambres garnies werden zur Ausſtellung geſteigert, mein kleines Atelier nicht. Ich bin ſehr zufrieden damit und freue mich mehrere Male am Tage, über das weite Stück Himmel, das ich ſehe.

Der einzige draw-back iſt, daß diverſe Nachbarn zu bürgerlich nachtſchlafender Zeit noch mit ihren Türen Krawall machen, was mich unſanft aus ſüßen Träumen rüttelt, mich alſo an meiner Achillesverſe trifft.

Im Atelier hört man ſechs Sprachen, das iſt oft zum Davonlaufen.

Mein lieber, lieber Vater! Paris, den 29. Januar 1900.

Auf daß Dir Dein Leben leichter werde, wenigſtens nicht ganz ſo grau, ſo grau. Auf daß Du Dich deſſen freuſt, was Du haſt, und Dich nicht nach Dingen ſehnſt, die Du nicht haſt. Das ſind nur Dinge, die

Du für uns Kinder wünſcheſt. Aber grade deshalb ſollteſt Du es nicht, denn wir ſind jeder in ſeiner Art glücklich genug. Das bißchen, was äußere Umſtände hinzufügen können, das kommt dem wahren Glück gegenüber gar nicht in Betracht. Das trägt jeder ſtill in ſich und wärmt ſich daran, wenn er ſich in der Welt kalte Füße geholt hat. Manche können noch andere mit wärmen, ein jeder tut es, wie es ihm in die Wiege gelegt iſt. Wärme Dir nur auch die Füße, Lieber. Du haſt es not. Laß Dich von unſerer Liebe durchſonnen, inniglich. Laß Ruhe in Deine Seele kommen, denn was iſt ein bejahrtes Leben ohne Ruhe?

Laß Dich küſſen, Lieber, und verzeih die großmütterliche Rede, ſie kam aus kindlichem Herzen.

Geſtern habe ich die Notre-Dame geſehen. Das war ein Ereignis. Bädeker hatte nicht ſehr erbaut von ihr geſprochen, ſo ging ich etwas blaſiert hin.

Und auf einmal lag ſie vor mir — ſchwamm über den gelben Waſſern der Seine. Die große Feuchtigkeit der letzten Zeit hatte den Stein gedunkelt. Tief und ernſt ſtand er auf dem Himmel und das Ganze wirkt trotz ſeiner Zacken und Spitzen rieſengroß.

Drinnen war Gottesdienſt. Wundervolle Farbenwirkungen kamen durch grüne und warm leuchtend rote Fenſter. Ein Mönchlein in bunten Gewändern hüpfte herum und predigte gegen die ruſſiſch-katholiſchen und gegen uns proteſtantiſche Ketzer. Mir ſcheint es immer unglaublicher, daß kluge, wahre Menſchen von dieſer Art Glauben etwas halten.

Dann wurde mir ein Nachmittag zum Leſen. Ich möchte gern gut Franzöſiſch können, denn die Leute ſind alle ſo geiſtreich.

Eſprit gibt es hier in ungeheuerlichen Quantitäten, daß mir armem Bäuerlein oft Sinn und Zunge ſtille ſteht. Auch in der Kunſt gibt es viel Eſprit. Die Art des Farbenauftrags iſt äußerſt geiſtreich. Das Unterſte, Letzte, Feinſte, das haben ſie nicht. Das iſt eben dasſelbe, was ich ſchon inſtinktiv im Cyrano de Bergerac fühlte.

In zwei Wochen iſt in der Schule ein concours auf eine Medaille. Nach den Arbeiten dieſer Woche werden dann die Plätze verteilt. Bei der Akademie Julien gibt es Geldpreiſe. Das finde ich, die Verhältniſſe des Studierenden in Betracht ziehend, viel vernünftiger.

Zu meinem Geburtstage wünſche ich mir ein Buch: „Weisheit und Schickſal" von Maeterlinck. Bei dem Namen brauchſt Du nicht mißtrauiſch zu werden. Diesmal iſt es nichts „Myſtiſches", ſondern etwas Stilles, Beruhigendes.

Mit meiner ſogenannten Studentenwirtſchaft iſt es wirklich nicht ſchlimm. Es iſt ganz ordentlich und reinlich. Narziſſen und Mimoſen ſtehen auf dem Tiſch. Blumen ſind hier lächerlich billig und man braucht ſie hier. Die ganze vorige Woche habe ich mich an einem achtköpfigen Roſenbündel für fünfzig Centimes gelabt. Man muß wirklich ein wenig reine Natur ſehen, wenn das Komplizierte und der Verfall einen ſchwindlich gemacht haben. Oft erfriſcht mich ſchon ein Hund oder unſer großer langſchwänziger Hauskater.

Clara Weſthoff und ich geben uns Mühe, die gegenſeitigen Exiſtenzen, ſo gut es geht, zu ignorieren. Wir fühlen ſelbſt, daß wir mal von ganz anderer Seite gerieben werden müſſen.

Anbei auch ein Aktlein. Es wäre ganz intereſſant, wenn Ihr Euch als Gegenſtück einmal die Berliner Akte vom Boden holen wollt. Ihr werdet finden, daß alles mehr an der richtigen Stelle ſitzt, überhaupt mehr drin iſt.

Überhaupt dies Paris!!

Hier ſaß der Frühling ſchon in jedem Strauch, er lag in der Luft und den Menſchen im Herzen. Die Pariſer ſcheinen Auffaſſung für den Frühling zu haben. Wenn man mittags aus der Schule kam, herrſchte allgemeine Freudigkeit auf der Straße. Die hat ſich nun wieder verzogen und hinter Winterjacken und Pelze verſteckt.

Aber den vorigen ſonnigen Sonntag verlebte ich mit Clara Weſthoff in Joinville. Da lag die Marne breit und groß in ihrem Bett und ſpielte um die Füße der alten ernſten Pappelrieſen. Oben in den Bäumen aber ſang und zwitſcherte es. Der Frühling kommt hier in einem berauſchenden Überfluß. Er nahm uns ganz gefangen und wir ſagten und ſangen all unſre deutſchen lieben Frühlingslieder.

Dicht an dem Fluß hin ſtrecken ſich alte verwunſchene Gärten, über deren graues Gemäuer der blaubeerige Efeu quillt. Drinnen im Grün

verſteckt ſchimmert es von efeuumrankten Vaſen aus der Zeit der Ludwige. Es iſt ein eigenartiger Eindruck ſo nahe der großen Stadt dieſe üppige Wildnis.

Paris iſt ſeinen Bewohnern gleich. Neben maßloſer Verdorbenheit eine kindliche Freude am Leben, ein Sichgehenlaſſen, wie es die Natur am liebſten hat, ohne viel zu fragen, ob es gut oder ſchlecht geht. Wir Deutſchen können ſchon darum nicht ſo viel ausſitzen als die Franzoſen, weil wir hinterher an unſerm moraliſchen Katzenjammer zugrunde gehen würden. Den ſcheinen die Leute hier nicht zu kennen. Sie beginnen mit jedem Tag ein neues Leben. Das hat natürlich ſeine Licht- und Schattenſeiten.

Alſo ich habe eine Medaille und bin in der Schule ein großes Tier geworden. Die vier Profeſſoren haben ſie mir zugeſprochen. Zwar damit, was ich hier in der Schule gelernt habe und noch lernen werde, damit hat die Medaille nichts zu tun. Das ſitzt viel tiefer. Innerlich iſt mir aber froh. Ich fühle mich erſtarken und weiß, daß ich durch den Berg hindurchkomme und über ihn hinweg. Und wenn ich ihn erſt hinter mir liegen habe, werde ich mich einen Augenblick umſchauen und ſagen: das war nicht leicht. Wohl werden vor mir neue Berge liegen. Aber das iſt ja grade das Leben und dazu hat man ſeine Kräfte.

Wie ſehr ich dieſem Pariſer Aufenthalt innerlich dankbar bin! Eigentlich iſt es nur ein fortgeſetztes Worpswede: ein ſtetes Arbeiten und Denken an die Kunſt. Aber mir haben ſich neue Perſpektiven aufgetan, Ergänzungen und Erläuterungen zu dem Alten, und ich fühle, daß es was wird. Es iſt eben auch hier bald Frühling.

Meine liebe Schweſter, Paris, den 29. Februar 1900.

heute bekommſt Du den erſten Familienbrief und einen Kuß für jeden von der Tafelrunde, von der einheimiſchen Schar natürlich.

Nun ſchneller Übergang zur Tagesordnung, denn die Zeit iſt wieder mal knapp. Alſo am Sonntag machten Clara Weſthoff und ich mal wieder eine Spritzfahrt ins Grüne. Beim Louvre ſetzten wir uns in eines

der Dampfboote und fuhren die Seine hinauf. Vorbei an den Ausſtellungsgebäuden, die ich zum erſtenmal zu ſehen bekam. Als der Dampfer nicht mehr weiter fuhr, ſtiegen wir aus und gingen immer am Waſſer entlang. Die Gegend hat hier einen eigentümlichen Reiz, trotz der Nähe der großen Stadt hat die Natur noch etwas Unberührtes. Man hat nicht ſo unſeren deutſchen Ordnungsteufel. Zum Schluß ging es Hügel hinan, an Hecken vorbei und einem ſchönen ernſten Kirchhofstor. Dann gab es ein luſtiges Geplauder mit einem franzöſiſchen Ehepaar, das mit einem Wagen voller Kohl nach der Stadt zog. Und dann ein gemütlicher Abend am Kaminfeuer, voll von heiteren natürlichen, naiven Eindrücken. Das Naive und Natürliche muß man hier in Paris des öfteren mit der Lampe ſuchen, das Heitere bietet ſich ja alle Tage. Oder eigentlich es iſt mehr Leichtſinn als Heiterkeit, der über manchen ſchwarzen Abgrund hüpft.

Mit der Kunſt geht es, glaube ich, gut. Ich habe ein zufriedenes Gefühl. Nachmittags gehe ich bummeln in die Stadt, ſchaue mir tüchtig alles an, verſuche alles in mich aufzunehmen, oder ich arbeite hier in meinem kleinen Atelier. Diesmal habe ich viel Bilder geſehen, doch war ungeheuer viel Süßes und Minderwertiges dabei. Das Gute bewahren ſie ſich für den Salon.

War auch wieder mal in der Notre-Dame. Dieſe wunderbaren Details in der Gotik, dieſe waſſerſpeienden Ungeheuer, von denen jedes ſeinen Charakter und ſein Geſicht hat. Und über alles hinweg huſcht der Frühling. Er knoſpet in dem kleinen ſtillen Kirchgarten, auf deſſen Bänken ſich die alten Männer ſonnen. Er lacht aus dem blauen Himmel mit den weißen Wolkenballen, der faſt ſo ſchön als in Worpswede iſt, nur nicht ſo blau. Er lacht einem jedem im Herzen. Doch hier in Paris nicht jedem. Gleich hinter der Notre-Dame, auf allen Seiten von Waſſer umſpült, liegt die Morgue. Da fiſcht man tagtäglich Leichen heraus, die dieſes Leben nicht mehr ertragen konnten, oder es iſt einer, der beraubt wurde und ins Waſſer geworfen. In dieſem lachenden Paris unter der bunten Oberfläche liegt vieles Schwarze, Furchtbare. Das will einem oft ſchier das Herz zerreißen.

Doch vor mir auf dem Tiſch ſtehen Veilchen und atmen Frühling.

Dann muß es hier in Paris zauberhaft ſein, wenn alles grün iſt, und das erlebe ich noch, denn ſoweit reicht noch mein Geldbeutel.

Abends im Männerakt bin ich nicht das einzige weibliche Weſen. Vier oder fünf beſſer zeichnende Mädchen ſind mit mir. Man lernt da mehr. Es wird dort beſſer gearbeitet. Auch iſt es mir als Erfahrung ſehr intereſſant, etwas von dieſen Leutchen zu ſehen. Man braucht ja nicht gleich auf Du und Du zu ſtehen, was ja auch nicht gerade meine Art iſt.

Der Haß gegen die Engländer iſt hier ſehr groß. Überall wie ein rotes Tuch dem Stier rufen ſie uns: Boër, Boër, nach, denn wir ſind in dieſem Falle für ſie auch Engländer. Sehr angenehm berührt mich die Verwechſlung nicht. Die Nation fängt an, mir unangenehm zu werden. Da kehre ich überall, wo es geht, mein allemand heraus, doch wollen die Leute dem Schwindel nicht recht trauen.

Von unſeren deutſchen Künſtlern wiſſen die Leute wenig. Ich beobachtete, wie ſich ein paar Franzöſinnen meinen Knackfuß-Klinger anſahen. Auf ſie wirken ſeine eigenartigen Formen lächerlich. Das einzige Lob, was ſie hatten, war: „c'est joli“. Worauf ich entrüſtet entgegnete: „C'est beau, pas joli“. Das war aber unnötige Geſchützvergeudung. Sie meinten es zudem nicht ſchlecht. C'est joli ſagen ſie auch von ihren eigenen Künſtlern, von Rodin uſw. Sie haben eben nichts Tieferes.

Man muß eben immer älter werden, immer ſtiller, und endlich einmal etwas ſchaffen . . . Doch Gute Nacht Euch allen.

Paris, den 13. April 1900.

Es iſt Feierabendſtunde. Ich ſitze in meinem Zimmerlein, vor mir im grünen Pott tiefroſa, üppig duftende Levkojen.

Von ferne rauſcht Paris. Dazwiſchen tönt Amſelſchlag und Spatzengezwitſcher. Zarter Abendhimmel mit gelbweißen Wölklein. Und in den Baumwipfeln, die ich vom Fenſter ſehe, denn ich habe in meiner ſtolzen Höhe einen weiten Blick, da arbeitet es. Der Frühling, von dem ich Euch vor vier Wochen ſchrieb, er hat ſich gänzlich wieder verkrochen. Nun kommt er aber doch und macht unſere Stadt herzenfroh.

Geſtern am Gründonnerstag hörten wir die erſte Hälfte der Matthäuspaſſion auf der harten Stufe einer Sakriſtei. Die Töne kamen wie von fern, wie aus einer andern Welt, weil viele Pfeiler zwiſchen uns und dem Chore waren. Es gab aber doch eine ſchöne innere Weite.

Der Salon iſt eröffnet. Der Durchſchnitt iſt nicht beſſer als der Münchner Glaspalaſt. Und Münchner Glaspalaſt nimmt unter den deutſchen Ausſtellungen erſt dritten Rang ein.

Aber die große Ausſtellung, die wird Gutes bringen. Das wird ein Feſt. Die wird auch morgen eröffnet und alles iſt in fieberhafter Arbeit. So auch die armen kleinen Bildhauerjungens aus dem Abendakt, die dort bei den Stuckarbeiten beſchäftigt ſind.

Dieſe Zeit hier tut mir innerlich ſehr wohl. Alles ſetzt ſich ein wenig und ich fange an, einen Begriff vom Wert der Dinge zu bekommen.

Oſterferien gibt es nicht. Die Welt lebt hier immer unentwegt weiter und wer des Sonntags arbeiten will, findet auch des Sonntags auf den Akademien ein Modell. Ich tue das nie. Das iſt eins von den wenigen chriſtlichen Dingen, die mir geblieben ſind.

Mein Brief war Euch auf die Nerven gefallen? Lieben, ich bin ja doch nicht ſo. Aber das iſt eine der charakteriſtiſchen Seiten von Paris, das iſt die Miſchung. Reines Gold gibt's nicht. Und grade die Miſchung als ſolche zu erfaſſen, das iſt fein. Stark genug ſein, den Fehlern ſeines Freundes, den Fehlern des Weltalls offen ins Auge zu ſchauen, ebenſo wie ſeinen eigenen Fehlern, das iſt Wahrheit.

Rodin hat eine Bildhauerſchule eingerichtet, die Clara Weſthoff beſucht. Zwar hat ſie monatlich nur ein oder zwei Korrekturen von ihm, ſonſt kommen ſeine Schüler. Aber ſie iſt eben ein Menſch, der überall lernt. Im letzten Grunde weiß ich nicht einmal recht, ob Paris im Augenblick das Rechte für ſie iſt. Sie iſt meiner Empfindung nach oft zu groß und maſſig, innerlich und äußerlich. Aber ſie iſt ſolch kräftige Natur, die alles, was an ſie herantritt, ergreift, es unwiſſentlich dreht und wendet, bis ſie es verwenden kann. Solche Menſchen können überhaupt nicht unglücklich werden. Was ihr auch zuſtößt, immer wird es zu ihrem Beſten ſein.

Kamen meine Oſterblumen noch ein wenig duftend an? Ich konnte

nicht widerſtehen bei dieſer Frühlingsfülle. Euch allen ein fröhliches Feſt.

Und wann kriege ich mal wieder einen „Grauen" von meiner Mutter? Du hältſt mich kurz, Liebe. Soll ich erſt untugendhaft werden? Das iſt hier nämlich nicht allzu ſchwer.

Wißt Ihr, wenn ich morgens über die Boulevards gehe, und die Sonne ſcheint und es wimmelt von Menſchen, dann ſage ich laut in meinem Herzen zu ihnen: Kinners, ſo etwas Schönes wie ich es noch vor mir habe, habt Ihr doch alle miteinander nicht, und dann liebe ich das Leben ſehr.

Paris, den 19. April 1900.

Alſo es frühlingt ſehr! Es lockt ſo, daß ich denke, wir werden unſere Sommerreiſe am Sonntag antreten. Zwar ſchlagen die Nachtigallen noch nicht, aber zwiſchen dieſen blühenden Apfel- und Pfirſichbäumen muß man doch eine Woche friſche Kräfte holen.

Ich bin übrigens noch kein Gerippe, ſondern die Roſen meiner Wangen ſind noch im Blühen.

Am Sonntag hatte ich einen berauſchenden Tag mit Clara Weſthoff. Er endete in Velizy, einem kleinen Dörflein, wo wir in einer Frühlingslaube bei Windlicht Poſtkarten an unſere großen Männer ſchrieben: die Worpsweder, Klinger, Carl Hauptmann.

Es war eine verzauberte Stimmung. Mondſchein über einem kleinen Dorfſee, das Gutshaus und kleine verfallene Hütten daneben. Und aus dieſer Dämmerabendluft heraus ſchimmerten weiße Enten. Dieſer Friede und dieſe Ländlichkeit ſo nahe der großen Stadt, das iſt der große Reiz von Paris.

Unſere Sommerreiſe wird nun doch erſt nächſte Woche. Wir wollen lieber beide noch eine Woche tüchtig arbeiten, um dann die Ferien um ſo mehr zu genießen. Meinem Vater einen Kuß für den Saint-Simon-Brief. Übrigens ſpricht Maeterlinck gar nicht von deſſen Lehren, ſondern er preiſt ihn als edlen glücklichen Menſchen. Euch allen einen Frühlingskuß.

Mein lieber Bruder! Paris, den 26. April 1900.

Extra früh habe ich mich heute aus dem ſogenannten Bette geſchwungen, immer darauf achtend, daß jenes ſchwere energieverbrauchende Ereignis mit dem rechten Fuße vor ſich ging. Dieſe Vorſicht verbürgt für den Tag gute Laune, die ich äußerſt ſchätze, und deshalb habe ich mir den „rechten Fuß" aus den idylliſchen Zeiten der Dresdner Friedrichsſtadt bis in meine Sturmperiode gerettet.

Es iſt ſonderbar, wie einiges aus dieſer früheſten Zeit in mir geblieben iſt! So denke ich bei jeder Hummel an das Reſeden- und Levkojenbeet hinter dem Turnreck, wo der Tummelplatz für die Hummeln war. Es iſt wunderbar, wie ſolch ein kleines Kindergemüt ein Ding ergreift und von ihm innerlich durchtränkt wird, ſich dem Eindruck in ſeiner Unbewußtheit völlig hingebend. Dieſe Auffaſſung in unſere bewußten Jahre mit hinüber zu nehmen, das iſt etwas Wundervolles. Mir geht es noch manchmal ſo. Und dann habe ich Stunden, wo Sein und Nichtſein miteinander verfließen wie in unſerm alten Garten. Ihr merkt davon nicht viel. Das ſind verſteckte zarte flüchtige Dinge, die das Auge der Sonne ſcheuen, aber ſo ſind die Dinge, aus denen mein Leben beſteht. Neben denen alles, alles andere lächerlich klein daſteht, alle äußeren Ereigniſſe, die an mich herantreten, meine ich, die für viele Menſchen Glück und Unglück bedeuten. Das ſind die Dinge, die Stunden, die meine Kunſt ausmachen, mein Leben, meine Religion, meine Seele.

Ich ſchreibe Dir dies alles zu Deinem Geburtstage, weil ich Dir überhaupt ſo lange nicht geſchrieben habe und weil wir, wenn wir miteinander ſprechen, doch nicht bis zum Innerlichſten kommen. Da muß manchmal einer dem andern erzählen von der Blume, die da drinnen blüht. Denn ich ſehne mich danach, daß wir uns verſtehen, daß Ihr nicht glaubt, ich ſei eine Andere, Fremde geworden. Das bin ich nicht.

Nur folgte auf dieſes Traum- und Schlafleben, was ich führte, eine plötzliche Entwicklung. Daß ſie Euch erſchreckt, kann ich verſtehen, doch mir gibt ſie das Gefühl von Leben und Glück und Jugend und Freiheit.

Und es wird ſchon etwas Feines daraus werden und Ihr ſollt Eure Freude ſchon daran haben.

Ich denke oft an Dich hier und möchte irgendeine Frage an Dich richten, um mich über etwas belehren zu laſſen. Denn ſolch ein Weiblein iſt doch ein unwiſſend Geſchöpf. Auch habe ich von vielen Dingen läuten hören und weiß nicht, wo die Glocke hängt. Das iſt eine feminine Untugend, ob angeboren oder anerzogen, das werden unſere Enkelkinder entſcheiden. Dann drückt uns dies alles nicht mehr und wir ſind hinweg von dieſer ſchönen Erde.

Lieſt Du jetzt viel? Und lieſt Du viel moderne Sachen? Siehſt Du, das habe ich für Dich gewünſcht, daß Du mit Deiner Zeit lebſt und mit den Beſten, Weiſeſten Deiner Zeit, mit den Strebenden, Schaffenden, und nicht mit denen, die nach getaner Arbeit ihren Sonntag ruhen. Du wurzelſt zu ſehr in den Ideen der vorigen Generation. Das iſt gut für ſolche, die noch Menſchen der vorigen Generation ſind. Das biſt Du aber nicht. Dein Nervenſyſtem iſt eins unſerer Generation. Und wenn Du nicht mitkommſt, ſo iſt es eine Schwäche und Kraftloſigkeit, die Du überwinden mußt.

Denke an den Niels Lyhne. Der hat es nicht getan. Du kannſt es aber. Du haſt das Zeug dazu. Nur mußt Du das Beſte Deines Menſchen dafür in den Kampf ſchicken. Ich meine, Du mußt für die Idee kämpfen, womit ich nicht meine, daß Du an unſerem elterlichen Mittagstiſch mit unſerer Jurisprudenz disputierſt, das iſt Kraftvergeudung. Aber eine Idee verkörpern, zu leben, das iſt es, was ich Dir wünſche, was ich all unſern deutſchen Männern wünſche. Sie verlieren zu bald auf dem Kampfplatz ihre Federn und werden Philiſter.

Seid Idealiſten bis ins Greiſenalter. Idealiſten, die eine Idee verkörpern. Dann habt Ihr gelebt. Und die Welt ſchreitet vorwärts. Und der große Sumpf trocknet aus und wird üppig Gartenland. Wir ſitzen noch zu ſehr im Sumpfe.

Das iſt's, was ich Dir zu ſchreiben auf der Seele hatte. Nimm's brüderlich auf, Lieber, und grolle nicht und lächle nicht und zucke nicht die Achſeln. Es iſt zu gut gemeint für alle das.

In Liebe Deine Schweſter.

Ihr Lieben, Paris, den 4. Mai 1900.

jetzt habe ich es fein gut gehabt. Nun ist mir wohl zumut, zwei liebe „Graue" und einen lieben Vaterbrief. Habt tausend Dank. Daß ich Euch einen so langen larmoyanten Brief geschrieben habe, tut mir hinterher recht leid. Wißt, ich bin gerade in einer schweren Stimmung, die auch wohl noch einige Wochen andauern wird, bis ich das Hindernis genommen habe; es ist was beim Malen. Dann kommt der Jugendübermut wieder über mich. Etwas Unangenehmes vorgefallen ist nicht im geringsten. Auch fühle ich mich wohl und danke für Eisen. Wenn ich mir was zugute tun will, so hole ich mir eine Flasche französischen Rotwein für sechzig Cts. Aber Mutting, die Geschichte mit Brandes und der Anekdote paßt doch nicht auf mich. Denn trotz dieses Riesenkatzenjammers habe ich jetzt äußerlich ein höchst fideles Leben und lache viel. Nur hat der innere Mensch nicht viel Teil daran, der verlebt eben die schwarzen schweren Stunden, die mit der Kunst verbunden sind, und ringt mit dem Engel des Herrn „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn".

Wir kennen jetzt einen ganzen Schwarm junger deutscher Künstler. Mit denen ziehen wir allwöchentlich über Land; tanzen, rudern, singen in der Dämmerung deutsche Lieder, sind überhaupt „deutsch", was hier im Welschlande von Zeit zu Zeit gut tut. Es ist ein prächtiger Schlag: zuverlässig, warm und kindlich. Sie sind sehr anders als die jungen Franzmänner. Sie sind mit Feuer bei ihrer Sache. Da kommen eine Menge natürlicher guter Anschauungen zutage, die einem das Herz erfreuen und erfrischen.

Wißt Ihr, Barbaren sind wir ja gegen die Franzosen und ich verstehe, daß sie uns als solche empfinden. Aber Kraft und Jugend sitzt dahinter. Man hört auch mal über den Lauf der Welt und ein Wort über Politik und Geschichte. Also Spaß macht es doch. Und den Jammer, den läßt man eben zu Haus.

Sonnabend und Sonntag waren wir draußen bei Uhlemanns in Joinville. Die alte taube Dame denkt nur daran, wie sie anderen Leuten eine Freude bereiten kann. So wollte sie uns diesmal die Schwelgerei

eines wirklichen echten Bettes genießen laſſen und kochte mit eigener liebevoller Hand für uns. Das genießt man doch ſehr nach den ſieben mageren Jahren.

Dann haben wir eine ſchöne Ruderfahrt gemacht auf der Marne, über uns blühende Bäume und Nachtigallen, denn der Frühling iſt hier jetzt mächtig im Gange. Und wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Lüftlein weht, ſo wirkt er betäubend mit ſeinen tauſendfältigen Düften.

Kennt Ihr Klingers Radierungen: „Eine Liebe"? Er iſt es ſelber auf mehreren Blättern mit einer reizvollen Frau zuſammen, inmitten eines Übermaßes von blühenden Kaſtanien. Die Leidenſchaft in den Blättern, die duftgeſchwängerte Luft, das iſt franzöſiſcher Frühling. Geht man jetzt durch den Jardin du Luxembourg, ſo ſitzt auf jeder Bank ein Pärchen und ſchnäbelt ſich. Es iſt eine andere Schnäbelei als unſere deutſche: lachender, weniger ſentimental und etwas zerſtreut. Es ſieht aus, als ob beide Teile ſchon wieder andere Rendezvous im Sinne hätten.

Wieder habe ich von Paris etwas Schönes geſehen: den Montmartre. Großartig beherrſcht der Berg die Stadt. Auf ſteiler Straße zwiſchen kleinen Häuſern ſteigt man zu ihm hinauf. Alte Frauen ſitzen vor den Türen und flicken und die Jungen werfen die Augen rechts und links, denn hier iſt wieder ein Malerviertel. Schließlich kommt man auf einen kleinen Markt, die Hühner laufen über den Weg. Dann ſteht man vor der ſchönen Kirche Sacré-Coeur, die ernſt auf das bunte Paris hinabſchaut. Wir betraten ſie abends halb neun. Es wurde das Abendgebet geſprochen. Hier und da ein Lichtlein, der rötliche Schein der ewigen Lampe und tiefes Schweigen. Wir ſpeiſten zu Abend im Refektorium unter lauter alten Betſchweſtern. Die eine, Valentine, achtzig Jahre alt, mit furchtbaren Mienen und Geſten, wollte uns ſogar bekehren. Die iſt aber auch erſt fromm geworden, als alles andere nicht mehr ging. Sie fragte nach unſeren petits noms und wollte uns nie vergeſſen, und liebte uns trotz alledem, nahm jede unſerer Hände zwiſchen ihre zwei großen fleiſchigen und ſchlurfte von dannen.

Ich fange an, Paris zu überwinden. Ich finde mich ſelbſt wieder

und meine innere Ruhe; habe in der letzten Woche schöne, volle, tiefe Tage gehabt. Die Eindrücke werden einzelner, man rückt ihnen näher und kann sie gesammelt in sich aufnehmen. In den ersten Wochen meines Hierseins jagte ein Eindruck den andern. Sie ängstigten mich in ihrer ungeheuren Zahl. Nun werden es allmählich alte liebe Bekannte, die einen nicht mehr aus der Fassung bringen. Ich habe das schöne Gefühl, daß ich tüchtig weiter komme, mich nach einer anderen Seite hin strecke und wachse. Das ist ein tiefes ernstes Glücksgefühl.

Paris, den 15. Mai 1900.

Also ich bin in der Ausstellung gewesen, dreimal. Sie ist noch schöner und lehrreicher, als ich mir gedacht habe, kolossal lehrreich. Das Schönste sind die Franzosen. Cottet, Simon, Jean Pierre. Die haben miteinander gemeinsam eine ungeheure Tiefe der Farbe. Sie schildern die Bretagne, aber wie!

Wir Deutschen stehen daneben etwas spießbürgerlich und philisterhaft. Viel Begeisterung und Eifer und zu wenig Studium.

Den Cottet habe ich besucht. Ein feiner rothaariger rothärtiger urgesunder Mensch voll tiefen Empfindens. Als er einmal an mein Pförtlein klopfte, war ich leider nicht zu Hause, sondern fand nur sein Autogramm. Ich gehe aber noch einmal hin.

Wißt Ihr, die paar französischen Großen sind ganz ohne Konvention. Sie wagen naiv zu sehen. Man kann kolossal von ihnen lernen.

Es ist wunderbar, wie ich jetzt Land und Leute mit andern Augen betrachte.

Abends im Akt wissen die Französlein vor Frühlingsgefühl und Frühlingsübermut gar nicht mehr wohin und singen ein Chanson nach dem andern. Sie sind Champagner. Nur werden sie auch so leicht schal.

Sehr gelungen ist jetzt die eine Ecke des Jardin du Luxembourg, wo die Studenten hausen. Pärchen neben Pärchen fristen sie da ihre Nachmittage. Und da sie in ungeheuren Scharen auftreten, fühlt jedes sich wieder allein und unbewacht. Da sitzen sie unter den blühenden Kastanien, sagen nicht viel, denken nicht viel, träumen nicht viel. —

Ich komme aus dem Abendakt. Dieſe Frühlingsmondſcheinnächte ſind berauſchend. Die ganze Rapinière jauchzt: Frühling! Mandoline und Geige klingt, ſelbſt ein Cello läßt ſich hören und ein Deutſcher ſingt: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar". Dazu leuchten die weißen Kaſtanienblüten aus dem Nachbargarten und der liebe Mond. Und vor mir ſtehen duftende Maiglöckchen. Und zwiſchen all dieſer Pracht freue ich mich auf die Heimat. Hier iſt alles ſo hell, daß ich oft ganz ungeduldig werde. Bei uns iſt der Klang tiefer geſtimmt, voller, ernſter.

★

Tagebuchblätter aus Paris

Wenn ich erſt malen kann! Vor vier Wochen wußte ich es ſo genau, was ich wollte. Ich ſah es innerlich vor mir, ging damit herum wie eine Königin und war ſelig. Jetzt ſind wieder Schleier gefallen, graue Schleier, und verhüllen mir die Idee. Ich ſtehe als Bettler vor der Türe, fröſtelnd, und flehe um Einlaß. Geduldig Schritt für Schritt zu gehen iſt ſchwer. Wenn man jung iſt und verlangend. Und dann fängt es menſchlich an mir zu tagen. Ich werde Weib. Das Kind beginnt das Leben zu erkennen, den Endzweck des Weibes, und harret ſeiner Erfüllung. Und es wird ſchön werden, wundervoll. Und ich gehe durch die Boulevards und Scharen von Menſchen begegnen mir und in mir ruft es: „So etwas Schönes, wie ich es noch vor mir habe, habt ihr alle, alle, alle nicht." Und dann ruft es: „Wann wird es kommen? Bald?" Und dann ſpricht die Kunſt und will noch zwei ernſte ungeteilte Jahre der Arbeit haben.

Ernſt iſt das Leben und inhaltvoll und ſchön.

Ich bin ſeit Tagen traurig, tieftraurig und ernſt. Ich glaube, die Zeit des Zweifels und des Kampfes wird kommen. Sie kommt in jedem ernſten ſchönen Leben. Ich wußte, daß ſie kommen mußte. Ich habe ſie erwartet. Mir iſt nicht bange davor. Ich weiß, ſie wird mich

reifen und weiter bringen. Aber mir iſt ſo ernſt, ſo ſchwer ernſt und traurig. Ich gehe durch dieſe große Stadt, ich blicke in tauſend Augen. Ganz ſelten finde ich da eine Seele. Man winkt ſich mit den Augen, grüßt ſich und ein jeder geht weiter ſeinen einſamen Weg. Aber man hat ſich verſtanden. Die Schweſterſeelen hielten ſich einen Augenblick umſchlungen. . . . Dann gibt es aber noch andere. Mit denen ſpricht man viele viele Worte und man läßt das Bächlein ihres Geredes über ſich fließen und hört den Brunnen ihres Gelächters und lacht mit. Und in der Tiefe fließet der Styx, tief und langſam und weiß nichts von Bächlein und Brunnen. . . . Ich bin traurig und um mich her lagern ſchwere duftdurchſchwängerte Frühlingslüfte.

*

Briefe an die Familie

Liebe Schweſter. Paris, den 27. Mai 1900.

Dein Brief war eines pünktlichen Sonntäglings wert. Ich hatte es auch vor, aber die Zeit wird jetzt täglich knapper, ich fange an lang in die Nächte hinein zu leben, und behalte meinen Seelenfrieden nur in dem Gedanken, daß die Sache bald ein Ende hat, und ich wieder ein Weilchen Worpsweder Weltabgeſchiedenheit und innere Tiefe genieße.

Ich führe jetzt nämlich einen unſoliden Lebenswandel. Ein paar Abende führte uns A. T. vergangene Wege ſeines Pariſer Junggeſellenlebens und einige Tage waren wir mit unſeren deutſchen jungen Leutlein unterwegs, die ſich treu und herzinniglich an uns attachieren, und uns eine liebliche Kameradſchaft angedeihen laſſen, ſelbſt froh, nach all den kleinen Pariſer Dämlein zwei Unerſchütterliche gefunden zu haben. Für nächſte Woche wird ein Feſt geplant, beim kleinen Bildhauer Abbeken und Schweizer Kuhmaler Tormann. Die beiden führen eine treue Ehe, die, wie ſie beiderſeits lachend verſichern, nur dadurch intakt bleibt, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit kloppen. Dies geſchieht in vier faſt leeren Räumen, einer Küche und einem Alkoven. Das wird alſo der Tummel-

platz des Festes. Die Mädchen bringen die Butterbröte mit, die Männlichkeiten Wein. Kerzen und Lampionbeleuchtung. Mandolinen- und Gitarrenmusik, einen Topfkuchen, den Tormanns Schwester liefert. Clara Westhoff und ich ziehen den Nachmittag vorher hin, um die Räumlichkeiten festlich zu schmücken.

Eine neue Errungenschaft ist der Maler Hansen. Von Natur ein Schleswiger Bauernsohn, hat er lange im Kunstgewerbe gearbeitet, kam in der Schweiz auf den klugen Einfall, Bergpostkarten zu zeichnen, Jungfrau, Mönch, Eiger, mit drastischen Gesichtern, kennst Du sie? Sie waren auch in der Jugend veröffentlicht. Er nahm sie als schlaues Bäuerlein in eigenen Verlag und verdiente in einer Woche zehntausend Mark. Jetzt hat er die wahre Kunst auf seinem Banner, und ein ernstes Streben. Dabei ist er in sich zurückgezogen, wie die Leute des Nordens ja alle.

Die Ausstellung bietet immer neue Großartigkeiten. Wenn man oben auf dem Hügel des Trocadero steht, vor sich das Grand Roue, den Eiffelturm, die Riesenweltkugel, im Hintergrund die Stadt mit all ihren Türmen, dann möchte man ihr Fackeln und Freudenfeuer bringen. Es ist ein ungeahnter Überfluß und eine nie endende Fülle. Sie hat eine ungeheure Persönlichkeit, diese Stadt. Einem jeden gibt sie jedes. Du mußt sie auch noch einmal schauen, Liebes. Doch nicht auf vierzehn Tage, das hat keinen Sinn, in vierzehn Tagen kann man sie nicht erfassen und verstehen. Man steht allem fremd und unbeteiligt gegenüber, und holt sich diverse Kater über die Verderbnis der Menschen. Auch der Kunst stand ich völlig fremd gegenüber, den Franzosen selten. Da sitzt so vieles drin, was uns Germänlein nicht im Blute steckt, und wir sträuben uns dagegen. Es ist mir interessant zu sehen, wie mein Urteil sich allmählich gebildet hat, obgleich ich noch lange nicht annehme, daß es fertig ist. Was ist fertig? und wann ist man fertig? Hoffentlich nie. So geht es auch mit allen anderen Anschauungen. Und wenn Euch im Augenblick vieles konträr ist, so hofft nur, daß in einem Jahr, schon in einem halben, sich vieles ändert.

Paris, den 3. Juni 1900.

Alſo das Feſt. Es verlief von Anfang bis zu Ende in allgemeiner Glückſeligkeit und Stimmung. Der Nachmittag vorher brachte die großen Vorbereitungen. Clara Weſthoff und ich fabrizierten in den Feſträumen einen Pudding mit „Mandelgeſchmack" und einen mit „Erdbeergeſchmack" und ordneten mit häuslicher Hand das Küchenfeſtinventar.

Indeſſen malte die edle Männlichkeit Frieſe. Im Salon, der ganz mit weißem Papier ausgeſchlagen war, entſtand ein famoſer Zentaurenfries. Im Alkoven, wo die verſchiedenen Matratzen und Kiſſen gehäuft waren, ein „Gefilde der Seligen"-Fries. Stühle gab es nicht. An Räumlichkeiten gab es noch einen Empfangsſalon und ein Toilettenzimmer mit lebensgroßem Spiegel.

Dies der Tummelplatz der großen Fête. Alle Welt koſtümiert, alle Welt guter Stimmung, oder vielmehr auf Höhepunktſtimmung. Tanz mit Mandoline und Gitarrebegleitung. Künſtlich waren aus ſtarkem Draht zwölf Wandleuchter hergeſtellt. So prangte der Salon in Kerzenbeleuchtung. Im Alkoven ſchummerige Lampionſtimmung. Als wir am Morgen, nachdem M.s Kaffeemaſchine liebliche Dienſte geleiſtet, die fünf Grundſteinflaſchen unſerer Bowle zählten, ergab es ſich, daß wir nur anderthalb Flaſchen getrunken hatten. Das andere war alles Jugend und Trunkenheit ohne Wein. Das machte mir Spaß. Ein Heimweg in unſerem Koſtüm durch das morgendlich dämmrige Paris. Als ich in mein Kemenatlein kam, war es ganz hell. Draußen ein Rauſch von blühenden Akazien, Vogelmorgenſtimmen und gurrenden Tauben. Ich legte mich lange nicht ſchlafen, obgleich ich frei von inneren Beſchwerden und Herzaffektionen war.

Nächſten Morgen acht Uhr großes Lever. Akademie. Um zwölf Uhr Katerfrühſtück in den Feſträumen bei frohem Schnack.

Und die Hauptſache ſchreibe ich Euch zum Schluß. Am zehnten kommen die Worpsweder: Moderſohn und Overbecks. Sie bleiben zehn bis vierzehn Tage. Und dann fahren wir miteinander heim. Hurrah.

Euch Allen einen Kuß.

Nach einem sonnigen Pfingstsonntag Kirchenbummel, nach etlichem Ungemach wegen mangelhaften Omnibusverkehrs, kam ich etwas flügellahm zu Hause an. In solchen Augenblicken hat diese Stadt etwas Furchtbares. Man fühlt sich so machtlos ihr gegenüber. Was sie nicht freiwillig mit überströmenden Händen hergibt, das ist ihr nicht abzuringen.

Im Louvre, der auf längere Zeit wegen Umhängung der Bilder geschlossen war, sind neue Säle eröffnet. Ich gehe wieder trunken durch alle diese Herrlichkeit. Ich bin sehr froh, zu bemerken, daß mich dieses halbe Jahr im Verständnis der alten Meister ein gut Stück weitergebracht hat. Daran messe ich meinen innerlichen Fortschritt.

Der Bildhauer Rodin hat eine Sonderausstellung eröffnet, das große ernste Lebenswerk eines Sechzigjährigen. Er hat das Leben und den Geist des Lebens mit enormer Kraft gebannt. Für mich ist er nur mit Michelangelo vergleichbar und doch steht er mir in einigen Sachen näher. Daß es solche Menschen auf Erden gibt, das macht es wert, zu leben und zu streben.

Donnerstag abend Tanz bei „Bullier". Kennst Du dies große Tanzlokal des „Quartier Latin", lieber Vater? Ein buntes Bild, unglaublich viel zu sehen: Studenten und Künstler, hübsch und lustig in ihren gelungenen Sammetanzügen und Schlapphüten, mit ihren kleinen Mädchen, von denen einige Radfahrhosen anhaben, andere Seidenroben und andere Sommerblusen. Es sind meistens Couturières und Blanchisseuses und dann gibt es eine eitel Kinderfröhlichkeit. Und um ein halb ein Uhr wird das Gas ausgemacht und die Leute gehen nach Haus. Weit in den Morgen hinein erstreckt sich das Kaffeeleben hier überhaupt nicht. Um zwei Uhr ist meist alles geschlossen.

Und Montag kommen die Worpsweder! Das ist die Hauptriesenfreude. Überhaupt: Dort ist allzeit mein Sinn. Ich kann Euch sagen, manchmal dürste ich nach Heimat.

Ihr Lieben, Paris, Freitag.

ganz plötzlich ist Frau Modersohn gestorben. Der arme Mann ist mit den andern nach Hause gereist. Nachdem er sie Jahre hindurch

voll rührendſter Selbſtaufopferung gepflegt hatte, war der Himmel ſo grauſam, ſie ihm in ſeiner Abweſenheit zu nehmen. Bis jetzt verſtand er es noch nicht. Er ſah alles, was ſich um ihn her ereignete, gab Anordnungen, doch die furchtbare Wahrheit kann er nicht faſſen ... Ich komme ſo bald als möglich nach Hauſe, wahrſcheinlich bin ich Sonntag ſchon bei Euch. Dies iſt ein ſehr trauriger Schluß meiner Pariſer und auch meine nächſte Worpsweder Zeit wird ſchwer und traurig ſein. Ich habe in dieſen Tagen ſo viel von Moderſohn gehabt.

Auf Wiederſehn! Eure Paula.

★

Briefe an Otto Moderſohn

Paris, den 17. Januar 1900.

In den hilfloſeſten Momenten, die ich hier in Paris verbracht habe, ließ ich meine Gedanken immer nach Worpswede wandeln. Das iſt immer ein wundervolles Mittel, denn dann legt ſich das Chaos und es kommt eine ſanfte Stille über mich. Ja, Paris iſt wundervoll, aber man braucht Nerven, Nerven und nochmals Nerven, ſtarke, friſche, aufnahmefähige. Bin ich zu langſam und ungeſchickt im Verarbeiten der einzelnen Eindrücke? Ich weiß es ſelbſt noch nicht. Dennoch bleibe ich noch lange über den Frühling hinaus, denn man lernt hier auf Schritt und Tritt.

Das Louvre! Jedesmal, wenn ich dort bin, fließt es wie reicher Segen auf mich nieder. Ich komme Tizian im Verſtändnis näher und lerne ihn lieben. Und dann eine ſüße Botticelli-Madonna mit roten Roſen hinter ſich auf grünblauem Himmel ſtehend. Und Fieſole mit rührenden kleinen bibliſchen Geſchichten, ſo einfach erzählt, manchmal wundervoll in der Farbe. Ich fühle mich ſo wohl in dieſer Geſellſchaft von Heiligen.

Von Millet ſieht man fabelhafte Sachen in den Kunſtläden. Ein Mann auf dem Felde, der ſich die Jacke anzieht, gegen helle Abendluft, das war für mich das Schönſte.

Und die Lüfte, wenn man über die Seine-Brücke geht! Da flimmert es durcheinander von feinen grauen gelben und ſilbernen Tönen. Die hüllen das Geäſt der Bäume ein. Die ſchönen Bauten ſtehen wundervoll tief dagegen.

Einmal war ich in Joinville. Dort fließt die Marne. Es war ein trüber Tag. Die Luft graugelb, das Waſſer graugelber, trübe Wieſen und lange kahle Pappeln. Das hatte einen eigenartigen Reiz.

Ich gehe vormittags in eine Akademie Cola Roſſi. Dort habe ich Korrekturen von Courtois, der iſt fein für die Valeurs. Collin, der Anfang der Woche korrigiert, iſt mehr für die Richtigkeit. Maler gibt es hier wie Sand am Meer. Darunter die originellſten Erſcheinungen. Wenn man guter Laune iſt, amüſiert man ſich über alles. Nur wenn man ſchwach iſt, kommen die Kater über einen. Man ſieht furchtbar viel Elend hier, viel Korruptes und Degeneriertes. Ich glaube, wir Deutſchen ſind doch beſſere Menſchen.

Paris, den 29. Februar 1900.

Jetzt, wo man das Nahen des Frühlings in ſich und um ſich hat, da denke ich manchmal, in wie viel reinerer Geſtalt es ihm vergönnt iſt, in Worpswede ſeinen Einzug zu halten als hier. Auch hier ſpürt man ihn ja auf Schritt und Tritt. Aber in dieſem Rieſenorcheſter ſpielen tauſend Geigen. Man kann den Klang der einzelnen nicht erfaſſen.

Übrigens bin ich von Veilchendüften umgeben, die vielen künſtlichen gar nicht mitgerechnet.

Von neueſten Bildern ſieht man wenig. Sie bleiben zum Salon und zur Ausſtellung. Sehr intereſſierten mich ein paar farbige figürliche Studien von Bonnat, tief und einfach im Ton und koloſſal zuſammengehalten.

Von Degas möchte man einmal etwas anderes ſehen als Balletteuſen und Abſinthkneipen. Mir ſcheint auch, daß er das Naive in der Linie zu ſehr ſucht und dadurch manieriert wird. Aber er hat eben auch dies Techniſch-Künſtleriſche.

In mehreren Salons à la Schulte, wo man über die Schleppen des eleganten Paris ſtolpert, gab es viel Süßes, Schlechtes und Seichtes. Ich denke eben immer noch, daß irgendwo Schätze begraben ſind.

In der kleinen Rue de la grande chaumière hat der Cola Roſſi ſeine Akademie heute eröffnet: kleine, rumpelige, ſchmutzige, komiſche Baracken, denen es aber an Poeſie nicht fehlt. Cola Roſſi iſt neben Julien die beſte Akademie. Er ſelber iſt früher Modell geweſen, ſpielt aber jetzt den Grandſeigneur und läßt beim erſten Schneider arbeiten. Er protegiert die Künſte, die Profeſſoren und die Eleven und hat meiſt Montags ein Geſicht, als ob er Sonntags was ausgegeſſen hätte.

In dieſen heiligen Hallen zeichne ich Akt, morgens mit den Weiblein, abends mit den Männlein. Unter den Weiblein morgens gibt es viel rauhe Haare und ungeputzte Stiefel, einige kluge Köpfe, und wenig Talent. Sie arbeiten wie das Herdenvieh, ohne Ahnung, worauf es ankommt.

Nachmittags ſchaue ich mir die Welt an, oder arbeite hier in meinem grünen, kleinen Atelier.

Abends um ſieben Uhr bei den Männlein. Bei den Männlein geht's noch komiſcher zu. Gibt es da wunderliche Geſtalten! Eigentlich vernünftig wie bei uns zu Hauſe ſieht kein einziger aus. Sammetanzüge, lange Haare, Hemdärmel, Handtücher als Schlipſe und andere Eigenheiten haben dieſe Brüder in Apoll aufzuweiſen. Galavorſtellung: Bombardement mit Brotrinden, Hahngeſchrei, Katzenkonzert und allgemeine liebevolle Prügelei. Viel Yankees, viel Spanier, Engländer, einige Franzoſen und Deutſche. Die Unterhaltungen ſind oft eigenartig, der Punkt, um den ſich alles dreht, iſt „elle". Wenn einer bei der Arbeit ſeufzt, heißt es gleich: „Est-elle gentille?"

Im ganzen wird hier aber beſſer gearbeitet, zwar mit wenig Auffaſſung, aber richtiger, als bei den Fräuleins. Es ſteckt mehr Geſundheit und Kraft dahinter. Und was bei den Männern rowdymäßig wirkt, iſt bei den Mädchen gleich unſchön. Wir haben es, glaube ich, doch ſchwerer. Aber trotz alledem iſt das Leben ſchön und ich fühle das, komme mit meiner Kunſt weiter und bin froh.

Ich bleibe hier so lange wie ich kann. Und dann kann ich vielleicht ein wenig und komme wieder nach Worpswede.

Des Sonntags machen Clara Westhoff und ich kleine Spritztouren aufs Land. Da ist es sehr fein. Hügelig, lange, dürre Pappeln am Wasser, weiches, toniges Gras, das heißt bei bedecktem Himmel. Bei Sonne ist mir die Erde viel zu hell, ich möchte dann alle Farben tiefer haben, satter, und werde ganz ärgerlich bei dieser Helligkeit.

Ich war gestern und heute in der Ausstellung. Diese Tage bilden einfach eine Epoche in meinem Leben. Alle Nationen sind wundervoll vertreten, aber das Schönste für mich sind die Franzosen. Der Cottet sagte mir: „Unser Volk ist eines der Dekadenz, aber einige Naturen leben innerhalb dieser Dekadenz, unabhängig davon. Und das gestaltet ihre Kunst zu einer völlig eigenen!"

Und er hat recht. Wir kleben in Deutschland zu sehr an der Vergangenheit. Unsere ganze deutsche Kunst steckt zu sehr im Konventionellen. Otto Modersohn, das ist einer, der sich durch den Berg der Konvention hindurchgearbeitet hat. Die andern verstehe ich vielleicht nicht und gebe mir keine Mühe. Denn ein Menschlein, das so im Wachstum begriffen ist wie ich im Augenblick, das muß zuerst an seine eigenen Arme und Beine denken. Ich habe ziemlich schwere Wochen hinter mir. Ich habe mich so gequält, da war es mir gestern in der Ausstellung wie eine Erlösung. Ich glaube wieder an die Kunst in ihrer ganzen Größe, und auch, daß mein Feuerlein einst ein wenig Wärme geben wird.

Auf der Akademie malt man fast ohne Farbe. Das A und das O sind die Valeurs, das andere ist alles Nebensache. Jetzt merke ich, wieviel ich da noch lernen muß. Ich dachte, die Valeurs wären meine gute Seite, aber ich bin furchtbar ausgescholten worden. Zwei Wochen lang wird an einem halblebensgroßen Akt gemalt, das heißt Licht und Schatten in den rechten Valeurs hingesetzt. Malen darf man das eigentlich nicht nennen. Aber das Formgefühl wird dabei verfeinert.

Überhaupt halte ich mehr von einem freien Menschen, der die Kon-

vention bewußt von ſich tut. Ich meine, er muß ſie beſeſſen haben und ſich in Selbſtzucht und Maß geübt haben. Dann kann er ſich von ihr abwenden. Redet einer von Konvention, der ſie nie beſeſſen hat, da denke ich leicht: „Fuchs, die Trauben hängen dir zu hoch!" Mit dem ſogenannten Ausleben iſt es doch eine wackelige Sache.

Doch weiter von der Ausſtellung, wenn auch nur in Splittern. Denn in mir purzelt noch alles durcheinander wie im Kaleidoſkop, durch das wir als Kinder ſchauten.

Cottet hat ein Triptychon ausgeſtellt, vom Luxembourg angekauft: „Au pays de la mer". In der Mitte, beim Schein einer hängenden Lampe, Frauen und Kinder beim Abendbrot mit traurig wartenden Geſichtern. Durch die Fenſter ſchimmert blau das Abendmeer. Links ein Stück Boot mit Schiffern auf ſtürmenden Wellen, rechts der abendliche Strand mit harrenden Frauen und Kindern. Dieſe Tiefe der Farbe! Dabei ornamentale Größe, gepaart mit zarter ſeeliſcher Auffaſſung.

Ein anderer Cottet: ein Schimmel auf einer Abendwieſe. Ein dritter: drei ſchwarze Frauen am Strande. Der Cottet ſelbſt iſt ein feiner Kerl. Rothaarig, rotbärtig, voller Leben!

Der Lucien Simon hat mir auch imponiert. Der hat ein eigenartig naives, geſundes Formgefühl und Velasquez-Töne in ſeinem Weiß und Schwarz.

In dem Bilde: „Männer am Meere" von Jean Pierre iſt eine kleine Ecke, die drückt das aus, worauf ich ſtrebe, eine tiefe, farbige Leuchtkraft in der Dämmerung, farbiges Leuchten im Schatten, Leuchten ohne Sonne wie im Herbſt und Frühling in Worpswede. Blauer Himmel, große, weiße Wolken dran und keine Sonne.

Wie ſehr ich mich auf die Heimat freue! Das, was für mich das Schönſte iſt: das Tiefe, das Satte in der Farbe ſehe ich hier nicht. Es iſt ein helles, heiteres, graziöſes Land.

Innerlich ſehr nahe treten mir die nordiſchen Völker, nicht ſo ſehr durch die Art des Ausdruckes, als durch den Geiſt, aus welchem ſie ſchaffen. Finnland zeigt höchſt originelle Formauffaſſung. Zwar ſtört mich jetzt ein wenig der Mangel an Konſtruktion all dieſer nordiſchen Menſchen. „Stört" iſt nicht der rechte Ausdruck, aber ich ſehe ihn,

während ich ihn früher nicht sah. Das ist ein Pariser Fortschritt. Denn Konstruktion ist hier Schlagwort.

Segantini ist vertreten mit großen ernsten Bildern, ein wenig hart, aber aus tiefer Seele geschaffen. Ach, was ist man glücklich, dies alles schauen zu dürfen! Das Leben ist überhaupt voll und schön und ich fühle es wundervoll vor mir liegen. Da will ich mich gerne schinden und plagen, wenn dann von Zeit zu Zeit meine Seele ein Abendlied singen kann.

Mein Korbstuhl streikt, er will diese sündige Hülle nicht länger tragen. Ich sitze nächstens auf der Erde. Überhaupt, was den Komfort des Lebens betrifft, kann ich manch fröhlich Liedlein singen, das lieblicher in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu singen ist.

Eine kleine Amsel habe ich auch. Die zwitschert vor meinem Fenster und ein Gewitter hatte ich auch nach Sonnenschwüle, und nun herrscht wieder Frühlingsregenduft.

Auf dem Montmartre sind wir neulich gewesen. Da liegt die Kirche ernst über der großen Stadt und mahnt zur Buße in wundervollen Glockentönen.

Und kleine deutsche Maler haben wir auch, mit denen wir tanzen und rudern und deutsche Volkslieder singen. Und eine ungarische Musikkapelle gibt es mit Walzern!!!! Spottet aller Beschreibung. Sie spielen sogar unsern Worpsweder „Dreifuß" und „Komm Karlineken".

Zweimal haben wir hier schon nächtlicherweile auf dem Asphaltpflaster getanzt. Die Leute hier tanzen los, wenn's ihnen Spaß macht. Die warten nicht wie bei uns in Worpswede bis zum nächsten Schützenfest.

*

Worpswede

1900

Tagebuchblätter

Worpswede, den 2. Juli 1900.

Ein Abendspaziergang durch Schlußdorf. Die Ottelsdorfer Mühle auf düsterem, flimmerndem Himmel, davor Moor, wogendes Kornfeld. Don Quichotte auf einem Schimmel, rotbärtig.

Leute beim Torfmachen. Abendstimmung. Alles tief. Braun und blau mit dunkel eingesetztem Weiß und Rot. Das Mädchen beim Schneiden mit eingebogenem Rücken und sehr sichtbaren Beckenknochen.

Liebesgarten. Abendstimmung. Rotleuchtende Kaiserkronen. Junges Paar. Er schwarz, sie weiß.

Ich wohne jetzt bei Brünjes in Ostendorf, schön in der Stille. Da versuche ich alles Eitle, was die Großstadt mit sich brachte, abzustreifen und einen wahren Menschen und eine feinfühlige Seele und eine Frau aus mir zu machen.

Worpswede, den 3. Juli 1900.

Ich war den ganzen Morgen in den Bäumen um Voltes Fabrik. Blauer Himmel und große Wolkenballen. Ich fühlte jeden Strauch. Vielleicht male ich auch einmal eine verlassene Fabrik.

Heute hat mir mein Vater geschrieben, mich nach einer Gouvernantenstelle umzusehen. Ich hatte den ganzen Nachmittag an der trockenen Sandkuhle in der Haide gelegen und Knut Hamsun „Pan" gelesen.

Worpswede, den 26. Juli 1900.

Mir kamen heute beim Malen die Gedanken her und hin und ich will sie aufschreiben für meine Lieben. Ich weiß, ich werde nicht sehr

lange leben. Aber iſt das denn traurig? Iſt ein Feſt ſchöner, weil es länger iſt? Und mein Leben iſt ein Feſt, ein kurzes intenſives Feſt. Meine Sinneswahrnehmungen werden feiner, als ob ich in den wenigen Jahren, die mir geboten ſein werden, alles, alles noch aufnehmen ſollte. Mein Geruchſinn iſt augenblicklich erſtaunlich fein. Faſt jeder Atemzug bringt mir eine neue Wahrnehmung von Linden, von reifem Korn, von Heu und Reſeden. Und ich ſauge alles in mich ein und auf. Und wenn nun die Liebe mir noch blüht, vordem ich ſcheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gern ſcheiden mit Blumen in den Händen und im Haar. Ich habe jetzt wie in meiner erſten Kinderzeit große Freude am Kränzebinden. Iſt es warm und bin ich matt, dann ſitze ich nieder und winde mir einen gelben Kranz, einen blauen und einen von Thymian.

Ich dachte heute an ein Bild von muſizierenden Mädchen bei bedecktem Himmel in grauen und grünen Tönen, die Mädchen weiß, grau und bedeckt rot.

Ein Schnitter in blauem Bluſenhemd. Der mäht all die Blümlein ab vor meiner Türe. Mit mir wird es auch wohl nicht mehr lange dauern. Ich weiß jetzt zwei andere Bilder mit dem Tod darauf, ob ich die wohl noch male?

Worpswede, den 3. September 1900.

Dr. Carl Hauptmann iſt auf eine Woche hier. Er iſt eine große, ſtarke, ringende Seele, einer, der ſchwer wiegt. Ein großer Ernſt und ein großes Streben nach Wahrheit iſt in ihm. Er gibt mir viel zu denken. Er las aus ſeinem Tagebuche: „Gedankliches und Lyriſches". Deutſch, hart, im Wortlaut ſchwer und unbeweglich, doch groß und tief. Lege die Eitelkeit ab und ſei Menſch. Die Eitelkeit ſetzt Mauern auf zwiſchen dir und der Natur. Du kommſt nicht zu ihr hindurch. Die Kunſt leidet dadurch. Vertiefen, von innen nach außen leben, nicht von außen nach innen. Deshalb gegen Paris für mich.

Daneben Rainer Maria Rilke, ein feines lyriſches Talent, zart und ſenſitiv, mit kleinen rührenden Händen. Er las uns ſeine Gedichte, zart

und voller Ahnen. Süß und bleich. Die beiden Männer konnten sich im letzten Grunde nicht verstehen. Kampf des Realismus mit dem Idealismus.

Im Spätherbst 1900 verlobte Paula sich mit Otto Modersohn. Nichts wurde dadurch an ihrem streng konzentrierten Arbeitsleben verändert. Der Gedanke, was die Welt zu einer Verlobung, die vier Monate nach dem Tode von Modersohns Frau geschah, sagen würde, hat die beiden wenig gekümmert: sie standen vor sich selbst gerechtfertigt da in ihrem Tun und konnten der Zustimmung der „Welt" entraten. Immerhin verlangte die Welt ein Maß von äußerlicher Rücksichtnahme und der Briefwechsel der Verlobten mußte heimlich hin- und hergehen. Solange Paula noch in Worpswede weilte, legten sie die Briefe unter einen bestimmten Stein in der Heide, von wo sie dann jeder sich abholte. Später, bei den Aufenthalten Paulas in Bremen und Berlin wurden die Adressierungen von Freunden und Verwandten gemacht.

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater, Worpswede, den 28. Oktober 1900.

... mit dem Feiern mache Dir nur keine Sorge. Otto und ich sind ja beide ganz vernünftige Leute. Heinrich Vogeler hatte noch eine Flasche Rotwein zu mir gebracht, um mit uns unsere Verlobung zu feiern, die ihm erst neuerdings aufgegangen ist, und zu der er sich reizend verhält. Otto hatte es ihm schon einmal in kurzen Worten erzählt, aber da hatte er vor lauter Verlegenheit, daß es sich um etwas Zartes handele, gar nicht zugehört.

Wir sind jetzt beide tüchtig in der Arbeit. Otto hat kurz hintereinander

ander drei neue Bilder angefangen. Dann komme ich abends zu ihm ins Atelier und wir beſchauen ſie zuſammen. Ich arbeite viel in Holzſchuhen draußen und laſſe mich tüchtig durchwehen. Man muß die paar goldenen Tage noch wahrnehmen.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, Oktober 1900.

ja, ich ſitze im Glück, tief und ſanft und das Leben umweht mich ſüß. Es iſt mir alles wie ein Traum. Eigentlich war mir mein ganzes Leben wie ein Traum, doch jetzt iſt es eben noch mehr. Solche Abende, wie ich ſie verbringe, blühen, glaube ich, den wenigſten in der Welt. Wie heute, als wir uns gegen Dunkelwerden an unſerem Lieblingsplatz trafen. Da ſtanden wir zuſammen zwiſchen zitternden Föhren, in denen der Wind knackte; — — — er iſt wie ein Mann und wie ein Kind, hat einen roten Spitzbart und zarte liebe Hände und iſt ſiebzehn Zentimeter größer als ich. Er hat eine große tiefe Intenſivität des Gefühls. Daraus beſteht eigentlich der ganze Menſch. Kunſt und Liebe, das ſind ſeine beiden Stücklein, die er geigt. Er hat eine ernſte, faſt ſchwermütige Natur bei einer großen Freude an Sonnenſchein und Frohſinn. Ich kann ihm viel ſein. Das iſt ein wundervolles Glück. In der Kunſt verſtehen wir uns ſehr gut, der eine ſagt meiſt, was der andere empfindet. Ich will auch meine Kunſt nicht an den Nagel hängen. Wir wollen nun vereint weiterſtreben. Bei ſeiner großen Einfachheit und Tiefe wird mir fromm zumut. Ich bin ein ſolch komplizierter Menſch, ſo ewig zitternd, da tut ſolch eine ruhige Hand ſo viel Gutes.

Ich trage das Glück in meinem Herzen.

Deine Paula Becker.

★

Briefe an Otto Modersohn

An den Allerbeſten. Worpswede, Herbſt 1900.

Ich habe über uns beide nachgedacht und habe es beſchlafen und nun kommt mir Klarheit. Wir ſind nicht auf dem rechten Wege, Lieber.

Sieh, wir müſſen erſt ganz tief in uns gegenſeitig hineinſchauen, ehe wir uns die letzten Dinge geben ſollen oder das Verlangen nach ihnen erwecken. Es iſt nicht gut, Lieber. Wir müſſen uns erſt die tauſend anderen Blumen unſeres Lebensgartens pflücken, ehe wir uns in einer ſchönen Stunde die wunderbare tiefrote Roſe pflücken. Um das zu tun, müſſen wir beide uns noch tiefer ineinander verſenken. Laß das Bilderſtürmerblut der Ahnfrau ein wenig noch ſchweigen und laß mich eine kurze Zeit noch Dein Madönnlein ſein. Ich meine es gut mit Dir, glaubſt Du es? Denke an die holde Dame Kunſt, Lieber. Wir wollen dieſe Woche beide malen. Dann komme ich am Sonnabend früh zu Dir. Und dann ſind wir gut und mild. „Das ſanfte Säuſeln", wie Du ſagteſt. Gute, artige Kinder, „denn die muß es auch geben," um Dich ein wenig verändert zu zitieren. Leb wohl, Lieber. Denke, was ſchön iſt und fühle, was ſchön iſt. Wir haben uns ja die Hände gereicht, um mit vereinten Kräften feiner zu werden, denn wir ſind ja noch lange nicht auf unſerem Höhepunkt, ich noch l—a—n—g—e nicht und Du auch nicht, Lieber, Gott ſei Dank. Denn Wachſen iſt ja das Allerſchönſte auf dieſer Erde. Nicht? Wir beide haben es noch gut vor... Sei ſtill geküßt und laß Dir den geliebten Kopf leiſe ſtreicheln. Ich bin Dein, Du biſt mein, des ſollſt Du gewiß ſein.

Auf Wiederſehn. Dein Ich.

Lieber? ſchlaf auch immer recht ſchön und viel und iß kräftig. Nicht? Du!!

Mittwoch abend.

Ich habe heute fein gearbeitet, das heißt für meine Verhältniſſe, und bin rieſig froh. Ich habe gedacht, wenn ich ſchön durchhalte und nicht auf einmal plötzlich vor dem Berge ſtehen bleibe, dann bekommſt Du einmal eine Frau, die ſich ſchon ſehen läßt. Ich wollte es ſo von ganzer Seele für uns beide. Vor der Hand bin ich es, glaube ich, nur, die daran glaubt. Na, wenn Du auch daran glaubteſt, ſo wäre es vielleicht zuviel des Glückes und ich ſchöſſe zu ſehr in den Himmel. Das iſt nämlich auch menſchlich mein ſchwacher Punkt, daß ich leicht übermütig

werde. Heute morgen war es grade auf der Kippe. Künſtleriſch übermütig aber darf ich nicht werden, denn dann hat es nämlich ein Ende mit der Kunſt. Darum ernſt. Mache mich nicht immer gleich zum Lachen, wenn ich es einen Augenblick nicht tue. Denke, dieſe wenigen ernſten Augenblicke gereichen meiner Seele zum Heil. Vertiefung nach allen Seiten hin. Nur die Lachſeite iſt bei mir tief genug.

Ich habe dazwiſchen arg philoſophiert über den andern Punkt und ſo viel Lebensweisheit angeſammelt, daß ich für uns beide wünſche, daß ich ſie bis Sonnabend verſchlafe. Sie wirkt ſonſt zu überwältigend. Laß Dir's gut gehn, mein Lieber. Denke gar nicht an die alte dumme Welt, viel an die Kunſt und ein weniges an mich.

*

Tagebuchblätter

Ich habe Fräulein R.'s Atelier gemietet bei Schneider Rauke. Das Mädchen intereſſiert mich aufs äußerſte. Allen den kleinen Sachen, die ich mit ihrem Nachlaß übernommen habe, wohnt ſo viel Perſönlichkeit inne. Ein grün gebeiztes Vogelbauer, durch eine Feder verſchloſſen, eine Unmenge bunter, zerbrochener, verträumter Pottchen, eine Mappe mit ihren Kinderzeichnungen: „Das Feld, auf dem die Bank ſtand" und unzählige Variationen ihrer Geſchwiſter mit Häkelzeug, mit Buch, mit nichts. Dann auf dem Boden, über einen Nagel geſteckt, ein paar charakteriſtiſche Kohlezeichnungen vom vorigen Jahre.

Ich fühle mich wohl unter dieſen Trümmern, ſpinne und fange an zu arbeiten. Morgens male ich Halbakt, nachmittags Herma. Und wir haben Mondenſchein. Und als geſtern Brünjes zu Balle waren, ſprangen wir im Akt aus dem Fenſter und hielten einen Ringelreihenflüſterkranz. Heute las ich in der „Verſunkenen Glocke". Der Gerhart iſt doch ein Menſch, was ſie auch ſagen mögen. Der hat noch nicht ausgeſungen. Ich glaube es nicht.

Herma iſt ſüß um mich zu haben. Sie iſt wie Pappelblätter auf der Luft. Es träumt und ſchläft ſo Süßes in ihr. Und eine Lieblichkeit

iſt ſchon wach. Wenn ſie Goethe- und Heinegedichte ſagt, dann ſtrömt ihr ganzes Weſen eine Licht- und Wärme-Atmoſphäre aus.

Ich leſe Ibſens „Kaiſer und Galiläer". Ich bin doch wieder ganz unter dem Einfluß dieſes Großen, ich hatte ihn vom vorigen Jahre her nicht ſo groß im Gedächtnis behalten. Und etwas Nobles hat er und eine Gedankentiefe. Mutter beurteilt ihn falſch, viel zu ſehr nach ſeiner Friſur.

Und ein Brief vom König Roter. Mit allumfaſſender Liebe und Lebensglut. Er macht mich fromm.

. . . . . .

Etwas vom Häuſerbauen. Ich meine eigentlich, oder ſelbſtverſtändlich etwas für Otto Moderſohn und mich und unſere Kinder. Die Treppen ſollen recht durcheinander gehen, auf und ab, möglichſt auf verſchiedenen Höhen die Zimmer liegend, dadurch entſtehen auch Alkoven und komiſche Ecken. Die Fenſter ſollen teilweiſe bis auf den Boden gehen im oberen Stock. Im unteren ein Gartenzimmer mit Flügeltüren nach draußen. Einige Fenſter mit niedrigen Fenſterbrettern, breit, um darauf zu ſitzen. Einige Fenſter breit und ſchwer, ungefähr quadratiſch, eine Neigung dazu die betreffenden Türen. Dach, Manſardendach, mit Fenſterreihen unterbrochen. Wenn es geht, eine Turmſtube mit flachem Dach. Laternen wie auf der Wilhelmſtraße in Berlin ſchön, wenn ſie irgendwo ſtehen könnten. Merkwürdige, kleinblumige, bräunliche oder graue Tapeten.

. . . . . .

Ich kam in das Land der Sehnſucht. Es war ſüß und lieblich anzuſchauen. Die Sonne blickte hernieder von ihrem güldenen Stuhle am Firmament und ihr ſeidiges Goldhaar umrankte alles, was ſie ſchaute. Es ſchlang ſich koſig um die großen, knorrigen Kiefern. Und die alten Geſellen ließen es ſich gerne gefallen. Sie fühlten ſich jung und freudig unter dieſer lieblichen Umarmung. Sie rührten ſich nicht und ſtanden ſtill, als fürchteten ſie, durch eine Bewegung dieſen holden Zauber zu verſcheuchen. Das Haar der Sonne ließ ihre Zweige und Äſte gülden ſcheinen. Und ſie freuten ſich ihrer Schönheit. Und es ſchlang ſich hin an die Ufer des Sees und ſpielte mit dem trockenen Ried. Es warf güldene Fäden hinaus auf den See, weit hinaus, ich konnte das Ende

nicht erblicken. Es legte ſich warm und weich um meine Bruſt, daß mein Herz langſam ſchlug und heilig, ſich freudig bewußt, daß es lebte.

Ich blickte hin auf das Waſſer. Meine Augen folgten den goldenen Fäden der Sonne. Ganz in der Ferne verſchwanden ſie. Sie tauchten unter in ein graues Blau. Es war nicht Waſſer. Es war nicht Himmel Es war ein Gewirr von grauen Schleiern, was ſie aufnahm. Das durchgoldeten ſie nicht. Es machte mich traurig, hinzublicken. Ich ſchaute wieder auf das Schilf und hörte ſein leiſes Gekoſe.

Doch es zwang mich, wieder hinauszublicken in die Ferne. Ich ſah wieder die grauen Schleier, ſich leiſe bewegend. Und dahinter war es wie ein paar große, tiefe Augen, die ſchauten auf den Grund meiner Seele und verließen mich nicht mit ihren Blicken. Da ward meine Seele traurig. Und ſie fragte die alten Kiefern: „Wem gehören dieſe tiefen Augen?" Und ſie regten ſich nicht, aus Furcht, den goldenen Zauber der Sonne zu verſcheuchen. Und ich fragte das Ried. Aber es hörte meiner nicht und koſte weiter.

Und ich blickte wieder hinaus in die Ferne, hin in die tiefen Augen. Meine Seele ſchrie und rief: „Wer biſt du?"

Da hob ſich leiſe der erſte Schleier und ließ herfür drei weiße Schwäne. Die ſchwammen langſam über die güldene Fläche, langſam und traurig. Und als ſie nahe kamen, wo ich ſtand, warfen ſie mir jeder eine weiße Feder zu. Und als ich die erſte nahm, da erkannte ich die tiefen Augen in der Ferne. Es waren die Augen der Sehnſucht, die mich anblickten, als wollten ſie mich nicht laſſen. Meine Augen mußten an ihnen hangen. Und ich vergaß die Welt um mich her. Ich vergaß alles, was ich lieb hatte, und blickte hinein in die tiefen Augen.

Und ich nahm die zweite Feder. Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Und ich ſah neben mir ſtehen eine Menge Volkes jeglichen Alters. Sie hatten traurige Gebärden und blickten hinaus gleich mir in die Augen der Sehnſucht.

Und ich nahm die dritte Feder. Da ward mein Ohr aufgetan und ich hörte reden um mich her und trauern. Ein jeglicher ſprach traurig einen Wunſch, den Wunſch ſeines Herzens. Und die tiefen Augen der Sehnſucht waren auf ihm, daß er nicht vergeſſen konnte.

Da war eine Frau, die ſchrie nach dem Herzen des geliebten Mannes. Und die Augen der Sehnſucht waren auf ihr. Sie hatte gleich mir die Welt vergeſſen und alles, was ſie lieb hatte, und dachte nur an das Herz des geliebten Mannes. Da war ein Jüngling. Der rief kühn hinaus in die Ferne: „Ruhm und Ehre!“ Die Augen der Sehnſucht waren auf ihm. Und er vergaß alles andere, und alles, was er lieb hatte. Trug nur dieſen einen Gedanken.

Ich blickte hinaus in die Ferne und mir ſchauderte. Mein Lieblingswunſch war in meinem Herzen und ich koſete mit ihm. Ich dachte an nichts anderes und ſchrie nach dem Wunſch meines Herzens.

Da hörte ich eine Stimme leiſe tönen, ſie wurde lauter und immer lauter. Und das Goldhaar der Sonne umwehete mich. Und ich konnte hinwegſehen von den tiefen Augen der Sehnſucht und ich blickte hin zur Sonne.

Die aber rief: „Geh heim in dein Haus und ſchaffe. Denke der Menſchen, die um dich wohnen und habe ſie lieb. Und du wirſt geneſen.“

Das Haar der Sonne umwehete mich ſüß. Und mein Herz ſchlug langſam und heilig. Es kam über mich eine große Kraft. Ich ging hin und ſchaffte. Den Lieblingswunſch meines Herzens ſchleuderte ich hinaus in den See. Da leuchtete er auf dem Grunde.

Mich aber umweht das Goldhaar der Sonne. Und Friede wohnt in meiner Seele.

★

Brief an die Mutter

Meine Mutter, Worpswede, den 3. November 1900.

ja, ich muß einmal ſchreiben, und öfter ſchreiben. Mir iſt es ſelbſt ſo. Es gärte ſchon in mir. Und auch ohne Deinen lieben „Grauen“ ſchriebe ich jetzt an Dich. Doch vielleicht hat er es auch gemacht. Denn Initiative iſt jetzt mein ſchwacher Punkt. Sie war eigentlich nie meine ſtärkſte Seite. Nun muß ich das wenige, was ich beſitze noch in Otto Moderſohn und mich teilen. Denn er hat noch vie-ie-iel weniger als ich.

Ich wundere mich oft, wie einſichtig und ſanft ich zu ihm bin. Das

kommt ja wohl von der Liebe. Ich werde, glaube ich, eine ganz gute Frau. Es ist mir sogar schon begegnet, daß ich mich ängstigte, daß mir mein Dickkopf mit der Zeit völlig abhanden ginge, und bei seinem Vierteljahrhundert hat er doch eigentlich antiken Wert. Da darf ich ihn mir doch nicht völlig aus den Händen rollen lassen, habe ich philosophiert. Der Mann ist aber auch so rührend kindergut, und wenn er einen einmal verletzt, so geschieht es in solch göttlicher Ahnungslosigkeit, daß man davor in Demut niederknien muß. Das ist eben jene Naivität, die ich schon im zarten Kindesalter an M. sehr bewunderte. Wir Bewußten, wir haben es eigentlich noch einmal so schwer. Wir dürfen niemandem wehe tun, weil wir wissen.

Ich bin sehr am Malen, nehme all das bißchen Zeit wahr, was man jetzt hat, und er, er schüttelt weiter schöne Bilder aus dem Ärmel. Ich will meine Junggesellenzeit noch recht zum Lernen wahrnehmen; denn daß ich mich verheirate, soll kein Grund sein, daß ich nichts werde.

Dr. Carl Hauptmann hat ein Tagebuch herausgegeben, das bekomme ich jetzt zum erstenmal in die Hände. Seine dramatischen Sachen können mich wenig erwärmen, aber in diesem Buch liegt der ganze feine Mensch wahr und klar vor Dir. Mit seinem glühenden Verlangen, das Unterste, Tiefste im Menschen klingen zu machen, auf daß die seichten Obertöne schweigen. Er hat einen jugendzarten Idealismus, einen göttlichen Glauben an die Welt. Jedes Wesen schaut er mit Liebe an. Die Zeit hat an ihm nicht den Verknöcherungsprozeß vollziehen können, wie bei so vielen. Eine Mauer tiefster reinster Ethik schirmt und schützt ihn. Ich will Dir das Buch schicken, wenn ich es ausgelesen habe, auf daß Du ihn auch kennen lernst.

Otto hat Klinger bei Pauli gesehen. Es ist doch etwas Wundervolles um das Allbesiegende einer Persönlichkeit. Der ist einer von diesen Souveränen, und dabei gütig. Wenn ich an jenen Blick denke, den er mir vor drei Jahren beim Abschied gab; ich war so sehr unreif, so sehr unfertig und sehr unergiebig. Und sein Blick war, als ob er mir leise das Haar streichelte.

*

Bremen

1900—01

Briefe an Otto Modersohn

Bremen, den 5. Dezember 1900.

Lieber, nun bin ich hier und komme fürs erste nicht wieder weg. Was machst Du bei dieser Himmelsgräue? Müßte ich nicht eigentlich bei Dir sein und Du bei mir? Mir dreht sich hier ein wenig die Welt um und um, macht mich etwas schwindlig, so daß ich mit Mühe auf beiden Beinchen stehen bleibe. Hätte ich mich nicht mit Armen und Beinen gesträubt, so säße ich jetzt heute zum zweiten Male im Theater. Sie meinen es alle so gut und in ihrer Liebe wird mein armes Seelchen fürchterlich malträtiert. Nun muß ich noch morgen abend in „Cosi fan tutte", um dann Freitag früh heimzukehren und ich freue mich sehr, sehr. Es ist vom Übel, wenn der Mensch nicht da ist, wohin er gehört. Und ich gehöre nicht hierher, in die Stadt. Sei geküßt, mein Mann. Und Freitag nachmittag komme ich zu Dir ins Atelier. Wie hat Dein Velasquez es gemacht, daß er am Hofe solche Bilder malen konnte? Mein Menschlein ist hier völlig ausgelöscht. Merkwürdig. Ich habe nichts zu sagen und nichts zu fühlen. Das ist es ja, was ich Dir sagte: Ich kann nicht viel aushalten. Du bist Einer und ein Feiner.

Bremen, den 23. Dezember 1900.

Die Familie ist wieder um mich versammelt und es ist Vorweihnachtsstimmung. Jetzt wird gerade beraten, was sie mir schenken wollen. Ich sage aber, ich habe schon alles von meinem Mann. Und dann wollen sie mir wieder meinen Brief diktieren, sind überhaupt ein wenig toll. Kurt freut sich aufs Fest wie ein Junge und wir singen Weihnachtslieder die Fülle.

Und Du, Lieber? Bist Du gut und brav zu Hause? Geh nur oft in Deinen Dom zum heiligen Christofferus* und laß dessen goldene Blätter über Dir rieseln. Und dann denkst Du dabei an mich und ich an Dich.

---

* Otto Modersohn weilte bei seiner Familie in Münster.

Mir geht es bis jetzt noch gut und ich kann die Stadt noch ertragen. Heute morgen wurde ich von Herma geweckt, zog mir Papas dicken Pelz über das Hemdlein und wir stiegen zusammen aufs flache Dach, fütterten die Tauben und hörten die großen Domglocken. Die möchte ich wohl auch einmal läuten. . . . Heute nachmittag ging ich in der Dämmerstunde durch die Stadt, da stand der alte Knabe, der Dom, so ehrwürdig auf der blauen Luft mit seinen beiden großen Türmen. Und unten schlug es noch einmal hell an, beim Gold der Eingangstüren und rotgold schimmerte dann das Licht der Bogen. Ich beobachte überhaupt, und sehr viel. So hat mir heute die faltige Backe meines Vaters große Freude gemacht. So ein Menschenantlitz einmal richtig malen zu können, das gehört für mich doch zum Schönsten. Wenn man's nur erst könnte!

Es ist Nacht. Und alles schläft außer den Eltern. Mir fallen auch die Augen zu. Ich mußte Dich nur noch einmal schnell besuchen. Mein Pelzzeug führe ich froh in der Stadt spazieren. Und Du, Lieber? Denke nicht traurig an mich und nicht sehnsüchtig, sondern froh, daß wir einander angehören. Ich habe das Gefühl, daß diese Trennung unsere Liebe nur vergeistigen und vertiefen wird.

Bremen, den 24. Dezember 1900.

Du, es ist noch Weihnachtsabend oder schon Weihnachtsmorgen. Es riecht nach Tannen und Kerzenbrand und vor mir stehen leere grüne Römer. Auf meinem Weihnachtstisch ist mein fünfarmiger Leuchter fast niedergebrannt. Sein flackerndes Licht fleugt noch über tausend liebliche Dinge. Viele drollige Sachen für unser Heim, einen wunderbaren alten Spiegel. Daneben kreucht mein Nerztier, das ich mir Liebe um den Hals kriechen lasse. Dann liegt auf meinem Tische ein Wolkenträumlein von einem Brautunterrock. . . . Du? Ob wir wohl selbander gehen eines schönen Tages über den Berg nach dem Kirchlein?

Ich war heute sehr bei Dir, Lieber. Am Nachmittag drückte mir mein Vater schweigend Deinen Brief in die Hand. Dann ging ich unter Glockengeläute durch die dämmernde Stadt. Ist es nicht komisch?

Ich hatte gerade am Morgen an M. erzählt, was Du mir nachmittags ſchriebſt. Es ſteckt in ſolcher Stadt ſoviel Originalität in Form und Farbe, man hat es noch nicht im geringſten erſchöpft. Mir kommt es vor, als ob man es noch nicht angefangen hat.

Daß ich Dich noch vor meiner Berliner Reiſe wiederſehen ſoll, iſt mir eine große, tiefe, innige Freude. Und daß Du dann noch einmal gemütlich unter den Meinen ſein wirſt. Du Lieber, ſie haben Dich alle ſo lieb.

Ein Augenblickchen blickte Vogeler heute herein, hier in unſern Weihnachtsnachmittag. Er war gerade im Begriff, ſeiner Martha und ſich Trauringe zu beſorgen. . . . Weißt Du wohl, wir beiden, wir haben es ſo ſehr gut. Ich habe die ganze Zeit ſolch ein großes ſtilles Dankesgefühl in meinem Herzen. Meine ganze Familie läßt Dich grüßen. Ich bin bei Dir mit meiner ganzen Liebe und umgebe Dich damit. Fühlſt Du es wohl?

Wenn Du ſchon am zweiten Januar kommen würdeſt, ſo wäre es mir ſehr lieb, denn ich möchte gern früh weg nach Berlin, um früh wiederzukommen. Wenn es Dir aber nicht paßt, ſo warte ich natürlich bis zum dritten.

Ob wir das nächſte Weihnachten ſchon bei uns feiern? Lieber, ich mag an dieſes Glück noch gar nicht denken. Und Du? . . . Sei innig geküßt von mir.

Bremen, den 25. Dezember 1900.

Heute morgen, als ich mich gegen zehn Uhr endlich in den unteren Kaffeeregionen des Hauſes einfand, — wir drei Schweſtern hatten wieder Glockenläuten auf dem flachen Dache gefeiert — da fand ich Deine Karten aus Münſter und ich lief mit dem Blick entlang die kleine Straße mit den Giebelhäuſern auf Euren lieben Dom zu und dachte: „Da geht er nun jetzt wirklich in ſeinem großen braunen Kragenmantel". Mein Mann, Du verziehſt mich, Bismarckbriefe und Anderſen, welche Fülle der Genüſſe! Ich danke Dir für alles. Ich danke Dir, daß Du überhaupt auf der Welt biſt, wenn auch fern von mir, mein lieber, lieber König Roter. Trotz alledem habe ich unbeſcheidene

Pläne, die ich Dir ſchnell ſagen muß. Könnteſt Du vielleicht Sylveſterabend bei uns ſein? Dann ſind wir immer ſo ſtill und innig alle zuſammen. Da möchte ich es meinen Eltern und Dir und mich nicht zu vergeſſen, alſo uns allen von ganzen Herzen wünſchen, daß der neue Bruder, und mein Mann unter uns weilt.

Du mußt aber ſelbſt wiſſen, Lieber, wie Dir zumute iſt und wie Deine Eltern ſich dazu ſtellen werden. Wie verbringſt Du Deine Tage? Mir geht es gut. Alle hier ſind beflügelt von einer Feſtfreude, und der innere Sonnenſchein, den ein jeder in ſich trägt, der macht goldene Brücken. Ich wärme mich an dieſem Stück Chriſtentum und nehme es entgegen wie ein Märlein. Und dann, weißt Du, iſt es ſolch ein Feſt für Frauen, denn dieſe Mutterbotſchaft lebt ja immer noch weiter in jedem Weibe, das iſt alles ſo heilig. Das iſt ein Myſterium, das für mich tief und undurchdringlich und zart und allumfaſſend iſt. Ich beuge mich ihm, wo ich ihm begegne. Ich knie davor in Demut. Das und der Tod, das iſt meine Religion, weil ich ſie nicht faſſen kann. Das muß Dich nicht betrüben, Du mußt es lieben, Lieber. Denn das ſind ja doch die größten Dinge dieſer Erde. Ich liebe ja auch die Bibel. Ich liebe ſie aber als ſchönſtes Buch, das meinem Leben viel Lieblichkeit geſchenkt hat. Laß Dich das nicht bekümmern, wenn ich in Münſter bin, werde ich es ſchon nicht erzählen. Nur Dir, Dir.

Nebenan ſingt M. Liebeslieder. Und meine Seele wiegt ſich ſanft in dieſen Tönen. Das Leben iſt leiſe und lind für mich und lächelt mich an aus traumverſchleierten Augen. Und ich küſſe ſie und habe ſie lieb.

Kurt ſagt: „Vier Seiten ſchreibſt Du ihm?“ Ich mache ihm ſchnell eine lange Naſe und ſage ihm: „Ja!“

Ja, Lieber, und nun muß ich zu Bett und küſſe Dich tauſendmal.

Bremen, den 26. Dezember 1900.

Wie haſt Du mir ſüß geſchrieben, Du! Dein Brief war wie ein weiches Koſen Deiner Hände. Und ich hielt mich Dir hin und ließ es mir ſo gerne gefallen.

Wie iſt doch die Liebe ſo ein ſeltſam Ding. Wie wohnt ſie in uns

und ruht ſie in uns und nimmt Beſitz von jedem Fäſerlein unſeres Körpers. Und hüllt ſich ein in unſere Seele und bedeckt ſie mit Küſſen.

Das Leben iſt ein Wunder. Es kommt über mich, daß ich oftmals die Augen ſchließen muß, wie wenn Du mich in Armen hältſt. Es überrieſelt mich und durchleuchtet mich und ſchlägt in mir ſatte, verhaltene Farben an, daß ich zittere. Ich habe ein wundervolles Gefühl der Welt gegenüber. Laß ſie treiben, was ſie will, und hinken ſtatt tanzen ſoviel ſie will und ſchreien ſtatt ſingen ſoviel ſie will. Ich gehe an Deiner Seite und führe Dich an der Hand. Und unſere Hände kennen ſich und lieben ſich und ihnen iſt wohl.

So zwei ſich lieben von ganzem Herzen,
Sie können ertragen der Trennung Schmerzen.
So zwei ſich lieben von ganzer Seele,
Sie müſſen leiden des Himmels Befehle.
So zwei ſich lieben mit Gottesflammen,
Geſchieht ein Wunder und bringt ſie zuſammen.

Und bei uns geſchieht das Wunder! Wir ſehen uns wieder trotz des Abſchieds in der kleinen Vogeler-Bibliothek. Und bald, mein Schatz, bald. Komm, wann Du willſt, Lieber. Komm Sylveſter oder komm am zweiten, mache es ganz, wie Du wünſcheſt, ich finde alles gut.

Ich habe das wundervolle Gefühl, als ob in dieſer Zeit der Trennung unſere Liebe geläutert und durchſeelter würde. Das erfüllt mich mit einer dankbaren Frömmigkeit gegen das Weltall. Mein König Roter! Ich bin das Mägdlein, das Dich liebt, und das ſich Dir ſchenkt und deſſen Scham vor Dir gebrochen liegt und zerronnen iſt wie ein Traum. Und das iſt meine Demut, Lieber, daß ich mich gebe, wie ich bin und in Deine Hände lege und rufe: Hier bin ich.

So ſei es bis an unſeres Lebens Ende. Laß Dir leiſe den Roterbart ſtreicheln und empfange einen Kuß auf jede Wange und dann nimm meine Seele auf und trinke ſie. Trinke ſie in einem heißen Kuß der Liebe.

Ich bin immer Dein.

Bremen, den 28. Dezember 1900.

Es ist Mitternacht, und eigentlich müßte ich zu Bett. Ich sehne mich aber nach etwas Tiefem, Klarem, Ganzem. Dann komme ich noch ein wenig zur Dir trotz Nacht und Finsternissen. Die Zeit beginnt, daß die Stadt mir wieder über den Kopf wächst, daß sie mich einengt und tot drückt. Diese halben Menschen und Menschlein halbieren mich allmählich und hauen mich in kleine Stücke. Und ich will nicht halb sein, ich will ganz sein. Ich komme nicht zu mir selber hier. Ich höre meine Seele nicht reden und antworten. Das Schönste findet nicht mehr den Weg zu ihr. So Beethovens Fünfte Symphonie, die in Paris mich aufs tiefste ergriffen hatte, und in den Grundtönen meines Wesens gewühlt hatte. Heute drang sie nicht tiefer als eben unter die Oberfläche. Die Nerven wollten nicht und konnten nicht. Und ich selber hasse mich in dieser Halbheit und Lahmheit und mein Menschlein denkt sehnsüchtig der Zeit, da es nicht humpelte und nicht humpeln wird.

Ob mir wohl morgen ein Brieflein von Dir zum Morgenkaffee winkt? Das ist immer so entzückend, wenn ich es den ganzen Tag in der Tasche knittern fühle. Und Du, mein Lieber? Findest Du Dich immer noch artig lieb mit der Welt ab? Rauchst Du immer noch Dein Pfeiflein in Frieden? Ich wünsche es Dir und den Deinen. Doch nun ganz schnell zu Bett. Dies war eben nur ein Epistelchen, ein Seufzerepistelchen und müdes Epistelchen. Lieber, ich habe jetzt die Bismarckbriefe und lese sie. Sind die schön! Eigentlich zu schön für einen, wir müßten sie zusammen lesen. Gute Nacht, mein Roter, ich denke zärtlich Dein und küsse Dich.

Bremen, den 10. Januar 1901.

Also nun haben wir uns wirklich getrennt und das so schnell und plötzlich. Ich glaube, jenes besenschwingende Individuum in der Kirche war ein Engel, der uns den trüben Augenblick des Scheidens hinwegfegen wollte. Und nun heißt es zwischen uns beiden schon wieder „Auf Wiedersehn". Und ein jeder von uns versucht sich in der zweimonatlichen Zeit des Alleinseins wacker zu halten und tüchtig zu schaffen:

Du, mein König, ſchöne, ſchöne Bilder, — ich Suppen, Klöße und Ragouts.

War Euer Heimweg auch ſo wundervoll wie meiner? Ich lief von Ritterhude wieder zu unſerem Kirchlein zurück und wieder nach Ritterhude. Allein, allein in dieſer weiten Welt von Gelb und Blau, das ſich immer mehr auf mich herabſenkte und mich liebend umgab und mich küßte. Ich war ſehr fromm in den Augenblicken, angeſichts dieſer betenden Natur. O, mein Mann, wie wunderbar iſt es doch ein Herz zu haben, das bebt und lebt und ſich reget in unſerer Bruſt, ein Teil des großen Allebens.... Ein Zug wilder Gänſe flog über mich her. Ich liebe dieſen Flügelſchlag und ſein Pfeifen über meinem Haupte. Ich finde es ſo begreiflich, daß Völker mit phantaſtiſchen Religionen in ihm die Zukunft laſen. Mir iſt er immer etwas ſehr Liebes, ſehr Schönes. In Norwegen eines ſtillen Abends erwuchs dicht über mir ein Hundertflügelrauſchen. Ich ſchaute hinauf und über mir erzitterte das ſonnengüldene Gefieder von vielen vielen Staren. Das ſprach zu mir in der ſtillen Stunde.

Und nun ſei geküßt, mein Otto. Laufe auch noch ſchön Schlittſchuh und nicht allzuſehr mit dem Blick in die Tiefe.

*

Familienbrief

Meine liebe Tante Marie, Bremen, den 30. Dezember 1900.

... mir geht es zum Überlaufen gut mit meinem lieben Mann. Das Leben iſt ſtill und ſchön. Das Menſchlein ſitzt ganz regungslos und muckſt ſich kaum, während das Schickſal mit ſeiner milden Hand es ſtreichelt. Ich habe das Gefühl, ganz leiſe zu leben, ganz leiſe jeden Augenblick zu genießen. Ich finde es dann ſo wunderbar, wenn Dinge und Empfindungen über einen kommen, und man nicht über die Dinge. Das iſt immer verknüpft mit einer Art von Vergewaltigung, möchte ich ſagen (ich meine letzteres). So iſt meiſt der geſellige Verkehr in der Stadt. Die Leute warten keinen Augenblick, daß ihnen irgendein

kleines ſinniges Brünnlein aus Herzensgrunde aufſprieße. Sie machen voreilig alles tot mit Schlagwörtern und Schlaggefühlen. Wir wollen auch nicht hier in der Stadt verkehren, außer natürlich hier zu Hauſe. Es geht nicht gut. Man gibt nichts, denn bei der oberflächlichen Art des Geſpräches behält man vorſichtig ſein weniges für ſich. Und empfangen tut man eigentlich nur eine traurige entfernte Stimmung.

Otto Moderſohn feiert Weihnachten und Neujahr bei ſeinen Eltern in Münſter. Wann wir heiraten, weiß ich nicht. Wir haben eigentlich das Gefühl, wenn wir wollten, ſo könnten wir es alle Tage. Da wird es wohl ſo kommen, daß wir uns kurz entſchließen, und eines ſchönen Sommermorgens über den Berg zu dem kleinen Kirchlein wandern.

Draußen leben wir eine ſtille Gemeinde: Vogeler und ſeine kleine Braut, Otto Moderſohn und ich, und Clara Weſthoff. Wir nennen uns: die Familie. Wir ſind immer Sonntags beieinander und freuen uns aneinander, und teilen viel miteinander. So mein ganzes Leben zu leben iſt wunderbar.

Leb wohl, Liebe. Ich habe Dir wohl gar nichts Richtiges erzählt. Ich vergeſſe das immer, fühlend, daß die inneren Erlebniſſe ſo viel wertvoller und wichtiger ſind als die äußeren. Solange dieſe mich nicht gerade umſchmeißen wollen, gehen ſie mich gar nichts an. Überhaupt ... überhaupt ...

*

Berlin

1901

Briefe an Otto Modersohn

Berlin, den 13. Januar 1901.

Ich bin nun in Berlin und fühle mich sehr zahm und sehr eng und möchte die Wände sprengen und ein Stück Himmel sehen. Ich glaube, ich werde diese zwei Monate es doch sehr schwer haben. Ich passe in solch eine Stadt nicht, hauptsächlich nicht hierher ins elegante Viertel. Da falle ich aus dem Rahmen. In Paris, das Quartier latin, das war doch etwas anderes. Die Menschen um mich sind süß und freundlich. Aber ihr Leben spielt sich doch sehr in einer standesgemäßen Veräußerlichung der Dinge ab. Dabei sind es zarte, vibrierende, sensitive Frauen, Gartenblumen, und mein Blühen ist doch so sehr im Felde. Es wird schon alles werden, nur kommt meine arme kleine Seele in einen Käfig. Wenn ich ihr Worpsweder Freiheit ließe, würde sie in ihrer Ungebundenheit in diesem Glasschrank viel Schaden anrichten.

Gesehen habe ich noch nichts. Nur viele Gesichter. Davon hat mich manches interessiert und angezogen. Im ganzen beherrscht mich stark das Gefühl von beschnittenen Flügeln. Wenn ich mein Leben erst geordnet habe in Kunst und Kochen, dann wird's wohl besser sein. Hier in der Nähe ist eine Kochschule beiderlei Gestalt, einfacher Mittagstisch und Puterbraten.

Lieber, war unser letzter Eistag zusammen nicht schön? Und war es hinterher bei Euch noch so schön als bei mir? Ich denke daran mit Sehnsucht. Ist Worpswede überhaupt nicht wunderschön? Ob Ihr wohl heute wieder auf dem Eise seid? Mich würde es so für Dich freuen. Das bringt Leben und Pulsschlag und Fröhlichkeit.

Heute nachmittag gehe ich zu Rilke und danke ihm auch in Deinem Namen für die „Geschichten vom lieben Gott". Leider gefallen sie mir nicht alle ganz. Es wird schwer sein, darüber zu sprechen. Nun, wir werden ja sehen. Er ist ja ein Mensch, der Dinge leicht macht.

Wenn Herma Dich einmal wieder besucht, dann laß Dir von ihr

noch einmal „Ich denke Dein" ſagen. Ich küſſe Dich innig, mein Roter, bin Dein mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüte.

Berlin, den 15. Januar 1901.

Ich war heute im Muſeum und hörte die Englein im Himmel ſingen. Es war ſo ſchön, daß ich gleich zu Dir kommen muß. Kunſt iſt doch das Allerſchönſte. Hier in Berlin mit den vielen Federhüten und den furchtbar lärmenden Elektriſchen iſt ſie mir eine ſüße, liebe Mutter und ein Obdach in dieſer Pein. Dann ſitze ich ganz ſtill in all dieſem Lärm und krieche ganz in mich zuſammen. Und in mir lächelt es und meine Seele weilt in ſeligen Gefilden.

Dein Rembrandt iſt ein Menſch, ein großer, ein mächtiger, ein König. Ich kann ihn nicht überall annehmen. In vielen Stücken liegt er mir ſehr fern und außerhalb mir, ſo die „Tröſtung der Witwe". Er hat auch eine Farbigkeit, in die ich mich erſt hineinſchauen mußte, eine, die mir auf den erſten Blick nicht ſympathiſch war. Aber dann haſt Du recht: in dem hat es gezittert. Die kleine Skizze vom Engel im Stalle bei Joſef und Maria in Bethlehem iſt wunderbar. Das Licht auf den Flügeln des Engels und halb auf ſeinen Armen, und ſeine Hände, und die Maria mit einem blauen Tuch und einem merkwürdigen roten, und der Kuhkopf. Das alles iſt ſo rührend menſchlich und ſo tief, tief empfunden.

O, dieſe Tiefe in unſeren Herzen! Sie war mir lange mit Nebeln verhüllt und ich kannte und ahnte ſie wenig. Und nun iſt es mir, als höbe jedes meiner inneren Erlebniſſe dieſe Schleier, und ich täte einen Blick hinein in dieſe ſüße, zitternde Dunkelheit, die alles das in ſich birgt, was es wert macht, ein Leben zu leben.

Ich fühle ſtark, wie alles Bisherige, was ich von meiner eigenen Kunſt erträumte, noch lange nicht innerlich genug empfunden war. Es muß durch den ganzen Menſchen gehen, durch jede Faſer unſeres Seins.

Ein Engelein, das beſonders lieblich ſang, war eine Böcklin-Photographie bei Keller & Reiner. Otto, die war wundervoll. Kennſt Du ſie? Drei Mädchen gehen durch den Abend am Waſſer entlang. Die

Vordere, Dunkle, ſchreitet in dunkle Schleier gehüllt, und hinten iſt eine bezaubernde Blondine mit ſchwimmendem Angeſicht. Die müſſen wir eigentlich haben, ſie ſind ſo wundervoll. Eigentlich mag ich Böcklin nur noch ganz leiſe für mich denken, denn ganz Berlin ſchwätzt laut davon. Daß doch die Leute alles in ihre Mäuler nehmen müſſen, auch Veilchen und Roſen.

Den Velasquez ſah ich heute zum Schluß. Er wirkte mir ſehr verfeinert kühl, und ich glaube, zu gemäßigte Atmoſphäre für mich. Ein Haus mit Zentralheizung paßt nicht mehr für mich. Auf der Diele ſoll es kalt ſein und in der Stube warm, und wer an den Ofen faßt, der ſoll ſich brennen, und Leben ſei überall! Nur keine Hoftemperatur, dann brauche ich auch hohe Abſätze und ſeidene Strümpfe und frou-frou-Röcklein und in die Unkoſten will ich Deine Zukunft lieber nicht ſtürzen.

Sehr liebe ich die alten Deutſchen und ihre Beweinungen Chriſti. Heute aber ſah ich einen, der wirkte ein wenig zu wohlgenährt und zu zufrieden. Was hungernde, ſuchende Seelen ſagten, dem höre ich gerne zu.

Wundervolle alte Holzſchnitzereien ſah ich und feine alte Relief-Porträts, aus getöntem Wachs aus Karl V. Zeit. Ich ſah überhaupt viel Schönes und lebe noch darin.

Lieber, ich habe noch keinen Brief von Dir bekommen. Als ich mir aber heute alle die Pracht beſchaute und alle die Herrlichkeit, da war es mir, als hätteſt Du mir geſchrieben oder ich mit Dir geſprochen, denn unſere Seelen würden in vielem zuſammengeklungen und geläutet haben.

Am Sonntag bei Rilke war es ſchön. Als ich ſeine Stimme hörte, war es mir wie ein Stückchen Worpswede, obgleich ich vorher durch dies Getöſe der großen Stadt ein wenig verängſtet war. Er las mir den letzten Akt vom letzten Hauptmann. Das war ganz wie ſein „Hannele".

Wenn M. mal wieder bei Euch iſt, ſo laß Dir ſingen: „Und meine Seele ſpannte weit ihre Flügel aus". So iſt mir manchmal zumute, wenn ich fühle, wie viel Wonne auf dieſer Erde ausgeſchüttet iſt.

Und das Kochen!... Bis jetzt habe ich mir nur Küchen angeſchaut, bin aber noch nicht zum letzten Entſchluß gekommen. Überall iſt ein Haken dabei. Aber das kommt auch noch.

Und nun laß Dir ſchnell noch Deinen roten Bart recht innig, recht bräutlich küſſen, mein König.

Berlin, den 15. Januar 1901.

Das war ſchön, als Du geſtern unter Clara Weſthoffs Flagge vor mir erſchienſt. Ich trug Dich den ganzen Tag mit mir herum, und als ich des Sehens müde war, ſetzte ich mich in eine ſtille Ecke neben jene entzückende Dame des Verochio, die mit ihren ſchlanken Händen Blumen an der Bruſt hält. Da las ich Dich noch einmal, nachdem ich viel Schönes geſehen hatte, und ſprach mit Dir. Ich war bei Böcklin geweſen, und habe ihn noch nie ſo ſchön geſehen. Erſt jenes Frühlingsbild mit den drei Lebensaltern. Da iſt ſo ſehr viel Rührendes in Gras und Blumen. In der Ferne, hauptſächlich rechts, entzückende Silhouetten entlaubter Bäume. Das kleine Wäſſerlein ſo einfach und liebevoll, und ſehr reizvoll das ſilbrig hellblaue Mädchen vom Liebespaar, mit einem zarten Schleier auf dem Hut. Ich bin ſo froh, dies alles noch ſoviel ſtärker empfinden zu können als früher. Böcklin ſprach in ſeinem Buch gegen ein vorherrſchendes Blau. Mir ſcheint in dieſem Bilde der Himmel zu blau. Ich glaube, er würde noch frühlingsſeliger ſanfter auf mich wirken, wenn er abgetönter wäre.

Im „Gefilde der Seligen" iſt für mich links eine wunderbare Ecke. Ein Liebespaar, das aus güldenen Schalen Leben trinkt, — ſo tief und farbig und groß und einfach iſt da alles, auch der dunkle Raſen, auf dem ſie ſitzen, und das ſchweigende Waſſer davor... Aber Dr. M. hat recht: die Bilder halten ſich nicht gut, dies Bild und noch ein anderes, ich glaube die Pieta, hat viele Riſſe.

In der „Schlafenden Nymphe und den Faunen" habe ich mich an einzelnem ſo ſehr erfreut. Der große farbige Eindruck war für mich nicht ſo befriedigend. Die große braune Maſſe der Faunenkörper hätte vielleicht als Gegengewicht mehr Blau im Bilde erheiſcht. Ich habe mir das wenigſtens als Grund gedacht, daß es ziemlich unerfreulich auf

mich wirkte. Aber der ſilbrige Schleier über der Nymphe, der iſt etwas. Wie der über dem Fleiſch liegt und es darunter anſchlagen läßt und wie ſeine Silbertupfen funkeln. Wunderbar ſind auch der Efeu und die mit Flechten überzogenen Steine und der Krug, auf dem ſie ruht.

Ja, Otto, im Leben iſt viel, viel Wunderbares. Da habe ich oftmals das Gefühl, als müßte man ganz ſtill und fromm dazwiſchen ſitzen und den Atem anhalten, auf daß es nicht entfleucht.

Lieber, es iſt Abend geworden. Ich ſitze ganz allein hier oben in der ſtillen Etage und mir kommen allerlei ſüße Gedanken. Da muß ich Dich noch einmal ganz leiſe umarmen, ſo recht mit der Seele. Vorhin hat M. im dunklen Nebenzimmer wundervoll Klavier geſpielt. Dann iſt auch ſie weggegangen. Ich wünſchte, Du hörteſt ſie einmal. Es iſt etwas ganz Weiches, ganz Zartes, ſehr Trauriges, Schmerzvolles. Da gibt ſie ſich ganz, während im Wort ihre ſcheue Seele zurückhält. Nun muß auch ich weg, Lieber, weg von Dir und von mir, hinaus unter die Menſchen.

Berlin, den 18. Januar 1901.

Arnold Böcklin iſt nun nicht mehr. Lieber, das iſt eine Nachricht, die mich ſehr beſchäftigt. Ich denke an ihn, den Großen. Das war ein ſchönes Sterben. Ich meine damit, er hatte noch ſo viel in ſich. Er iſt nicht einer von denen, die allmählich durch die Macht der Zeit ausgehöhlt wurden. Über die Familientragödie von ſeinem Sohne weiß ich wenig. Ich glaube, ſie war ihm viel Bitternis. Aber daß einer mit dreiundſiebzig Jahren noch mächtige Bitterniſſe empfinden konnte, das iſt mir dies Wundervolle... Lieber, daß wir zuſammen noch ſein Buch laſen, noch vor ſeinem Tode. Mir iſt es, als hätten wir ihm noch vor dem Scheiden die Hand gedrückt.

Dieſer Tod ſtimmt mich ſehr ernſt, beinahe fromm. Wenn der Baum im Herbſt die Blätter fallen läßt, dann ſchaut man dem zu und ſegnet den Willen der Natur. Denn die Kraft ſtirbt nicht und im Frühling erſteht ein neuer grüner Zauber. Und der Geiſt, der Geiſt Böcklins, wo bleibt er wohl? Erſcheint er uns wieder in Blumen und Bäumen? Vielleicht ſehe ich ihn nächſten Frühling auf dem Weyer-

berge blühen. Wenn ich das bedenke, so vertausendfacht ſich meine Liebe und Demut vor jedem Grashalm. Und ich hatte ſie bisher ſchon ſo herzinnig lieb. Ich glaube aber, ich werde frommer, vielleicht grade in dieſer unfrommen Stadt. Du weißt, Lieber, chriſtlich meine ich damit nicht, denn Kirchen gibt es hier genug. Aber fromme Augen ſehe ich ſo wenig.

Nebenan begleitet M. Schumann-Lieder und ihr Bruder G. ſingt dazu vom Nußbaum und einem Mägdelein, „das dächte die Nächte und Tage lang, wußte ſelber nicht was“... In mir iſt ein merkwürdiges, weiches, träumendes Lebensgefühl in dieſen Tagen. Zwiſchen dieſen großen, kalten, alten neuen Häuſern ſehe ich ſo wenig vom Himmel, aber ich weiß ihn und trage ihn in mir. Es ſind Tage des ſanften Säuſelns.

Dein Brief heute morgen geleitete mich zur erſten Kochſtunde. Ich trug ihn in der Taſche und er lernte mit mir Salzkartoffeln und Pellkartoffeln kochen, Kartoffelmus, Bouillon und Soßen und Rindfleiſch. Wir beiden fühlten wohl, daß wir es beſſer hatten als die andern. Laß Dich küſſen, Lieber.

Und mein Zimmerlein iſt lang und ſchmal. Die Hauptſache darin iſt ein wunderbares, weiches Bett. Es ſteht aber auch ein Pult darin, vor dem ich jetzt ſchreibe, und ein Schrank und ein Waſchtiſch. Über dem Bett hängt Deine Studie und mit Roſenwolken erwache ich jeden Morgen, ſchaue ſie mir ein wenig an und weile gleich die erſten fünf Minuten jedes Tages in Worpswede. Es hängt auch dort unſer dreier Bild, Clara Weſthoffs, Deins und meins, da ſchaue ich Dir jeden Morgen in die Augen. Merkſt Du es wohl? Dann wende ich mich zu meinem Alpenveilchen, das mir Sorgen macht und nicht recht blühen will und das Köpfchen hängen läßt. Und dann geht es mit einem Satze aus dem Bett.

Berlin, den 26. Januar 1901.

Geſtern am Sonntag war ich mit M. in der „Neuen Gemeinſchaft“, von Heinrich Hart errichtet in Friedrichshagen, Du weißt. Es war am Vormittag. Es wurde viel über Nietzſche geſprochen, geleſen, etwas

über den jetzigen Stand der Dinge und Gedichte von Herrn Hart deklamiert. Es scheint mir viel Eitelkeit zu sein, langes Künstlerhaar, Puder und zu große Korsettlosigkeit. Ich bin ja nicht grade für jenes Kleidungsstück, nur soll man es auch nicht vermissen. Wenn alle diese Simsons doch eine Delila hätten, die ihnen die Locken schneiden wollte. Und wenn auch ihre Kraft von ihnen wiche, ich glaube, die Welt würde nicht darunter leiden. Heute abend bin ich zum Souper im weißen, ausgeschnittenen Seidenkleid mit Veilchen bei G.'s. Bekannte aus meiner Dresdner Kinderzeit.

Also Du warst in meinem Brünjesstübchen. Hast Du denn auch die Uhr angetickt?... Ja, Kunst!... Lebe wohl, mein Otto. Laß Dich umarmen und Dir lange in die Augen schauen.

Berlin, den 26. Januar 1901.

Mein Lieber, da habe ich eben wieder meine Briefe aus der braunen Reisetasche geholt, denn darin werden sie versammelt, und habe mit Euch gesessen in meinem Stübchen und über vieles, vieles gesprochen. Und das ging schön... Ich sitze hier in Berlin vier Treppen hoch, sehe trotzdem wenig Himmel und unter mir aus dem Hofe tönt das gleichmäßige Getön einer teppichklopfenden Schönen an mein Ohr. Ich führe hier ein merkwürdiges Leben, eigentlich eines ganz in mir allein. Ich versuche mich so viel als möglich meinen Verwandten mitzuteilen, denn es sind feine, liebe Frauen. Aber dieses Mitteilen geht doch nur bis zu einem Grade, dann hat es eben ein Ende. Und was übrigbleibt, singt und summt dann in mir und lullt mich in dieser realen Stadt in einen Traum ein. Ich lasse es mir gerne gefallen, denn es geht schön, und so träume ich mich über die zwei Trennungsmonate hinweg. Dann höre ich viel Musik, nicht in Konzerten, sondern im Zimmer, und dann fühle ich Dich bei mir und blicke Dir in die Augen und fühle Deine weichen Hände über mein Haar gleiten und über Wangen und Hals —

Gestern hatte ich einen merkwürdigen Abend bei Keller und Reiner. M. und ich hatten Billette geschenkt bekommen und gingen mit wenig Erwartungen hin. Durch mehrere Ausstellungszimmer an schlanken,

feinen Gläſern vorüber und wundervollſten Böcklins, gelangte man in den Hinterſaal, der mit Kerzen und mattüberzogenen elektriſchen Lampen in feierlichem Lichte ſtand. Die Creme Berlins war verſammelt. Man ſaß auf großen gemütlichen Seſſeln, die zwanglos gruppiert waren. M. und ich drückten uns in eine ſtille Ecke, von wo aus wir ſpähen konnten, aber nicht erſpäht wurden. Da habe ich ſeit langer Zeit einmal in Stille und Einfalt Kleider genoſſen und einen wundervollen ſchwarzen Sammethut. Und dann verlöſchte das elektriſche Licht. Wir ſaßen bei der ſanften Kerzenhelle. Hinten am Klavier ſcharten ſich die Kerzen und leuchteten auf eine leibliche Verochio-Dame, die Blumen hält in zarten, ſchlanken Fingern. Und dann wurde uns vorgeleſen, von Gobineau, einem Franzoſen, aus ſeinem Drama „Renaiſſance", ein Geſpräch zwiſchen Michelangelo und der Vittoria Colonna. Und der Geiſt dieſer beiden großen Menſchen kam zu mir, ſo wie er zu mir kleinem Mädchen kommen kann.

Kennſt Du die Liebesſonette von Michelangelo?... Da iſt dieſer harte, rieſenſtarke Mann kinderweich. Und er war ein Gefäß, das die Liebe wohl faſt ſprengen konnte. Wie hat ſie ihn geſchüttelt! Und er gab ſich ihr hin mit jeder ſeiner Faſern und war ſanft wie ein Lamm. Und trotzdem war in jeder dieſer Faſern mehr Kraft und Innerlichkeit und Menſchentum, als ſonſt in einem ganzen Menſchen. Und doch blieb er ſtill. Als die Vittoria vor ihm ſtarb, da wagte dieſer Rieſe ihr nur die Stirn zu küſſen und die Hände, und nicht den Mund. Mich erfüllt es mit Demut und Frömmigkeit, daß ich das von ihm wiſſen darf.

So ſaß ich bei Keller und Reiner. Und da tönt Muſik und eine Männerſtimme und eine Frauenſtimme verſtricken ſich ineinander und ſingen Liebe. Ich ſchaute vor mich hin und zu den blau behangenen Wänden und den ſchönen Leuchtern und einigen Ryſſelbergeſchülern, die ich nicht liebe, aber in dieſer Stunde gern litt, und da war es, wo ich Dich in faſt greifbarer Nähe fühlte, Lieber. Ich kroch ganz hinein in meine ſtille Ecke, wo mich niemand ſah, und war bei Dir. Allabendlich und allmorgendlich habe ich ein ſtilles Zwiegeſpräch mit Dir. Abends bei der Kerze leſe ich noch einen oder den andern ſtillen Brief.

Und morgens ſchaue ich in Deine Studie und auf Dein Bild. Nun habe ich noch einen kleinen Druck von Böcklin dazu geſtellt und ſchaue in ſeine Augen, denen tiefſte Pein und tiefſte Luſt der Welt zu ſchauen vergönnt war. Und an der andern Seite hängt ein gelbes Kränzlein von Immortellen, die ich dem alten Blumenfrauchen an der Potsdamer Brücke abkaufte und in einer ſtillen Stunde zum Kranze wand. Wenn der ein paar Nächte noch über mir und meinem Bette geleuchtet hat, dann ſchicke ich ihn Dir, Lieber.

Und das Kochen? Ich ſage Dir, ich lerne. Und kann ſchon falſchen Haſen und Kalbsfrikaſſee und beinahe Mohrrüben. Ich bin dann meiſtens zwiſchen zukünftigen Köchinnen, die mir alſo nicht durch Bildung am falſchen Platze auf die Nerven fallen können. Die Oberkochfrau hat zu den andern geſagt, ich hätte ſchönes Haar, und die eine Köchin nennt mich vom Augenblicke an, wo ſie wußte, daß ich ſchlicht und recht den ſchönen Namen Becker führe: „Beckerchen". Ich ſtecke alles ſchmunzelnd und ſinnig ein.

Rilke ſehe ich jeden Sonntag bis jetzt. Dann beſuche ich ihn in ſeinem großen Zimmer in Schmargendorf und wir haben ſchöne, ſtille Stunden. Er dankt Dir ſehr für Deinen Brief und läßt Dich durch mich grüßen, obgleich ſchon die Adreſſen auf den neuen Kuverts, die er mir gab, Grüße an Dich ſeien, wie er ſagte.... Und Clara Weſthoff? Kommt ſie wohl bald? Schön, Lieber, daß Ihr Euch ſo viel ſeht. Mir iſt für die Zukunft ſo wohl, wenn Ihr Euch gut verſteht. Sie iſt ſolch ein feines Geſchöpf. Und grüße die Leutchen auch im Barkenhof.

Und nun noch eins: Ich wünſche mir ſehr ein helles, hübſches Kleid und hier iſt ſo ſchöne Gelegenheit dazu. Kannſt Du mir es wohl ſpendieren? Zirka 50 Mark. Weißt Du, wenn es nicht gut geht, dann bin ich auch nicht traurig. Nun lebe wohl, Lieber, ich will M. und Tante H. die Einſamen Menſchen von Hauptmann vorleſen.

In Innigkeit und großer tiefer Liebe grüßt Dich aus der Ferne

Deine Braut.

Berlin, den 31. Januar 1901.

Ich dachte mir grade aus, daß ich nicht mehr weißes Briefpapier haben wollte, sondern blaues, graublaues. Und da kam Dein großer blauer Brief und war blau. So sind unsere beiden Gehirne auch in der Ferne miteinander verknüpft. Und wenn der eine „blau" denkt, dann muß der andere unwillkürlich mitmachen. Das ist schön, nicht?

Nun ist Clara Westhoff da und hat mir so viel von Dir erzählt und wie schön es in Deinem Atelier ist, Du Lieber. Und Deine Briefe erzählen es auch, und dann verschweigen sie noch so vieles, daß ich mich so sehr darauf freue, wenn ich die Dinge erst in ihrer Schönheit zu schauen bekomme. Aus Deinen Briefen strömt immer solch ein sanfter, wunderbarer Hauch, daß ich dann erst recht fühle, wie schlecht es mir im Augenblick doch geht. Das heißt: wenn ich nicht Ich wäre, oder vielleicht grade, weil ich Ich bin. Wenigstens, es kommt so viel Moorluft und Birkenschönheit und Allgewalt der Natur. Ja, Otto, wenn wir erst unserer kleinen Moorhütte zupilgern, und wenn wir erst tausend andere Dinge tun können, das wird wunderbar.

Also Clara Westhoff. Wir haben schon sehr viel voneinander gehabt, gestern eine Feierstunde bei Böcklin. Unser Ball war weniger. Die Frauenemanzipation ist doch in diesem Rottenauftreten sehr unschön und unerfreulich.

Ein stiller Abend in Schmargendorf bei Rilke. Und jetzt gehen wir gleich zum Museum. Es ist noch vor dem Morgenkaffee. Ich hatte nur das Gefühl, ich wäre sehr lange nicht bei Dir gewesen. So nehme ich Dich in aller Liebe in meine Arme und streiche ganz sacht über Dein weiches Haar.

Dein treues Weib.

Lieber, Berlin, den 3. Februar 1901.

ich bin noch voll von der Verkündigung des Engels: „Du aber bist der Baum", die Rilke vorlas. Und das wird an uns beiden geschehen, Lieber, und ich falte still die Hände. Ich kann nur immer still sein, und dann ist es mir, als ob der Atem auch spärlich käme, und dann

kommen nur wenig Worte zutage. Die kommen aber auch aus der allerunterſten Tiefe von mir und die müſſen Dir erzählen von Dingen, die ſie geſehen haben. Und das ſind dann meine Liebesbriefe. Ich weiß nicht, ob ich Dir geſagt habe, was ich Dir ſagen wollte. Ich bin auch müde, weißt Du.

Haſt Du Dein Kränzlein zum Sonntag erhalten? Wo hängt es? Ich küſſe Dich und ſegne Dich und ſchreibe Dir morgen einen Brief, Du.

Berlin, den 4. Februar 1901.

Schreibe ich Dir immer nur von lauter Malen und von nichts anderem? Steht nicht Liebe in den Zeilen und zwiſchen den Zeilen, leuchtend und glühend und ſtill und minnig, ſo wie ein Weib lieben ſoll und wie Dein Weib Dich liebt?

Lieber, ich kann mein Letztes nicht ſagen. Es bleibt ſcheu in mir und fürchtet das Tageslicht. Dann kommt es im Dämmern oder in einer Nacht einmal hervor. Aber weißt Du, die Welt iſt ihm ſo fremd. Mit der Zeit kommt dann wohl eine Zeit, wo Du fühlſt, daß ich es gar nicht ſagen mußte, ſondern daß in lautloſen Stunden Du in mich übergegangen biſt und ich in Dich. Ich glaube, es iſt meine Jungfräulichkeit, die mich bindet. Und ich will ſie tragen, ſtill und fromm tragen, bis eine Stunde kommt, die auch die letzten Schleier hinwegnehmen wird. Und dann? — — —

Aber daran denke ich wenig in dieſer Stadt. Manchmal, wenn ich abends im Bette liege und Deine Studie auf mich ſtrahlt, oder morgens, wenn ich erwache, oder in einer ſtillen ſinnenden Stunde. Sonſt tue ich es nicht in dieſer Stadt, denn die Dinge, die meine Ideen mit dieſem Heiligſten verbinden, ſind nicht ſchön und nicht rein. Wenn der Frühling über den Weyerberg zieht und grüne Schleier über die kleinen Birken ſpannt und jedes Bäumlein ſich ſchauernd zur Befruchtung rüſtet, wenn aus der Erde der junge Lebensgeruch ſtrömt, dann wird es auch mir die Stirne küſſen und wonniglich durch mein ganzes Weſen ziehen und der Drang von mir zu Dir wird wachſen und zunehmen bis zu einem Tage, da ihm die Erfüllung wird. Aber daran laß mich

jetzt noch wenig denken und wolle nicht, daß ich davon rede. Lieber, laß noch Dein Bräutlein in ſeinem Winterſchlaf.

Das war alles geſtern abend. Heute morgen berichte ich Dir noch ſchnell von allen ſchönen Dingen. Am Sonntag erlebte ich mit Clara Weſthoff ein wundervolles Konzert: die Symphonie Eroika von Beethoven. Da kommt der wunderbare Trauermarſch darin vor, der immer wieder und wieder hervorbricht, getragen und leiſe. Und darauf kommt ein ſonnen- und weltfreudiger Satz. Der wirkt ſo ſüß auf die ſchluchzende Seele. Lieber, bei der Muſik ſtand es auf einmal feſt in mir, daß Du zu meinem Geburtstag hier ſein müßteſt. Kommſt Du? Kommſt Du? Ich will Dich nicht quälen, noch ein Wörtchen mehr darüber ſagen. Du fühlſt natürlich ſelbſt am beſten, wie es um Dich ſteht und um Deine Arbeit, und ob Dich dieſer Abſtecher nicht ſtört. Ich möchte ſo gerne mit Dir zuſammen die Böcklins ſchauen. Überhaupt — —

Und ein Kleidchen darf ich mir kaufen? Ich danke Dir ſchön. Das macht mir viel Spaß und Freude. Wenn ich es habe, will ich Dir davon berichten.

Berlin, den 8. Februar 1901.

An meinem Geburtstage, Lieber, und Dein Bräutlein iſt jetzt fünfundzwanzig Jahre alt.

Du Lieber, Du Meiner, Du Inbrünſtig-Guter Du.

Da kam es über mich geſtrömt aus der Holzkiſte und es überrieſelte mich Liebe, Liebe und wieder wonnige Liebe. Du haſt ſoviel Schönheit und Güte auf mich herabgeſtreut — und einen traurigen Brief. Das mußt Du nicht tun, Lieber, mußt nicht Dir Gedanken machen über eine Karte in großer Müdigkeit geſchrieben. Ich bin der Stadt und des Kochens und der Menſchen und dieſer tauſend Rückſichten müde und ſehne mich nach Freiheit, nach Luft und nach Menſchen und ſehne mich nach Dir. Aber ich will tapfer ſein und nicht klagen. Nur glaube ich, länger als Februar werde ich es wohl hier nicht aushalten. Iſt das Dir recht?

Dein Bildlein, Lieber, waren ſüße Klänge aus einer andern, aus Deiner und meiner Welt. Hier höre ich ſo viel Teppichklopfen und

Türenſchlagen und man ſtößt ſich an vielen eckigen Kanten die Glieder-chen wund. O, wenn ich erſt wieder bei dem Roſenbuſch und bei den beiden Menſchen und bei den Blümelein und bei der Birke bin. Hier ſind Mauern, Mauern, Mauern und ſchwülſtige Renaiſſanceſchnörkel, wohin man auch ſchaue. Da iſt es eine Wohltat, an Dich zu denken in Deiner Einfachheit. Nein, Lieber, Du biſt nicht kompliziert. Das weiß ich und wußt ich und werde ich wiſſen. Und ich danke Dir das. Ich weiß nicht, ob ich kompliziert bin. Und wenn ich es wäre, müßte ich wohl ſo ſein. Und dann würde ich Kompliziertſein auch keinen Fehler nennen. (Wenn ich nun bei Dir wäre, dann würde ich Dir bei dieſem letzten Satze ganz ſchnell meine ſtark ausgebildete Zungenſpitze zeigen.) Aber ſo, ſo, ſo. Eben, ich muß bald wieder bei Dir ſein, nicht wahr? Soll ich? Ich koche fünfmal die Woche und da lerne ich ſchnell. Und kann bald genug für uns beide kochen. Weißt Du, ſonſt kommſt Du ins Spinnen und Sinnen und ich vergehe an Luftmangel. Nun, Clara Weſthoff wird Dir ja bald von mir erzählen.

Ja, Dein Bild iſt ſo ſchön, ſo ſehr, ſehr ſchön. Dies Birkengerieſel auf dem Abendhimmel und dieſer Blumenfrieden. Ja, Lieber, ſo ſieht es in meiner Heimat aus. —

Nun ſchreibe mir bald. Schreibe mir gleich. Heute, meinen Geburtstag werden wir draußen im Grunewald im Schnee verleben. Ich brauche einmal wieder Natur. Da machen wir uns gleich auf nach Schlachtenſee. Dort ſteht das Haus leer, in dem ich zwei Winter gewohnt habe. Du weißt, bei der Tante und dem Onkel, die in Auſtralien ſind. Derſelbe Onkel iſt auch der norwegiſche Onkel. Fühlſt Du wohl, daß ich bei Dir bin? Eigentlich immer bei Dir: Oder bei Dir in meinen ſchönſten Augenblicken. Immer, wenn ich etwas Schönes ſehe, ſehe ich es mit Bezug auf Dich. Und wenn ich Muſik höre, iſt mir, als ob Du um mich wärſt und als ob ich Dich ahne. Sei innig umarmt.

Berlin, den 12. Februar 1901.

Mein geliebter Mann, das war wieder ein ſchöner Brief. Nun biſt Du wieder froh und ich bin wieder froh. Und nun mußt Du mir auch

verſprechen, nicht wieder traurig zu werden. Oder: Traurigſein iſt wohl etwas Natürliches. Es iſt wohl ein Atemholen zur Freude, ein Vorbereiten der Seele dazu. Nur eins möchte ich nicht: daß Du denkſt, daß dieſe traurigen Stunden durch mich oder durch meine Briefe kommen. Nein, die liegen dann in Dir, folgen einer heiteren Stimmung, wie der Februar dem Januar.

Ich bin, glaube ich, heute Philoſophin, zu deutſch: auf Glatteis, da will ich denn mit Energie aufs feſte Land zuſteuern, auf daß ich mir nicht ein Bein breche.

Papa ſchrieb mir rührend zu meinem Geburtstage. Er verbreitete ſich auch über meine Ausſteuer und wollte mir tauſend Mark geben und ich ſollte mich dann mit Dir bereden. Ich habe ihm aber geſagt, daß ich nur zweihundert Mark brauche, damit will ich mich hübſch inſtand ſetzen. Und dann biſt Du hoffentlich mit mir zufrieden. Das andere Geld ſollen nur die Zwillinge zu ihrer Ausbildung behalten.

Lieber, ich habe wieder ein Stücklein in den Haushalt. Wieder ein Spiegel, und wieder aus Glas, aber klein. Er iſt ſo bezaubernd, da konnte ich nicht widerſtehn. Ich erhandelte ihn mir nächtlicherweiſe bei einer höchſt originellen Judenfrau. Die hat noch ein graues Glasteebrett mit Karaffe und zwei Trinkgläſern mit türkisblauen Punkten darauf und Gold. Das iſt auch wunderbar und muß auch unſer werden. Und Du, das „Kleidchen", was Du mir zum Geburtstage ſchenkteſt, das wird mein Hochzeitskleid. Denke einmal. Das laſſe ich mir hier machen. Und dann bin ich ungefähr fertig.

Ich denke ſo oft jetzt daran, daß wir uns im Sommer ganz gehören werden. Dann bin ich Dein mimiglich Weib. Wir müſſen uns nun vorher alles ſchön überlegen und alles in uns und um uns darauf rüſten, dann wird uns die Zeit nicht lang. Ganz billige kleingeblümte Tapetenproben habe ich auch ſchon, darauf werden goldene Rahmen ſchön ausſehen. Heute habe ich mir auch aufgeſchrieben, wie ein Haus wohl ſein muß, wenn wir eins in zehn Jahren bauen. Das will ich immer tun und Du mußt es auch. Es gehen einem ſo viel nette Gedanken durch den Kopf. Die vergißt man ſonſt wieder, bis man ſoweit iſt. Und dann denke ich, daß ich Elsbeth malen werde mit ihrem goldenen Gelock und

daß wir drei in der Heuzeit uns in einen großen einsamen Heuhaufen setzen werden und miteinander spielen wie drei große Kinder. O, ich denke mir überhaupt immer so viel Schönes aus. Du auch?

Und daß Du die Schülerin nun doch genommen hast, das tut mir leid. Wir wollten es doch grade nicht tun. So ein bißchen Geld und so viel Arger und Ernüchterung. Kannst Du es nicht noch rückgängig machen?

Berlin, den 16. Februar 1901.

Lieber, ich war heute viel bei Dir und diese Tage viel bei Dir und bin überhaupt bei Dir. Da will ich Dir noch ein ganz klein wenig schreiben, damit Du etwas zum Sonntag hast. Und dann wird auch Clara Westhoff wiederkommen und wird Dir viel von mir und Berlin erzählen, und dann werden die letzten Wochen der Trennung für Dich schneller dahinfließen. Für mich fängt es jetzt an, richtig schwer zu werden. Zuerst waren die Eindrücke alle noch so neu und mein Mut war frisch. Nun werde ich aber müde unter allen diesen Müden, denn von jenem siegreichen entgegenlächelnden Leben, davon wissen sie nichts. Und ich kann ihnen davon auch nur erzählen, wie ein Märchen, denn sie kennen es nicht. Und dann muß ich es ihnen bleicher erzählen, und die tiefen Farben verschweigen, die es hat, denn es würde sie traurig machen, weil ihre Augen sie nicht sehen. Und ich liebe doch die Tiefe der Farbe wie mein Leben und brauche sie zum Leben, wie die Luft.

Nun noch ein Weilchen.

Also, Lieber, setze Dich gleich hin und schreibe mir auf einem Zettelein, ob Dein Geburtstag am einundzwanzigsten oder am zweiundzwanzigsten ist, auf daß Dein Weiblein zur rechten Zeit erscheine. Und nächstes Jahr? Da liegt dann neben Dir auf einem großen weißen Kopfkissen ein anderer Kopf mit einem rotbraunen, dicken Zopf und ruft Dir Guten Morgen! zu.

Noch eins: Papa beruhigt sich nicht über die Aussteuerfrage, der Gute. Ich soll alles jetzt anschaffen, weil ich jetzt in Berlin bin und Zeit habe. Ich soll Dich nun fragen, ob Du meinst, ob wir für das Haus noch Leinen brauchen. Bitte, vergiß nicht, darauf zu antworten, da Papa mit väterlicher Gründlichkeit für mich sorgt.

O, wäre ich weiter, o, wäre ich zu Haus! Weißt Du, ich kann ſchon eine ganze Menge. Deinet- und meinetwegen könnte ich ſchon kommen. Dies tue ich nur meinem Vater zuliebe, daß ich noch hier bin. Nun irgendwo auf Wiederſehn, Du lieber Mann Du.

Und Du ſchreibſt, Du malſt Akt. Haſt Du Modell? Erzähle mir nur immer mehr.

Sei geküßt von mir.

Berlin, den 19. Februar 1901.

Lieber, Lieber, Lieber! Ich habe mir heute Hemden und Hoſen und Nachthemden gekauft und alles für Dich. Und dabei ſind auch ſüß circenhafte. Und ich glaube, Du wirſt mich gerne darin ſehen. Ich habe ſie ordentlich ein bißchen hübſch genommen, wie Du ſie liebſt. Und dann habe ich geſtern und heute einen blauen Brief bekommen und dann denke ich daran, daß nun wohl bald dieſe ſtrenge Zeit der Kochprüfung vorüber iſt. Und das alles und vieles, vieles dazu gibt mir ein Gefühl von jubelnder Glückſeligkeit. Du haſt ſo recht: das Leben iſt wunderbar, und uns beiden Leutchen geht es ſo gut. Das heißt, mir erſt ganz und völlig nach Beendigung meines Berliner Läuterungsprozeſſes. Und weißt Du, ich halte es nicht mehr ſo lange aus ohne zu malen.

Und daß Du ſo glücklich biſt in Deiner Kunſt! Hallelujah! Und die maleriſche Idee des Bildes um einen Menſchen und eine menſchliche Geſtalt hängen. Ja, das ſcheint auch mir ein Traum.

Du, wenn Du ein Poſtpaket ſchon vor dem zweiundzwanzigſten bekommſt, dann mußt Du es noch nicht aufmachen. Das ſchicke ich nur dem ſechsunddreißigjährigen Otto Moderſohn.

Dresden, den 23. Februar 1901.

Meine Reiſe von Berlin nach Dresden war wonnig. Überall ſaß der Frühling hinter jedem Strauch und ich fühlte, wie es friſche Knoſpen trieb. Die kleinen Bäche waren von dem ſchmelzenden Schnee hoch angeſchwollen und rauſchten hurtig dahin. Die Wieſen waren mit großen Lachen bedeckt, die dem blauen Himmel entgegenjauchzten. Überall ſaß der Frühling. Ich mußte an Zwintſcher denken. Ich kam

in ſeine Gegend mit den Weinbergen und den Obſtbäumen darin und den runden Keltertürmen auf dem Kamm der Berge. Zwiſchendurch las ich Michelangelos Gedichte, die ſich in ihrer Größe, Einfachheit und Demut auf mich legten. Das war ein Menſch. Die Stare ſind auch wieder da. Und nächſten Sonntag? Nächſten Sonntag ſchwinge ich mich morgens um acht Uhr in die Kleinbahn und eile zu Dir und werfe die Welt und ihren Schimmer hinter mich. Und dann beginnt für mich wieder ein ſchönes, ſtilles, ernſtes Leben mit Tiefgang, um mit Dr. Hauptmann zu reden. Hier und in Berlin wollte ich immer tiefer, als es die anderen Leute wollten. Da gab es eine ewige Reibung.

Ich habe lange, lange nichts von Dir gehört. Nun, dann denke ich immer, Du malſt etwas Schönes, und als demütig Weib fühle ich, daß das natürlich vorgeht. Meine Verwandten grüßen Dich alle herzlich und wir ſind überall aufs freundlichſte eingeladen.

Ich ſchreibe wohl jetzt noch weniger „Liebesbriefe" als früher? Ich las den „Lear" und ſtand wieder ganz unter dem Bann ſeiner Größe. Ich las aber auch: Cordelia liebt und ſchweigt. Das ſcheint mir ein verwandtes Gefühl zu ſein. Außerdem iſt mein Gemüt in dieſer Stadtluft zu vielem Staub und zu vieler Konvention ausgeſetzt. Sei innig geküßt von Deinem Mädchen.

Februar 1901.

Lieber, ich komme mir vor wie jenes Paar, das wir zuſammen in Hamburg in der „Zauberflöte" ſahen, das ſoundſoviele Proben überwinden muß, um endlich zur Glückſeligkeit zu gelangen. So iſt auch dieſe Dresdener Reiſe bei meinem Heimwehgefühl nur eine neue Probe. Mir wird hier ſo ſehr viel unverdiente Liebe und Güte entgegengebracht. Aber weißt Du, ich bin der Welt müde und ſehne mich nach meinem ſtillen Stüblein und nach anderer Arbeit als Kochen und Umherreiſen. Nun, bald hat die Sache ja auch ein Ende und ich bin wieder bei Dir und in meinem Element. Der Fiſch gehört eben ins Waſſer und ich in die Einſamkeit. Das habe ich wieder mal geſehen. Nun, ich habe vielleicht einiges innerlich profitiert, noch außer dem Kochen. Geſtern ſtieß ich unerwartet auf Dein Bild mit dem alten Weiblein hier in der

Dresdener Galerie. Das war eine große Freude, plötzlich dieſe bekannten lieben Töne klingen zu hören. Aber weißt Du, Deine letzten Bilder ſind noch reifer, hauptſächlich techniſch. Dies haſt Du wohl auf einer andern Untermalung gemalt? Da gibt es einige Unebenheiten in der Farbe und die Hütte ſteht kompakter auf der Luft als ſie es jetzt tun. Es iſt aber doch ein Otto Moderſohn und machte mir Freude.

Berlin, den 8. März 1901.

Ich ſitze hier bei gepacktem Koffer, durch ein mütterliches Telegramm zurückgehalten. Ich ſollte noch nicht kommen und immer noch kochen, kochen, kochen. Das kann ich nun aber nicht mehr, will ich auch nicht mehr, tue ich auch nicht mehr. Das iſt vom Menſchen mehr verlangt, als er kann. Das iſt Frühlingsvergeudung, wenn ich hier hinter hohen Mauern danach hungern ſoll. Alſo ich reiſe Sonnabend doch. Hoffentlich wird es nicht ungemütlich zu Hauſe. Und Sonntag komme ich zu Dir. Nun doch. Trotz alledem. Weißt Du, ich muß alle Deine Bilder ſehen. Das kann ich doch nicht länger ertragen, daß ſoviel Augen ſie begrüßen und meine nicht. Ja, ich ſage Dir, ich muß mich durch eine Waberlohe hindurchkämpfen, ehe ich wieder in meinen Frieden gelange. Aber dieſer Frieden iſt des Kampfes auch wert.

Nun Sonntag! Ich küſſe Dich! Meine Seele hungert ſo nach Tiefe und inbrünſtiger Vertiefung und Schönheit. Das gibt es hier nicht. So eine Stadt veroberflächtigt, wenigſtens mich. Und ich will gar nicht oberflächlich ſein, habe gar keine Luſt dazu, noch Freude daran. Sei mir geküßt...

*

Familienbrief

Meine liebe Mutter, Berlin, den 8. März 1901.

daß mein Wiederkommen ein ſo unangenehmes und geſtörtes wird, macht mich ſehr traurig. Es tut mir ſo ſehr leid, Vater Unruhe zu

machen; gerade, wo ich weiß, daß er in dieſen Tagen nervöſer iſt denn je. Lieben, wie ſoll ich Euch es denn nur in Worten ſchreiben, wie es für mich gar keinen anderen Weg gibt, als nach Hauſe kommen. Ich möchte ſo ſehr gern, daß unſer Wiederſehen nicht trübe iſt, das iſt ja gar keine Gelegenheit, um trübe und traurig zu ſein. Von Anfang an habe ich zwei Monate für meinen Berliner Aufenthalt feſtgeſetzt. Ich habe meine Zeit gut angewandt. Mutter, nun geht es aber nicht länger. In mir ſchreit etwas nach Luft, das will ſich nicht beſänftigen laſſen. Ich habe Euch das ſchon einmal in einem Brief geſchrieben, den Ihr für einen Karnevalſcherz hieltet. Ich führe hier ein Leben, das gar nicht mein Leben iſt. Mein eigenſter innerſter Menſch hungert, hungert nach Tiefe und Ruhe. Die Art, wie ich hier an die Kunſt und an das herantrete, was für mein Leben das Höchſte iſt, wird mir durch die Verhältniſſe veroberflächlicht. Es bedrückt mich ſo, daß meine Seele nicht freudig und angefacht unter ihnen gehen kann, wie ſie es muß. Und jetzt heiſcht ſie Freiheit von mir, und ich gebe ſie ihr, ich halte ſie nicht länger.

Es iſt nicht nur Sehnſucht nach Otto Moderſohn, die mich treibt, ich kann aber dieſe teppichklopfende Luft und hohen Häuſer nicht mehr aushalten. Und warum? Ich habe hier ein großes Teil für den Haushalt gelernt. Daß ich nicht perfekt bin, weiß ich von ſelber. Aber dieſes lernt ſich ja auch nur in meinen eigenen Verhältniſſen.

Liebe Mutter, ich ſchreibe Dir dieſes alles, weil ich weiß, daß Du auch dieſe Stimme in uns kennſt, die will. Und das iſt unſere eigenſte Stimme. Ihr gebe ich nach. Haltet es nicht für ruchlos oder herzlos. Ich kann nicht anders. Ich muß. Und daß ich dieſes Muß in meiner Natur habe, deſſen freue ich mich. Denn das iſt der Inſtinkt, der ſie leitet.

Liebe Mutter, mein Brief iſt ſehr verworren. Aber es erregt mich, daß ich Euch Ärger bereite. Ich ſchreibe Dir und hoffe, daß Du meine Worte in Deine liebe ſanftere Sprache übertragen Papa ſagen wirſt, damit unſer Wiederſehen ein nicht geſtörtes wird. Es iſt ſo traurig, daß Ihr Euch an mir ärgert. Da iſt doch auch hin und wieder etwas zum Freuen an mir, ich meine noch außer meiner Verlobung.

Lies dieſen Brief mit Milly durch und beſprich ihn mit ihr, und verſucht, Euch ein wenig in meine Seele zu verſetzen, die nach Freiheit lechzt und ihre Feſſeln ſprengt. Es iſt nicht Schlechtigkeit von ihr. Es iſt auch nicht Schwachheit von ihr. Es iſt Stärke. Es iſt gut, ſich aus Verhältniſſen loszulöſen, die einem die Luft benehmen.

Ich ſtehe hier, ich kann nicht anders. Amen.

Eure Paula.

★

Worpswede

1901—02

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 23. März 1901.

was ich jetzt erlebe, kann ich gar nicht schreiben, vielleicht ist das einer von den anderen Gründen, warum ich nicht schrieb. Eigentlich müßte man sich sehen. Geht es nicht? Weißt Du, und dann ließe es sich auch nicht sagen, aber Du würdest vielleicht sehen und fühlen, wie das Glück hier in der Luft liegt. Ein wunderbares großes Glück. Geht es nicht?

Du Liebe, wie hast Du mich überrascht und reich beschenkt. Der Postbote dachte, ich hätte ein Bild verkauft. Aber das war es nicht. Es war mein erstes Hochzeitsgeschenk. Ist es nicht zuviel, Du? Mir scheint es ganz überwältigend. Was es geben wird, das muß ich mir mit meinem Lieben heute abend überlegen. Nein, weißt Du, nur Gitarren und anderlei Jux machen wir nicht. Wir sind ganz vernünftige Leutchen, soviel es überhaupt in unserer Veranlagung liegt. Laß Dir innig danken, liebe Tante Marie.

O, war das Heimkommen schön. Und ist das Hiersein wundervoll! man vergißt hier die ganze Welt darüber. Mein liebes braunrotes Zimmer und mein kleines blaues Kämmerlein mit dem blütenweißen Gardinenbett strotzt voll tausend Frühlingskätzchen. Die haben mir er und Clara Westhoff hingesteckt, auf daß ich stündlich fühle: der Frühling ist da. Und ich fühle es.

Ich gehe jetzt in seinem Hause aus und ein, und wir machen zusammen Pläne es umzugestalten, und dazwischen zwitschert unser kleines Mädchen und lacht und lacht. Und dann umschlingen wir uns alle drei und singen einen frohen Indianergesang.

Wunderbar hat unsere Liebe auf seine Kunst gewirkt. Da sind auf einmal viele Schleier gefallen, die über ihm lagen, und nun kommt alles hervor und ans Licht in mannigfacher Gestalt. In ihm arbeitet es von immer neuen Bildern. Ich wünsche, Du sähest einmal die Pracht und

ihn dazwiſchen, einfach und kindlich, und jungenshaft in ſeinem Glück. Da ſtehe ich reflektierender Menſch ganz fromm und demutsvoll vor dieſer Seeleneinfalt. Sein Leben iſt die Natur. Er kennt jeden Vogel und ſeine Lebensgewohnheiten und erzählt mir in Sorgfalt und Liebe von ihnen, und den Schmetterlingen, und von jedem, was ein Leben in ſich hat.

In unſerer Nachbarſchaft iſt ſo viel Glück. Heinrich Vogeler kommt in dieſen Tagen mit ſeinem blonden ſchlanken Mädel von der Hochzeitsreiſe heim, und Clara Weſthoff heiratet in den nächſten Wochen den Dichter Rainer Maria Rilke, unſer aller Freund.

Und zu alledem iſt es Frühling.

Liebe Tante Marie. Worpswede, den 22. April 1901.

Die Nachtigallen ſind da. Es wird überhaupt immer, immer ſchöner, man glaubt kaum, daß es noch geht. Draußen die Kaſtanie vor meinem Fenſter ſpringt zuſehends auf, und wir beiden roten Leutchen richten zur Hochzeit. Im Hauſe wird geſtrichen und geklopft, und uns iſt froh zumute. Pfingſten iſt unſer Hochzeitstag .....

Die Hochzeit Paulas mit Otto Moderſohn fand in Bremen im Hauſe ihrer Eltern ſtatt. Paulas Vater war damals bereits ſchwer leidend und er konnte der Trauung, die durch einen Bruder Moderſohns geſchah, nur von ſeinem Lager im Nebenzimmer aus beiwohnen.

Ihr Liebſten, Schreiberhau, Juni 1901.

wir ſind im Juni, doch in welchem? Wer weiß es? Über uns ſchlagen die Wogen einer anderen Welt zuſammen, und ein großer Teil unſeres Lebens beſteht darin, daß man ſich leiſe am Ärmel zieht, auf daß man nicht überfahren werde. Und dann kam die Sonne, und meinte es arg böſe mit uns, und wir lechzten nach einem Gewitter.

In Meißen ſuchte man nicht die poetiſchen Stellen auf, ſondern den ſpärlichen Schatten.

Übrigens ſind wir uns völlig klar geworden, daß unſere Hochzeitsreiſe noch zu den Proben der Zauberflöte gehört. Es iſt eben doch ſo: alle Einrichtungen, die für alle Menſchen gemacht ſind, ſind eben doch nicht für uns. So zum Beiſpiel dieſes eiſerne Halsband von einem Rundreiſebillett, das uns noch in Prag und München die Kehlen enger ſchnüren will.

Doch wohnen wir jetzt in Einſamkeit und Frieden und erlöſendem göttlichen Regen mit ſeinen guten Menſchen. Und überall herrſcht der Geiſt des großen Gerr* der alles hier durchdringt und überragt. Er war hier einige Tage vor unſerer Ankunft mit ſeinen Söhnen. Hier fanden wir das ganze Haus leer, die Vögel waren ausgeflogen nach Dresden, und unſere Briefe und Telegramme brachten ſie erſt geſtern zu uns. Wir waren aber im Kreiſe ihrer Freunde wohl aufgehoben.

In mir ſelber iſt es noch nicht in Ordnung, und ich kann noch nicht alles bewerten. Dann gehe ich manchmal ein Viertelſtündchen aus und pflücke weißen Schierling, und verſuche in mir aufzuräumen und die Krausheiten zu glätten. Ganz wird uns das erſt auf unſerem Weyerberge gelingen. Er ſei tauſendmal geſegnet, und alles was auf ihm wohnt.

Ihr Lieben, Schreiberhau, Juni 1901.

es iſt Sonntag und alles iſt ausgeflogen nach Warmbrunn zu der Mutter Dr. Hauptmanns, an der er ſehr hängt und die er jeden Sonntag beſucht. Und morgen geht es nach Agnetendorf zum großen Gerr. Aber es iſt ſchier alles unvollkommen auf der Welt. Das iſt die Schattenſeite unſeres grundgütigen Dr. Hauptmann, daß er an der Größe ſeines Bruders krankt. Es iſt eben alles ſo voll von Konflikten. Die verdunkeln oft dann die größten Menſchen aus der Nähe. Man lernt viel hier in der großen Welt. Man lernt ſehr duldſam ſein. Wir

* Gerhart Hauptmann.

beiden halten hier lange Lobreden auf die reine harmloſe einfältige Luft unſeres Weyerberges und all der Menſchen darauf.

Dienstag oder Mittwoch reiſen wir wahrſcheinlich ab, bleiben einen Tag in Prag und drei in München, ſo daß wir wohl Sonntag oder Montag bei Euch ſein werden. Dann ſetzen wir uns zu unſerem lieben Vater ans Bett und dann erzählen wir Euch alles der Reihe nach. Und dann freuen wir uns beide inniglich auf unſere Arbeit, auf die wir mit offenen ſehnſüchtigen Armen warten.

Die Menſchen hier ſind alle ganz beſonders lieb und reizend. Und was mir ſo innige Freude macht: ſie empfinden und verſtehen einiges von Ottos Weſen. Da iſt erſt unſer lieber Dr. Hauptmann, voller Wiſſen und Ernſt und Streben nach den höchſten Dingen, und voller Liebe für ſie. Er wäre fertig in ſich, wäre er nicht der Bruder ſeines Bruders. Seine Frau iſt ein warmblütiges kluges Geſchöpf mit ſchnellem Blick für ſeine Werke und gutem Rat, und einer ſchnellen ſelbſtverſtändlichen Tatkraft in allen Lagen. Sie iſt mit ihren fünf Schweſtern in einem Herrnhuterkloſter erzogen; als ſie dann nach Hauſe in ihr wundervolles mutterloſes Herrenhaus nach Kötzſchenbroda kamen, kamen die drei Hauptmänner und heirateten ſie nacheinander weg. Aber die neue Welt, in die ſie kam, erſtaunte ſie nicht und erſchreckte ſie nicht. Sie ging ruhig und ſicher ihren Weg bis heute, der oft nicht leicht iſt. Aber ſie tut es, wie das ſelbſtverſtändlichſte Ding von der Welt.

Die Natur läßt uns im ganzen hier ziemlich kühl. Auch iſt für unſeren Geſchmack Schreiberhau viel zu ſehr Kurort. Aber oben bei den Schneegruben gab es große Eindrücke. Dieſes Vagabondenleben iſt nichts für uns beide.

Unſer Menſchlein braucht eine ruhige und ſichere Unterlage und Stille und unſere Natur, um ganz zu ſich zu kommen.

Otto liegt mit krauſer Stirn über dem Kursbuch wegen der Prager Reiſe. Seid geküßt von Euren beiden Kindern.

Ihr Lieben, Schreiberhau, Juni 1901.

es ist unser letzter Tag in Schreiberhau, und morgen geht es weiter. Unsere liebenswürdigen Wirte ließen uns eher nicht frei, und doch habe ich eine Unruhe weiter zu kommen, zu Euch. Ich möchte meinen lieben Vater gern wiedersehen, und sehen, ob es ihm besser geht als zu der Zeit, da wir Euch verließen. Mir scheint, das sind Monate her. Auch habe ich genug von den Bergen, und seufze nach Ebene und einer, meiner stillen Klause.

Ich fühle still unter all diesen redenden Menschen, was für ein ruhiger klarer Talisman in Ottos Herzen ruht. Da ist nichts von Irrlichterieren, es ist Ruhe und Geschlossenheit, und Abgerundetheit, und die Erde ist so wohl bereitet, und man fühlt: hier ist gut sein. Ich glaube, er ist im Augenblick unter Dr. P.s schädelmessenden Händen, und es wird sich herausstellen, ob er zu der rühmlichen Kaste der Langschädel gehört oder ob er sein Leben hindurch verdammt sein wird, im traurigen Bewußtsein eines Rundschädels weiter zu leben und zu streben.

★

Tagebuchblatt

Worpswede, den 22. Oktober 1901.

Nun gibt es schon lange drei junge Frauen in Worpswede. Und gegen Weihnachten kommen die Kindlein. Ich bin noch nicht reif dazu, ich muß noch ein wenig warten, auf daß ich herrliche Frucht trage.

Clara Westhoff hat nun einen Mann. Ich scheine zu ihrem Leben nicht mehr zu gehören. Daran muß ich mich erst gewöhnen. Ich sehne mich eigentlich danach, daß sie noch zu meinem gehöre, denn es war schön mit ihr.

★

Brief an Clara Westhoff

Liebe Clara Westhoff, ... Sie haben seit dem Nachmittage, als ich Ihnen das Geld in Ihr kleines Zimmer hinterm Schlosse brachte, sehr

gekargt. Und ich, die ich dem Leben anders gegenüberstehe, ich hatte Hunger. Ist Liebe denn nicht tausendfältig? Ist sie nicht wie die Sonne, die alles bescheint? Muß sie einem alles geben? Und andern nehmen?

Darf Liebe nehmen? Ist sie nicht viel zu hold, zu groß, zu allumfassend? Clara Westhoff, leben Sie doch, wie die Natur lebt. Die Rehe scharen sich in Rudeln und die kleinen Meisen vor unserem Fenster haben ihre Gemeinschaft und nicht nur die der Familie.

Ich folge Ihnen ein wenig in Wehmut. Aus Ihren Worten spricht Rilke zu stark und zu flammend. Fordert das denn die Liebe, daß man werde wie der andere? Nein und tausendfach nein. Ist nicht dadurch der Bund zweier starker Menschen so reich und so allbeglückend, daß beide herrschen und beide dienen in Schlichtheit und Friede und Freude und stiller Genügsamkeit?

Ich weiß wenig von Ihnen beiden, doch wie mir scheint, haben Sie viel von Ihrem alten Selbst abgelegt und als Mantel gebreitet, auf daß Ihr König darüberschreite. Ich möchte für Sie, für die Welt, für die Kunst und auch für mich, daß Sie den gülbenen Mantel wieder trügen.

Lieber Rainer Maria Rilke, ich hetze gegen Sie. Und ich glaube, es ist nötig, daß ich gegen Sie hetze. Und ich möchte mit tausend Zungen der Liebe gegen Sie hetzen und Ihre schönen bunten Siegel, die Sie nicht nur auf Ihre feingeschriebenen Briefe drücken.

Clara Westhoff, in dem Zimmer vom vergangenen Jahre, wo mein Mann wohnte und Gerhart Hauptmann, da wohnten auch Sie. Ich glaube, ich habe treues Herz, ein deutsches schlichtes Herz. Und ich glaube auch, daß keine Macht der Welt Ihnen die Erlaubnis gibt, dies Herz zu treten. Und ich glaube, wenn Sie es tun, so wird der Fuß, der so tritt, nicht schöner.

Und das alles sollte die Liebe fordern? Denken Sie an die Neunte Symphonie, denken Sie an Böcklin. Sind das nicht Gefühle, die überquillen, spricht das denn nicht gegen Ihre neue Philosophie? Schlagen Sie Ihre Seele nicht in Ketten, und wären es gülbene, die gar lieblich sängen und klängen.

Ich segne Euch beiden Menschen. Geht denn das Leben nicht, wie

wir sechs es uns einst dachten? Wenn Ihr auch unter uns seid, sind Eure Seelen nicht auch in dieser größeren Gemeinschaft vereint? Können wir denn nicht zeigen, daß sechs Menschen sich liebhaben können? Das wäre doch eine erbärmliche Welt, auf der das nicht ginge. Und ist unsere denn nicht wunderschön und zukünftig? Ich bin Ihre alte Paula Becker, und bin stolz, daß meine Liebe so viel dulden kann und von gleicher Größe bleibt.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, sehr für Ihr schönes Buch. Und bitte, bitte, bitte, geben Sie uns keine Rätsel auf. Mein Mann und ich, wir sind zwei einfache Menschen, wir können so schwer raten, und hinterher tut uns der Kopf weh und das Herz.

★

Briefe an die Familie

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. Dezember 1901.

ich danke Dir für Deinen Brief und alle Deine lieben Worte. Ja, nun wird es Weihnacht, und Weihnachten ohne ihn. Zu Hause will Mutter ganz still sein und an ihn denken, und an all die anderen Weihnachten, die vorher waren. Sie ist sehr ruhig. Vaters Tod hatte so so etwas Verklärtes. Diese letzte Zeit seines Lebens, in der er sorgenlos lebte. Er hatte die Arbeit für uns vor einem halben Jahre niedergelegt. Dieses letzte halbe Jahr war uns ein Geschenk und wir nahmen jeden Tag mit Bewußtsein auf. Vater hatte in seiner letzten Zeit eine große innerliche Ruhe, wie lange nicht vorher. Er sorgte sich nicht, was nach seinem Tode geschehen sollte. In ihm war es still, und er bereitete sich auf die große Stille vor. In der Nacht, in der er uns eingeschlummert war, hatte er einen wunderbar friedlichen Ausdruck, der ins Erhabene wuchs. Im Ausdruck von Mund und Stirn lag ein Leben ohne Falsch vor uns. Ich glaube, wir müssen stille sein. Der Wille geschehe. — — — Wir alle sind durch dieses Scheiden noch enger aneinander gewachsen. Liebet Euch untereinander, das war sein Wille.

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 27. Februar 1902.

wenn ich Dir sehr selten schreibe, so mußt Du den Grund nicht in unserem Verhältnis, sondern in meiner Natur suchen, die, wie ich glaube, dürftig in ihren Äußerungen ist. Wenn ich verlobt wäre, würde ich, glaube ich, auch weniger schreiben als die meisten Bräute.

Ich sitze im Augenblick in meinem Kämmerlein von ehedem und ich kann wohl sagen, daß ich hier meine glücklichsten Stunden verlebe. Da tue ich etwas, oder ich denke daran, was ich tun werde, oder was in letzter Zeit geschah. Oder ich lese. Ich habe mich in letzter Zeit sehr in Gottfried Keller vertieft, der durch die zarteste duldsamste Freundschaft, die Böcklin in des Dichters letzten Jahren für ihn trug, mir noch verständlicher wurde. Ur-urdeutsch. Sein Ende ist durch Krankheit stark verdunkelt, aber immer wieder brechen aus dem Todeskampfe die leuchtend güldenen Gesichte des Dichters hervor, denn er hatte in seinen letzten Tagen wunderbare Gesichte und Halluzinationen, die bei seiner nicht im geringsten schwärmerischen Natur um so wahrer und lieblicher wirken. Mir war sehr ernst und feierlich und dankbar zumute, als ich von seinem Sterben las.

Daß Du bei Deinem malenden Fräulein an mich denkst, freut mich sehr. Ihren Lehrer Kalckreuth verehren wir, Otto und ich, als einen der sympathischsten Deutschen. So sahen wir ein Porträt seiner Frau letztes Jahr in Dresden, was für mich zu den innerlichsten zählt, die ich kenne. So recht wie ein deutscher Mann seine Frau malt. So einer wie der, gibt dem innersten Bewußtsein unserer Nation viel Wundervolles. Die meisten haben nur in dieser Reise-Zeitungszeit ihr bißchen Deutschtum verloren, und haben kein Ohr mehr für seinen Klang. So haben sich auch in unserem vielgeliebten Dresden die Ersten der Kunst geweigert, gerade dieses Porträt zu kaufen, welches zum Ankauf für die Galerie vorgeschlagen war. Sie verlangten nicht nach einer „so häßlichen Gouvernante". Dann gibt es in München, ganz abseits gehängt, ein kleines Bildchen in der Neuen Pinakothek, ein kleiner erfrischter Garten nach dem Gewitter, in dem eine Mutter mit ihrem Kinde geht. Das Ganze bringt in wunderbarer Weise diese frische

Kroßheit der Farbe und des Weſens zum Ausdruck, die die eben abgeregnete Natur hat. Grüße das Fräulein von mir, und ich wünſche ihr, daß ſie etwas wird. Daß ich Euch etwas von mir ſchicke, hat keinen Sinn, da warten wir noch ein Weilchen. Mir iſt immer noch ſehr werdend zumute, was mich ſehr froh, faſt fromm macht.

Bei uns iſt heute der Frühling angefangen, und es tropft und rieſelt von ſchmelzendem Schnee. Und hoch in den Lüften ſang die lieblichſte Lerchengattung, das Himmelsglöckchen.

Im Dorf wohnt jetzt ein junger Dresdener Muſiker Petri, der uns himmliſch Bach zuführt.

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 22. April 1902.

wir ſind in der Zeit des Laubenbauens. Otto und Henry zuſammen haben ſchon drei wunderhübſche zuſammengeſchlagen, die eine ſteht unter einem Hollunderbuſch, die zweite unter Birken, die dritte wird eine Kürbislaube. Und nun haben wir noch zwei vor. Du kannſt Dir denken, wie urgemütlich und komiſch unſer Puppengärtchen dadurch wirkt. In die Mitte kommt dann noch eine ſilberne Glaskugel als leuchtender Edelſtein. Dabei ſind wir alle ſehr glücklich, Elsbeth nicht zum mindeſten, über alle die ſchönen Plätze. Ich pflanze Roſen und Bauernblumen die Hülle und Fülle, wickele die Invaliden in Tücher und Lappen ein und begieße ſie beim Trockenwerden, jäte Unkraut und habe ſchwarze Hände . . .

Nun muß gleich die alte Urpoſt vorbeikommen, der ich dieſes Epiſtelchen mitgeben will. Darum ſchnell einen Kuß zum Abſchied.

★

Tagebuchblätter

24. Februar 1902.

Ich habe einen Kranz gelegt auf das Grab derer, welcher einſt ſeine Liebe galt. Es war morgens. Der Schnee lag und doch verſuchte ein Fink ſein künftiges Lied der Liebe.

Ich ging lange wie im Traum mit einem Lächeln im Herzen. Der Schnee war eine Decke unter meinen Füßen, kroß und mürbe vom letzten Nachtfroste und mein Fuß sank leise knirschend ein wenig in ihn hinein. Daneben lag schon das Wintergrün des Roggens, dessen werdendes Leben den Schnee überwunden hatte. Mir war seltsam bei diesem Lächeln. Vielleicht gedachte ich, wohin dieser Fuß wanderte.

Ich habe manchmal an mein Grab gedacht und wie ich es mir anders denke als das andere. Es muß gar keinen Hügel haben. Es sei ein viereckig längliches Beet mit weißen Nelken umpflanzt. Darum läuft ein kleiner sanfter Kiesweg, der wieder mit Nelken eingefaßt ist und dann kommt ein Holzgestell, still und anspruchslos, und da, um die Wucht der Rosen zu tragen, die mein Grab umgeben. Und vorne im Gitter, da sei ein kleines Tor gelassen, durch das die Menschen zu mir kommen, und hinten sei eine kleine anspruchslose stille Bank, auf der sich die Menschen zu mir hinsetzen. Es liegt auf unserem Worpsweder Kirchhof, an der Hecke, die an die Felder stößt, im alten Stück, nicht im Zipfel. Auf dem Grab stehen vielleicht zu meinen Häupten zwei kleine Wacholder, in der Mitte eine kleine schwarze Holztafel mit meinem Namen ohne Datum und Worte.

So soll es sein... Daß da eine Schale stünde, in die man mir frische Blumen setzte, das wollte ich auch wohl.

27. Februar 1902.

Es tropft und tropft und tropft vor meinem Fenster. Das ist die schmelzende Eiskruste, und gibt ein wäßriges schwimmendes Getön. Und draußen auf der Apfelwiese vor meinem Fenster ist der Schnee nur noch gebreitet wie weiße Laken und die Seele fühlt, er wird schwinden.

In der Osterwoche, März 1902.

In meinem ersten Jahre der Ehe habe ich viel geweint und es kommen mir die Tränen oft wie in der Kindheit jene großen Tropfen. Sie kommen mir in der Musik und bei vielem Schönem, was mich bewegt. Ich lebe im letzten Sinne wohl ebenso einsam als in meiner Kindheit.

Dieſe Einſamkeit macht mich manchmal traurig und manchmal froh. Ich glaube, ſie vertieft. Man lebt wenig dem äußeren Schein und der Anerkennung. Man lebt nach innen gewendet. Ich glaube, aus ſolchem Gefühle ging man früher ins Kloſter. Da iſt denn mein Erlebnis, daß mein Herz ſich nach einer Seele ſehnt, und die heißt Clara Weſthoff. Ich glaube, wir werden uns ganz nicht mehr finden. Wir gehen einen anderen Weg. Und vielleicht iſt dieſe Einſamkeit gut für meine Kunſt, vielleicht wachſen ihr in dieſer ernſten Stille die Flügel. Selig, ſelig, ſelig.

Ich empfange den Frühling draußen mit Inbrunſt. Er ſoll mich und meine Kunſt weihen. Er ſtreut mir Blumen auf meine Stunden. Ich fand an der Ziegelei gelben Huflattich. Die habe ich viel mit mir herumgetragen und habe ſie gegen den Himmel gehalten, wie ihr Gelb dort tief und leuchtend ſtand.

31. März 1902. Oſtermontag.

Es iſt meine Erfahrung, daß die Ehe nicht glücklicher macht. Sie nimmt die Illuſion, die vorher das ganze Weſen trug, daß es eine Schweſterſeele gäbe.

Man fühlt in der Ehe doppelt das Unverſtandenſein, weil das ganze frühere Leben darauf hinausging, ein Weſen zu finden, das verſteht. Und iſt es vielleicht nicht doch beſſer ohne dieſe Illuſion, Aug' in Auge einer großen einſamen Wahrheit?

Dies ſchreibe ich in mein Küchenhaushaltebuch am Oſterſonntag 1902, ſitze in meiner Küche und koche Kalbsbraten.

Am ſelben Tage, abends.

Mir ſcheint, Böcklin hat viel gelernt von Tizian. Er erwähnt ihn nie oder ſelten. Steht er ihm geiſtig zu nahe? Die Hand voll Blumen in der Tizianſchen Flora könnte Böcklin gemalt haben. Mit welcher Leichtigkeit brachten jene großen Renaiſſanceleute ihre großen Bilder auf die Leinewand. Ich beſehe das Tizianheft. Mir iſt, als ob ſolch große üppige Bilder, Figuren mit landſchaftlichem Hintergrund, alles prachtvoll abgerundet, alles der großen Bildidee untergeordnet, gar

nicht Realismus und doch voll von den schönsten koloristischen Reizen der modernen Anschauung, — als ob das die Kunst der Zukunft wäre. Ob es ein Stück von meiner Kunst ist? Tizian war Maler, ein reicher Geist voll Temperament und formlicher Gestaltungskraft. Ich möchte ihm einmal wieder gegenübertreten. Ich spreche jetzt nur durch die Nachbildung angeregt. Vielleicht wirkt das Original ganz anders auf mich.

2. April 1902.

Ich glaube, mein Glück besteht in der Hoffnung auf das Erfüllt-werden meiner Wünsche. Habe ich es dann erst in der Hand, so scheint es mir gar nicht so reizvoll. Es erscheint mir dann nur noch als natürliche Entwicklungsstufe, über die man sich nicht zu wundern braucht und nicht zu freuen.

Es ist wie bei einem Kinde, das sich wünscht, groß und erwachsen zu sein. Ist es dann erst erwachsen, so hat das Erwachsensein lange keinen Reiz mehr. Darum hatte die Pariser Zeit für mich etwas so sehr Glückliches: ich hatte so viele starke Hoffnung.

Und dann reizt mich auch dies Hoffen allem und allen zum Trotz. Das gibt dem ganzen Menschen solch eine stolze Stärke.

April 1902.

Was hat der Böcklin alles in die Welt gesetzt! Es ist schön, daß mein Leben noch seines zeitlich berührte. Man hat das Gefühl, daß man zu der Epoche gehört, die ihn hervorgebracht hat, und versteht ihn dadurch besser.

Heinrich Vogeler sagt oft, wie leid es ihm tut, seine Bilder aus dem Hause und aus den Händen zu geben. Es ist mir das ein Zeichen seiner im letzten Sinne spärlich fließenden Kunst. Eine üppige, neugebierende, die denkt nur an das Zukünftige. Das ist mir auch das Große, Hoffnungsvolle, was mich aus Ottos Schaffen anspricht.

Dieses Hoffen auf Zukünftiges hat wohl jeder junge Maler. Das gibt ihm die Kraft zum ersten großen Aufschwung. Und dann erstarren die meisten. Sie sind nicht zukünftig genug, leben künstlerisch zu sehr im Gewesenen.

Wenn ich ehrlich bin, habe ich mit der Overbeckſchen Kunſt gar keine Gemeinſchaft. Ich fühle nicht ihre innere Notwendigkeit. Oder, beſſer geſagt, erſcheint ſie mir wie eine unfruchtbare Arbeitsbiene, deren Zahl Legion iſt, die mit allen ihren Kräften arbeitet, auf daß es einmal wieder eine fruchtbare Königin gäbe.

2. Mai 1902.

Rilke ſchrieb einmal, die Gatten hätten die Pflicht, die gegenſeitige Einſamkeit gegenſeitig zu bewachen. Sind denn das nicht oberflächliche Einſamkeiten, die man bewachen muß? Liegen die wahren Einſamkeiten nicht völlig offen und unbewacht? Und doch dringt keiner zu ihnen, obgleich ſie manchmal auf einen warten, um mit ihm durch die Tale und Wieſen Hand in Hand zu wandeln. Aber das Warten iſt vielleicht nur Schwäche, und es dient ihr zur Stärke, daß keiner kommt. Denn dieſes Alleinewandeln iſt gut und zeigt uns manche Tiefen und Untiefen, deren man mit zweien nicht ſo gewahr würde.

Mir iſt es, als ob es wohl ſchwer wäre, ſein Leben gut und groß zu Ende zu führen. Bis jetzt, der Anfang, war leicht. Nun kommt es wohl ſchwerer und mit manchem inneren Ringen. Die Netze auswerfen, das tut mancher, aber dann auch einen Fiſchzug tun!

29. Mai 1902.

Ich ſtand im Graſe mit bloßen Füßen und mein Mann malte mich. Ich hatte mein Brautkleid an und dann ein roſa und ein blaues und ſchließlich ein weißes Atlaskleid, mit Gold beſetzt. Bei dem roſa war der Rücken weit frei und die Arme. Ich ſtand aber in der Sonne. Und wenn dann die Ahnung eines Windes mir über den bloßen Nacken ſtrich, ſo lächelte ich ein wenig, und meine Augen, die ſich vor der Sonnenhelligkeit ganz geſchloſſen hatten, lüfteten ſich auf Augenblicke... Um mich herum im Graſe war es beſäet mit weißen Sternmieren. Ich pflückte eine Handvoll und betrachtete ſie auf der hellen Luft und das Spiel ihres Schattens auf meinem Arm. Ich träumte im Wachen und ſah wie aus einem zweiten Leben meinem Leben zu.

3. Juni 1902.

Ich muß einmal ganz merkwürdige Farben malen. Ich hatte geſtern ein breites, ſilbergraues Atlasband auf meinem Schoße liegen, das begrenzte ich mit zwei in ſich gemuſterten ſchwarzen Seidenbändern. Und darauf legte ich eine kleine, ſtumpfe, flaſchenblaugrüne Sammetſchleife. In den Farben, da möchte ich wohl etwas malen.

Wir leſen jetzt ein Buch von Franz Servaes über Segantini. Otto iſt ſo rieſig angeregt durch deſſen Technik, die Farben rein moſaikartig nebeneinanderzuſetzen und dadurch eine konkrete leuchtende Wirkung zu erzeugen. Er begeiſtert ſich für die Bewegung in der Farbe. Auch ich träume von einer Bewegung in der Farbe, von einem gelinden Schummern, Vibrieren, ein Schummern des einen Gegenſtandes durch den andern. Aber die Mittel, die ich anwenden möchte, ſind ganz andere. Dieſer dicke Farbenauftrag hat für mich etwas Materielles. Ich möchte es auf dem Wege der Laſur, vielleicht über einen dickgemalten Untergrund, erzeugen. Einer andern Laſur, als Otto ſie vorhatte. Er kennt eigentlich nur die einmalige Laſur und malt beim zweiten Male gleich deckend. Ich glaube, man kann zehnmal übereinander laſieren, wenn man es bloß richtig macht. Auch ich glaube, daß, wenn ich weiter fortgeſchritten ſein werde, ich meinen Bildern eine größere Lebenskraft geben möchte. Das werde ich aber verſuchen, durch die Unterlage zu tun. Später möchte ich auch einmal verſuchen, auf Goldgrund zu malen.

7. Auguſt 1902.

Der Abend leget warme
Hernieder ſeine Arme
Und wo die Welt zu Ende
Da ruhen ſeine Hände...
Die Mücklein ſummen leiſe
In ihrer hellen Weiſe
Und alle Weſen beben
Und ſingen leis vom Leben...

Es iſt nicht groß,
Es iſt nicht breit,
's iſt eine kleine Spanne Zeit
Und lange währt die Ewigkeit ...

★

Brief an die Mutter

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 10. Juni 1902.

ich denke an Euch Eltern morgen zu Eurem Hochzeitstage, denn er, unſer Vater, er lebt ja in uns allen und tut uns allen mit dieſer ſeiner Gegenwart ſo wohl. Nimm Du nun alle dieſe Liebe für euch beiden ſtill entgegen als Euer beider Stellvertreter und laß Dir die Hand küſſen von

Deinem Kinde.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 27. Juni 1902.

... Daß Du bei Deinem letzten Beſuche uns doch morgens um fünf Uhr durchgebrannt warſt! Das war ganz gegen unſere Worpsweder Kur, deren Hauptfaktor Ausſchlafen iſt. Ich freue mich immer, daß Otto mit derſelben tiefen Kindlichkeit ſchläft wie ich, hauptſächlich in dieſer Sommerzeit, wo wir des Tags viel herummalern. Sogar nach dem Abendbrot ſtürzen wir uns noch ſelbander hinüber ins Armenhaus und malen Farbenſtudien von der Kuh, der Ziege, der dreibeinigen Alten und all den Armenkindern, die für meine Gefühle die einzigen Individuen hier ſind, die ſingen. Sonſt hört man Singen nur von betrunkenen Leuten, ſo wenig liegt der Sang dieſen ſchweren Schlagen.

Es iſt hier heute ſehr heiß, was Du wohl dieſem Briefe anlieſt. Trotz alledem kommt mein Meiſter und holt mich zum Malen ab: Badende Jungens. Dafür iſt es heute ein Wetter ...

Meine liebe Mutter, 6. Juli 1902.

es iſt Sonntagmorgen und ich habe mich in mein liebes Atelier geflüchtet und ſitze nun ganz allein in meinem lieben Brünjes-Häuſelein, deſſen ganze Einwohnerſchaft zur Kirche gegangen ſcheinen, ſo daß ich mir eins der klapprigen Fenſterlein erbrechen mußte, um dadurch meinen Einzug zu halten.

Meine Mutter, daß dieſer Brief kein pünktlicher Sonntagsbrief geworden iſt, das hat ſeinen guten Grund, nämlich die Arbeit, in der ich jetzt von Herzen ſtecke mit meinem ganzen Menſchen. Es gibt Zeiten, wo dieſes Anhängig- und Abhängigkeitsgefühl in einem ſchlummert, Zeiten, in denen man viel lieſt, oder Witzchen macht oder lebt, und dann auf einmal wird es wieder wach und wogt und brauſt in einem, als ſollte das Gefäß ſchier zerſpringen, ſo daß nichts Platz hat daneben.

Meine Mutter. Es wird in mir Morgenröte und ich fühle den nahenden Tag. Ich werde etwas. Wenn ich das unſerem Vater noch hätte zeigen können, daß mein Leben kein zweckloſes Fiſchen im Trüben iſt, wenn ich ihm noch hätte Rechenſchaft ablegen können für das Stück ſeiner ſelbſt, das er in mich gepflanzt hat! Ich fühle, daß nun bald die Zeit kommt, wo ich mich nicht zu ſchämen brauche und ſtille werden, ſondern wo ich mit Stolz fühlen werde, daß ich Malerin bin.

Es iſt eine Studie von Elsbeth, die ich gemacht habe. Sie ſteht in Brünjes Apfelgarten, irgendwo laufen ein paar Hühner und neben ihr ſteht die große blühende Staude eines Fingerhutes. Welterſchütternd iſt es natürlich nicht. Aber an dieſer Arbeit iſt meine Geſtaltungskraft gewachſen, meine Ausdruckskraft. Ich fühle deutlich, wie nach dieſer Arbeit noch manches andere Gute kommen wird, was ich im Winter noch nicht wußte. Und dies Fühlen und Wiſſen iſt beſeligend. Mein lieber Otto ſteht dabei, ſchüttelt den Kopf und ſagt, ich wäre ein Teufelsmädel und dann haben wir beide uns von Herzen lieb und jeder ſpricht von der Kunſt des anderen, dann aber wieder von der ſeinen. O, wenn ich erſt etwas bin, dann fallen mir allerhand Steine vom Herzen. So mein Verhältnis Onkel A. gegenüber, daß ich ihm mutig in die Augen ſehen kann und ihn nicht mit allerhand Verheißungen vertröſten muß,

ſondern daß er die Genugtuung hat, ſeine liebreiche Geldhilfe war eine gute Kapitalsanlage. Und allen anderen Menſchen gegenüber, die meine Malerſchaft mitleidig und zartfühlend behandelten wie einen kleinen, ſchnurrigen, verbiſſenen Spleen, den man eben bei meinem Menſchen mit in Kauf nehmen muß. Du fühlſt, der Kamm ſchwillt mir.

Und dann trage ich ſo oft die Worte in meinem Herzen, die Worte Salomons oder Davids: Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt, verwirf mich nicht von deinem Angeſicht und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir ... Ich weiß gar nicht, ob dieſer Spruch identiſch iſt mit dem Gefühl, aus dem heraus ich ihn ſage. Aber es iſt merkwürdig, von Kindheit an bei einer Gelegenheit, wo Gefahr war, daß ich zu ſtolz auf irgend etwas wurde, habe ich mir dieſe Worte geſagt.

Und Du? Wir haben uns beide gefreut an Deinen Briefen. Aber Liebe, nicht ſo viel aufbleiben bis nachts um ein Uhr! Du mußt dieſe Reiſe hauptſächlich nur vom Geſundheitsſtadium anſehen für Dich und das Küken. Küſſe mir Herma. Ich wünſche, daß ſie in ihrem Leben noch einmal ähnliche Gefühle haben wird, wie ich heute. Der Weg iſt aber lang und man muß eine Hoffnung haben im Herzen, die einen nicht ermüden macht. Meine Herma, ſuche Dir eine Hoffnung! Du biſt ja von ſelbſt ſo eine kleine Kluge. Achte von ſelbſt darauf, daß Du Dich nicht zu früh entwickelſt und frühreif wirſt. Eine langſam ausgereifte Frucht in Winden und Sonnen, das muß das Leben ſein. Halte Dich von den vielen Büchern fern und vom Theater, ſondern ſuche Dir einen Deinem Alter angemeſſenen Wirkungskreis. Setze es durch, daß Du auf ein Gymnaſium kommſt. Verſuche nicht Stufen zu überſpringen. Dem iſt Deine Geſundheit nicht gewachſen. Das iſt überhaupt gar nicht nötig im Leben. Einer, der einen weiten Weg vor ſich hat, läuft nicht. Schaffe Dir nur ein ſtilles, ſchlichtes Milieu und denke an Sachen, die für Deine Jahre paſſen.

Ich küſſe Euch beiden.

Eure Paula

★

Tagebuchblätter

Herbst 1902.

Ich nahm heute ein warmes Bad. Da war mir so wohlig. Klein Elsbeth half mir. Sie tippte auf meine Brüste und fragte, was das sei. Ja Kind! Das sind Mysterien.

Dann lief ich draußen durch lauen Herbstwind mit halbem Mondscheinschimmer. Das Bad hatte mein Blut so schnell und tatendurstig gemacht und in meiner Kehle saß ein Ton, der gesungen sein wollte. Denn manchmal klingt meine Stimme. Das ist, wenn Seele und Sinne mir voll sind.

Heute las ich, daß in den ersten Stadien des Menschenembryo sein Herz im Kopf sitze und erst allmählich in die Brust rutsche. Mir ist es ein süßer Gedanke, daß sie so nebeneinander geboren sind, Herz und Verstand. Das bestätigt mein Gefühl. Ich kann sie bei mir meist nicht voneinander trennen.

1. Oktober 1902.

Ich glaube, man müßte beim Bildermalen gar nicht so an die Natur denken, wenigstens nicht bei der Konzeption des Bildes. Die Farbenskizze ganz so machen, wie man einst etwas in der Natur empfunden hat. Aber meine persönliche Empfindung ist die Hauptsache. Wenn ich die erst festgelegt habe, klar in Form und Farbe, dann muß ich von der Natur das hineinbringen, wodurch mein Bild natürlich wirkt, daß ein Laie gar nicht anders glaubt, als ich habe mein Bild vor der Natur gemalt.

Ich habe in diesen Tagen so recht gefühlt, was für mich Farbenstimmung ist: daß alles auf dem Bilde seine Lokalfarbe wechselt nach dem gleichen Prinzip, daß alle gebrochenen Töne dadurch eine einheitliche Verwandtschaft erhalten.

1. Dezember 1902.

Ich las und sah Mantegna (im Knackfußheft). Ich fühle, wie er mir gut tut. Diese ungeheure Plastik, die er besitzt, die gibt eine solche Stärke des Wesens. Das grade fehlt meinen Sachen. Wenn bei der Größe der Form, die ich anstrebe, noch dieses Wesenhafte dazukäme,

so ließe sich etwas machen. Im Augenblick stehen mir einfache, wenig gegliederte Sachen vor Augen.

Meine zweite Hauptklippe ist mein Mangel an Intimität.

Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben.

Mir schwebt etwas vor wie im Louvre: das Grabmal mit den acht tragenden Figuren.

Kalckreuth hat in seinen alten Frauen manchmal dies merkwürdige Runenhafte. Die Frauen mit den Gänsen und die Alte mit dem Kinderwagen.

Merkwürdig, mir ist es, als ob meine Stimme ganz neue Töne hätte und als ob mein Wesen neue Register hätte. Ich fühle es größer werden in mir und weiter. Wolle Gott, es würde etwas mit mir.

★

Briefe an Otto Modersohn

Mein geliebter Mann, Worpswede, den 4. November 1902.

dies ist nun der erste Abend der ersten größeren Trennung in unserer Ehe. Es gibt mir ein eigenes Gefühl. Du, in Gesellschaft Deiner Familie, kommst vielleicht gar nicht so zum Bewußtsein dessen. Ich schwelge darin. Schwelge in meiner Einsamkeit, Deiner in Liebe gedenkend.

Unserer Liebe gedenkend, wanderte ich heute abend durch die finsterfeuchte Luft nach Hause und hielt innerlich ein Zwiegespräch mit mir. Ich habe eine große Sicherheit in unserer Liebe und zu unserer Liebe, und als ich heute so ging, durchfuhr mich ein atemloses Glücksgefühl, denn ich gedachte, daß uns der Höhepunkt noch vorbehalten ist. Sieh, Lieber, Du brauchst nicht traurig zu sein oder eifersüchtig auf meine Gedanken, wenn ich meine Einsamkeit liebe. Ich tue es, um still und ungestört und fromm Deiner zu gedenken.

Die Heimkehr zu unseren Birken war lieblich, alles unter dem sanften

Schleier Deines Fernseins gesehen. Man ist eben doch schon ein Stück von dem andern und der andere ein Stück von einem. Ich lebe in Dir sehr, das fühle ich. Aber die Trennung ist mir lieb, weil sie dieses Ineinanderleben zu einem seelischen macht. Ich liebe das zeitweilige Zurücktreten des Körpers ... Lieber, liebe mich, wenn ich auch ungereimt bin. Ich meine es doch so.

Mein geliebter Mann, Worpswede, den 7. November 1902.

... ja, Lieber, wir wohnen in einem seligen Gefilde. So war mir es auch am Dienstag, als ich von Bremen wieder heimzog. Hier liegt noch viel Lieblichkeit gebannt, die noch nicht erlöst ist. Ob Du die Zauberformel sprechen wirst? Ob ich ein Wörtlein dazu sagen darf? O, wenn ich das alles bedenke, was ist da für uns für Glück und Wonne in der Zukunft. Ich war eben draußen in Brünjes Apfelgarten. Da hing hinter den großen Föhren die silberne Mondsichel. Wir haben schöne Tage jetzt, doch hat Luft und Erde ein winterliches Ansehen. Kalt. Hier in meinem kleinen Stübchen ist es gemütlich warm und ein paar Bratäpfel in der Röhre verbreiten Wohlgeruch. Und die Kuh brüllt und Berta wäscht Hochzeitsgardinen.

Heute morgen fing ich die kleine Frau Vogeler mit dem weißen Kinde an. Gestern abend war ich bei ihnen. Ich glaube, sie stehen jetzt beide in einer schweren Zeit. Mir ist, als ob sie darunter litten, daß er von seinen letzten Dingen nicht zu ihr sprechen kann.

Bei Christel Schröder habe ich für eine Mark äußerst anregende Knöpfe gekauft, die ich einen ganzen Tag mit mir herumtrug, so schön fand ich sie. Und mit Elsbeth bin ich fleißig im Garten tätig und habe auch schon Ihrer Hoheit Gefken einen reitenden Boten gesandt, daß er unser Gärtlein dünge. Elsbeth und ich sprechen viel von Dir. Sie mit ihrem mitleidigen Tonfall, ich in einer Art von bräutlichem Glücksgefühl. Vorgefallen ist sonst nichts, außer daß wir im Keller eine Maus gefangen haben. Aber zu sagen hätte ich Dir noch viel. Ich tue es Dir nach und packe es auch in einen Sack. O, wie wird das sein, wenn wir mit unseren Säcken uns begegnen.

Familienbrief

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 29. Januar 1903.

ein paar Tage vor Weihnachten erzählte mir Milly, daß es Dir gar nicht gut ginge, daß Dein Herz aufmuckte gegen dieſe ſchnelle Art zu leben, die Du ihm zumuteſt. Zu gleicher Zeit erzählte ſie auch von Frau D.'s italieniſchem Plan und daß Du zauderteſt, wegen einer neuen Penſionärin zu Oſtern. Liebe, laß doch all die Penſionärinnen für eine Zeit ganz aus dem Sinn, ſchnallt Euer Bündel und wandert. Sieh es doch als eine Fügung an, daß Du auf dieſe Weiſe von Deiner Wohnung los biſt. Wirf alles hinter Dich und lebe nur der Geſundheit.

Ich möchte, ich wäre nur eine halbe Stunde bei Dir, um von Angeſicht zu Angeſicht mit Dir über dieſen Punkt zu reden. Ich fürchte ſo ſehr, daß Du in ein ſo überſchnelles Lebenstempo hineingekommen biſt, daß Du Angſt haſt vor dem plötzlichen Aufhören und den Nicht-Pflichten. Wie unſer Vater, der jeglichen Urlaub von ſich wies in einer Zeit, da er ihn am nötigſten hatte. Das iſt meine Tätigkeit allen Menſchen gegenüber, daß ich ihnen Ruhe und ein Zuſichkommen predige. Ich wünſchte nur, ſie hörten. Dann gäbe es ſicherlich ein großes Stück Glück mehr auf der Welt. Ich wünſchte auch, Du hörteſt dies Wort ein wenig. Warum ſoll ich es Dir nicht ſagen? Daß ich halb ſo alt bin als Du, das iſt immer noch kein Zeichen, daß ich unrecht habe.

Früher als Kind dachte ich immer, daß man mit den Jahren immer beſſer würde und jetzt als Erwachſenes denke ich, daß man ſich mit den Jahren Fehler angewöhnt. Ich glaube bei Dir: das Zuviel-Arbeiten. Und es iſt meine feſte und heilige Überzeugung und kein Scherz, wenn ich glaube, daß Du alle Deine Kräfte zuſammennehmen mußt, um dagegen zu kämpfen. Durch das Zuviel-Arbeiten ſündigt man am Leben und an der Arbeit ſelber. Man beraubt ſie ihrer wundervollen großen beruhigenden Schönheit, die ſie wie eine milde Sonne über unſer Leben ſtrahlt.

Wir leben ſtill weiter unſern Gang und warten ſtill weiter darauf, daß etwas aus uns wird. Otto in ſeiner Art gerade ſo wie ich, denn

ihn verlangt auch nach etwas Höherem. Und dann erzählen wir uns gegenseitig von uns, was ein jeder machen will, und dann wartet der eine auf den andern.

Die Studien von Fräulein M. haben uns interessiert. Arbeitet sie denn gar nichts Größeres? Wenn man sich in so kleinem Format ausdrücken will, müssen die Mittel meinem Gefühl nach anders sein. In ihren Zeichnungen ist sie nicht immer derselbe Mensch. Erinnert mal hieran, mal daran. Im ganzen ist mir das, was ich anstrebe, noch lieber, was aber gar nicht jeder zu finden braucht. Ich meine nur, weil Du uns in gewisser Weise miteinander verglichest.

Wenn Du im Jahre wenig Briefe von mir erhältst, so führe es bitte auf eine gewisse Schweigsamkeit zurück, die ich meines Wissens von jeher auch im mündlichen Verkehr gehabt habe. Ich spreche manchmal sehr wenig und Elsbeth muß dann sehr unermüdlich und sehr spitzfindig fragen, damit sie mehr als ein Ja oder Nein erhält. Vielleicht kommt es davon, daß die Gedanken wissentlich oder auch unwissentlich immer auf das eine Ziel gerichtet sind, ich weiß selbst keinen anderen Grund.

*

Paris

1903

Briefe an Otto Modersohn

Paris, den 10. Februar 1903.

Nun ſitze ich im kleinen Grand Hotel de la Haute Loire, wo ich vor drei Jahren abſtieg, im ſelben Kämmerlein 53, nur daß in Nummer 54, wo ich jetzt zwei fremde deutſche Malerinnen höre, damals Clara Weſthoff das rote Himmelbett einnahm. Ich fange an, Paris zu genießen, obgleich ich noch ſehr befangen bin und mich vor den Menſchen ein wenig fürchte. Als ich in die Cremerie ging, um ein Abendbrot zu eſſen, kam einer von den bekannten ſpaniſchen Lausbuben mir grade entgegen. Und als ich hereintrat, paſſierten mich zwei Franzoſen und ſagten: „Aha, aha, elle est retournée.“ Mir war aber unter dem bunten Völklein in meiner Pelzjacke gar nicht wohl zumute.

Gute Nacht, mein König Rotbart. Denke mal, ich glaube, ich werde Dir doch in ein paar Wochen ſchreiben müſſen, daß Du herkommſt, denn hier ſitzt Champagner in der Luft, ganz abgeſehen von der Kunſt auf Schritt und Tritt.

Ich habe dasſelbe Gefühl wie das erſtemal, wo ich auch ſo gern in ein Mauſeloch kriechen wollte, weil alle Menſchen mich ſo lachend anguckten, und ich an den vielen weichen Stimmen um mich höre und fühle, daß ich nicht ihres Schlages bin.

Ich möchte ſehr gern einen Brief von Dir haben, mein lieber Rotbart. Du weißt doch, ich bin auch hier, um mir Worpswede durch die kritiſche Brille zu beſehen. Bis jetzt kann es noch beſtehen. . . .

Dein kleines Weib in der großen Stadt Paris.

Paris, den 12. Februar 1903.

Mein lieber Otto, geſtern habe ich erſt einen Brief an Dich eingeſteckt und heute fange ich gleich wieder einen an. Ich will Dich recht bombardieren, auf daß Du gar nicht anders kannſt, als auch viel ſchreiben. Ich denke furchtbar viel an Dich und Elsbeth, eigentlich immer. Und

faſt kann ich es bis jetzt noch nicht verſtehen, daß ich Euch verlaſſen habe. Das kommt daher, daß ich im Augenblick noch nicht ſo genußfähig bin. Alles iſt aber heute ſchon einen Grad beſſer als geſtern. Hauptſächlich fallen mir die fremdartigen Geſtalten nicht mehr auf die Nerven und beunruhigen mich nicht mehr ſo.

Am Abend.

Eben waren Rilkes da und machten mir ihren Gegenbeſuch. Geſtern abend war ich bei ihnen. Sie ſind ſehr freundlich zu mir. Aber Paris plagt ſie beide mit viel unheimlichen Angſten. „Es ſtehen Stimmen auf in der Nacht.“ Es herrſcht über dieſen beiden Menſchenkindern immer dasſelbe freudloſe Verhängnis. Und dieſe Freudloſigkeit kann anſteckend wirken.

Mein lieber Rotbart, ich wünſchte, es wäre einmal einen Augenblick ſtill um mich, daß ich Dir ſanft und leiſe ſagen könnte, wie fein und groß Du in meinem Herzen ſtehſt. Und Deine Arbeit zu denken und an Deine weiche Stirn und an Deine Hände, das geht ſchön. Ich fühle mich ein wenig wie ein Schifflein, deſſen Segel warten, daß der Wind ſie ergreife. Und morgen ſoll mich das Louvre ergreifen.

Paris, den 14. Februar 1903.

Lieber, was Du wohl machſt und was Du wohl malſt? Haſt Du die kleinen Rahmen ſchon geſpannt? Darauf freue ich mich beſonders.

Das merke ich, eine der Hauptſachen, die man hier in Paris lernen kann, ſind die Impromptus. Ich war heute in der Rue Laſitte, der Straße der Kunſthändler. Da ſieht man viel von dem, was Du das Künſtleriſche in der Kunſt nennſt. Dieſes Nicht-Fertigdrehn, das beſitzen die Franzoſen in hohem Maße. Da kommt ihnen das Bewegliche ihrer Natur zuſtatten. Wir Deutſchen, wir malen immer pflichtgetreu unſer Bild herunter und ſind zu ſchwerfällig, aus dem Stegreif eine kleine Farbenſkizze zu machen, die oft mehr ſagt als das Bild.

Da machen ſie hier allerliebſte Sachen oft im kleinſten Format. Dahin mußt Du auch noch kommen, denn das liegt grade Deinem Talente ſehr. Nur ſind ſolche Sachen nicht für das Publikum, und ſtark künſtleriſche Kunſthändler haben wir wohl wenige.

Anton von Werners Glanzlichter auf den Stiefeln liegen uns allen im Blut.

Dennoch, wie ſtark ergriffen uns jene wenig ausgeführten Sachen von Segantini.

Heute habe ich Arbeiten von Cottet und Simon geſehen.

Cottet iſt mir der weit Liebere im Gefühl, während Simon noch feinere farbige Klänge anſchlägt. Mir iſt aber ſein Farbenauftrag nicht ſo lieb. Und dann malt er Geſichter und Dinge ſo flächig, was mir etwas gewaltſam vorkommt. Cottets Auftrag könnte für mich noch geheimnisvoller ſein.

Da ſind im Louvre ein paar kleine Stilleben von Décamps, ganz kleine Dinger, aber äußerſt merkwürdig und feinfühlig, und ein paar kleine Bilder von Millet, die reizen mich techniſch ſehr.

Ich freue mich, daß es mir allmählich gelingt, in dieſem Lärm denken zu können, was mir bisher unmöglich war.

Ich habe ein hundsmiſerables, gottverlaſſenes Gefühl mit mir herumgetragen. Ich fühle ſchon, wenn ich diesmal etwas lernen will, muß ich es mir teurer erkaufen als das erſtemal. Damals hatte ich Dich noch nicht und kein Heim. Ich fühle aber, daß es ſehr gut iſt, alles einmal aus der Ferne zu beſehen. Du kommſt nicht ſchlecht dabei weg.

Manchmal möchte ich auf der Straße in all dem Radau weinen. Ich habe heute bitterlich ein Zimmerlein mit Ausblick auf einen Baum geſucht, bis jetzt erfolglos.

Eigentlich wollte ich morgen gern aufs Land. Aber Rilkes wollen ſich eine japaniſche Ausſtellung anſehen, da werde ich mich wohl daran beteiligen. Wenn ſie doch ein bißchen fröhlicher wären! Aber ſie blaſen Trübſal und ſogar auf zwei Pfeifen.

Nachmittags zeichne ich Akt in der Akademie. Jede halbe Stunde eine andere Stellung. Das macht mir viel Freude.

Man hält mich hier überall noch für ein Fräulein. Ich trage aber kräftig meinen Ehering, und wenn ich den nicht trage, friere ich.

Grüße die kleine Frau Vogeler und ſieh auch zu, daß die Mäuſe nicht meine Kunſt verzehren.

Paris, den 17. Februar 1903.

Ich bin umgezogen. Auf dem Boulevard war es mir zu laut, so daß ich nie bei mir zu mir kommen konnte, was ich, wie Du ja weißt, sehr notwendig brauche. Nun bin ich umgezogen und bin sehr glücklich. Um mich her ist Stille und vor meinem Fenster steht ein Baum und hinter dem Baum ist ein Garten und hinter dem Garten steht etwas Katholisches, ich weiß nur noch nicht, was.

Und mein Hotel hat einen kleinen Garten, eigentlich Hof, in dem allerlei Schmutz und Liebe herrscht, und in dem mir Madame die schönsten Knospen verspricht.

Du merkst wohl, daß Paris mir allmählich wieder zu tagen anfängt. Es stürmt jetzt von allen Seiten auf mich ein, viel merkwürdige Sachen. Und ich bekomme das Gefühl, daß die Reise mir nützt.

Sonntag war ich mit Rilkes in einer altjapanischen berühmten Privatausstellung, die unter den Hammer gebracht werden soll. Die Bilder waren keine Tafelbilder in unserem Sinne, sondern Papier- oder seidene Rollen. Da herrschte eine große Merkwürdigkeit von Form, Farbe und Geist. Die Sachen können eine kolossale Stimmung ausdrücken, etwas Nächtliches, etwas Düster-Geheimnisvolles, oder auch wieder etwas Mondän-Kokettes. Und wie schön sind die Blätter mit Blumen und Vögeln. Man spürt, wie eng dieses Volk mit der Natur zusammenhängt.

Am Sonntag abend ging ich noch ein wenig allein spazieren. In einer Nebenstraße stand auf einem Karren, den ein Eselein zog, eine Drehorgel, die eine alte Frau spielte. Wie kinderhaft nun alles Publikum elektrisiert wurde! Ein kleines Ladenmädchen, die Blumentöpfe ins Haus bringen sollte, tat dies im Takt sich wiegend und tanzend. Im Hausflur tanzten zwei andere Mädchen. Und ein paar Burschen zogen vorbei, denen zuckte es auch in den Beinen.

Das Ganze war reizend anzusehen. Das ist diese kindliche Empfänglichkeit, die sich auch in der Kunst äußert.

Heute im Louvre. Ich bin Rembrandt näher gekommen, überhaupt den Niederländern. Schließlich sah ich noch merkwürdige hochkünstlerische Nachbildungen nach Zeichnungen von Ingres und Reprodukt-

tionen wundervoller antiker Porträts, die von merkwürdigem fließenden Farbenauftrag ſein müſſen. Ein ſehr reizvolles Bildnis der Kleopatra.

Du ſiehſt, mein Lieber, ich trinke jetzt in vollen Zügen und bin ſehr genußfähig. Mündlich mußt Du mir ſpäter alles genau abfragen.

Paris, den 18. Februar 1903.

Merkwürdig iſt es, daß jetzt das Sprachrohr zwiſchen uns beiden ſo endlos lang iſt. Merkwürdig iſt es überhaupt, daß ich nun an Deinem Geburtstage nicht bei Dir ſein werde.

Und trotz alledem bin ich vielleicht mehr denn je bei Dir und in Dir. Du biſt mein lieber Schatten, in dem ich mich kühle, und das kühle Waſſer, in dem ich meine kleine wunde Seele bade, von der ich das Gefühl habe, daß ſie ſo ausſieht wie mein Akt. Du biſt mein lieber, großer, ſtiller Wald, in dem es leiſe rauſcht und flüſtert. Und wenn ich auch ein wenig hinausgelaufen bin auf die Wieſe, ſo komme ich bald wieder und ſetze mich ſtill bei Dir nieder.

Du biſt mein lieber Geſelle und ich gedenke in herzinniger Liebe Dein und küſſe Dir die lieben Hände und die milde Stirn, aus denen kommen Deine Bilder. Die ſehen für mich aus wie Deine Bilder, und der rote Bart gehört auch dazu.

Weißt Du, ich denke hier oft an Deine Bilder. Sie müſſen noch viel, viel merkwürdiger werden. Da muß ein Hauch und ein Ahnen in ihnen ſein, wie in der Natur, wie ſie uns in Augenblicken erſcheint, wenn unſer Auge ungetrübt und klar in das ſeltſame Weſen der Dinge ſchaut. Ein Ausdruck von Dir iſt: man hat ſo ein Gefühl, da geht es um. Wenn Du nun ein Bild malſt, iſt es das erſte, daß Du dies Gefühl in ſeiner ganzen Stärke zum Ausdruck bringſt. Du mußt alle Mittel dazu am Schnürchen haben: die Technik, die Farbe, die große Form. Aber während Du über die Mittel nachdenkſt, laß keinen Augenblick den Zweck außer Auge, Deine Kompoſitionen als Bilder entſtehen zu laſſen.

Die Franzoſen haben doch eine entzückende Delikateſſe und Feinfühligkeit im Ausdruck. Und dabei handhaben ſie ihr Werkzeug mit

ſo großer liebevoller Sauberkeit. Merkwürdig, je mehr ich Rembrandt verſtehen lerne, deſto mehr fühle ich auch, daß ſie ihn verſtanden haben.

Ich freue mich, daß Du jetzt Sachen im kleinen Maßſtabe vorhaſt und fange an zu glauben, daß man erſt wahrhaft malen kann, wenn man auch im kleinen ſich ausdrückt. Iſt das Kleinere nicht der viel ſchnellere, leichtere Ausfluß einer glücklichen Stunde? Ich denke an Millet, Rembrandt, Böcklin.

Hier ſind eine ganze Menge Rembrandts. Wenn ſie auch gelb ſind von Firnis, ſo lerne ich trotzdem viel von ihnen, das Krauſe in ſich, das Leben.

Hier iſt ein kleines Ding, ich weiß nicht, ob es auch eine Frau Potiphar iſt. Es iſt ein Frauenakt im Bett. Wie die gemalt iſt, und wie die Kiſſen gemalt ſind in ihrer Form mit den Spitzeneinſätzen, das alles iſt ganz entzückend. Dann die heilige Familie mit dem reizenden offenen Fenſter. Dann zwei kleine denkende Philoſophen, die in irgendeinem gotiſchen Bau ſitzen, wo ein wenig Sonnenlicht über die Flieſen huſcht.

Der barmherzige Samariter ſcheint ſehr in der Farbe gelitten zu haben. Der muß wundervoll geweſen ſein.

Ich glaube, daß Paris doch bald wieder eine Kaiſerſtadt werden muß, das Volk ruiniert alles. Das Parkett im Louvre geht auch kaput und im Saal antiker Bilder, der ſehr ruhig und abgelegen iſt, waren heute zehn Trunkenbolde ſchlimmſter Güte und ich allein. Über die Antike ein andermal.

Nun laß Dich küſſen, mein lieber Neununddreißiger. Mit dem Jahre Vierzig ſoll die große Kunſt beginnen. Darauf trinke ich am Sonntag dreimal meinen Milch-Kakao.

Möge die neue ſilberne Glaskugel uns und unſeren Kindeskindern erhalten bleiben!

Ich ſende Dir hier eine Photographie von Cottet. Ich finde ſie ſehr ſchön und ernſt Schreibe mir darüber.

Paris, den 19. Februar 1903.

Als ich heute abend vom Croquis nach Hauſe kam, fragte ich: „Pas de lettre?“ und man ſagte mir: „Rien du tout, madame“. Das machte mich ein wenig traurig; aber ein Stündlein ſpäter klopfte es an die Tür und der Garçon ruft: „Voice ma petite dame! Voilà tout ce que vous désirez!“ und reicht mir Deinen geſchwollenen Brief.... Mit dem Garçon habe ich nämlich einen kleinen Punkt. Mit ihm rede ich ungefähr das einzige, was ich rede. Hoffentlich ſtrebt er keinen großen Punkt an, denn dann haben wir ja gar keinen Punkt mehr.

Paris wird mir mehr und mehr das Paris von vor drei Jahren Dieſelben alten Geſichter, die auf der Pont des Arts die Veilchen anbieten. Dieſelben hutzeligen Leutchen, die am Seinequai ihre Bücher ausbreiten.

In der Akademie findet man mich wohl auch dieſelbe, denn ſie reden mich immer Mademoiſelle an. Da habe ich's neulich einer Dänin, die viel redet, geſagt, daß ich verheiratet bin, nun mag die es verbreiten. Denn ich war innerlich etwas empört, daß man es mir gar nicht anſieht, daß ich ſeitdem doch Deine Frau geworden bin, und ich trage doch den Ring. Aber darauf achtet man hier in Paris nicht.

Weißt Du, was ich finde? Deine holde Geliebte, die Kunſt, macht Dich Deiner kleinen Pariſer Geliebten ein wenig abſpenſtig. Sie möchte mal wieder einen Liebesbrief haben. Aber laß auch nur Glück und Segen Deinen lieben Händen, daß unter ihnen Pracht und Glanz und Leuchten erblüht. Das iſt ja doch das Allerſchönſte für mich.

Alſo die Monographie iſt heraus. Rilke brachte ſie mir geſtern. Ich habe nur erſt darin geblättert. Es ſcheint mir viel Gutes und viel künſtleriſch Schiefes nebeneinander zu gehen.

Klara Rilke hat einen feinen Auftrag: ſie ſoll die Tochter Björnſons in ganzer Figur klein modellieren. Sie hat nichts von Björnſon, nichts Nordiſches, iſt originell, kapriziös und pariſienne in ihren Bewegungen.

Die Faſtnachtstage machen die Stadt bunt von Konfetti. Vor drei Jahren watete ich ſelbſt bis an die Knöchel in dieſem bunten Schnee, dieſes Jahr bekam ich nur von weitem ein paar Pierrots zu ſehen.

Übrigens habe ich mit meinen Wirten ein ganz niedliches Verhältnis,

ging mit ihnen, Mutter und Tochter, sogar gestern in die Stadt, den Umzug der Studenten zu sehen. Ihnen erzähle ich von Dir und sie hören aufmerksam zu. Es sind echte Pariser Kleinbürger und amüsieren mich sehr.

Das Hotel besteht in der Hauptsache aus einem großen Portal. Das Haus selbst sieht winzig daneben aus. Im Hofe läuft manchmal ein Riesenkaninchen. Es ist eben alles komisch und gemütlich, die Menschen haben so eine Naivität in ihrer Art zu leben.

Mir kommen hier viel künstlerisch gute Gedanken. Ich fühle und empfinde mit immer größerer Lebhaftigkeit, wie das Intime die Seele aller großen Kunst ist. Das geht durch die Tanagrafiguren, durch Rembrandt und Millet. Deshalb bin ich glücklich über meinen Aufenthalt hier, da er mir diese Erkenntnis in so hohem Maße bringt.

Paris, den 26. Februar 1903.

Lieber, Du ließest mich lange warten. Die Rafaellistifte müssen sehr schön sein, wenn sie mich so in den Schatten stellen können. Aber wie freue ich mich für Dich, daß Du so im Schaffen bist.

Sage einmal, kommst Du noch? Für mich wäre es ja sehr schön. Ich will aber in Deinem Entschluß gar keine Rolle spielen. Es muß davon abhängen, wie es Dir in Deine Kunst und Deine Zeit hineinpaßt.

Schönes gibt es ja hier die Überfülle. Auch möchte ich sehr, sehr gern, daß Du die Kunst Rodins erlebtest. Er ist doch wohl der größte Lebende. In einer französischen Zeitschrift sind Kunstgespräche herausgekommen, die er mit ein paar jungen Mädchen führte, das heißt, es sind mehr Kunstmonologe. Aber sie sind sehr einfach und lassen sich auf alle hohe Kunst anwenden. Ich freue mich darauf, sie mit Dir durchzusprechen. Lieber, ich freue mich überhaupt so sehr, daß Du mich hierher gelassen hast und ich bin Dir von ganzem Herzen dankbar und ich glaube, ich werde es mir in meinem späteren Leben nach gewissen Zeiträumen immer wieder wünschen.

Manchmal bin ich abends bei Rilkes. Aber auf Verkehr kommt es mir im Augenblick nicht an. In mir arbeiten so viel Eindrücke. Es muß so manches durchdacht werden. Meistens verbringe ich den Abend

ſehr angenehm mit Schreiben und Leſen und Denken mit dem Blick auf das ewige Lämplein des Karmeliterkloſters, das hinter meinem Garten blinzt.

Das Luxembourg-Muſeum iſt wieder eröffnet; da gab es viel Schönes: Manet, der Akt mit der Negerin, die Sonne auf der Terraſſe. Renoirs, nicht ſo ſchön wie unſerer in Bremen. Zoloaga: zwei ſchwarze Damen, ein Herr und ein falbes Windſpiel vor der Luft, und dann ein Zwerg mit einer ſilbernen Kugel wie unſere im Arm, ganz fabelhaft in der Farbe.

Das Schönſte für mich war aber das Wiederſehen mit dem großen Cottet-Triptychon. Der rechte Flügel, wo die Frauen und Kinder bange im Abend warten, iſt formlich und farbig von wunderbarer Größe.

Dann Degas'ſche Paſtelle. Sehr intereſſant in ihrer Form und ſehr künſtleriſch und kapriziös in der Farbe.

Und Worpswede! Neulich ſah ich im Louvre unſere Rouſſeauſche Landſchaft mit den Kühen. Da waren mir unbewußt die Tränen in die Augen gekommen, vor ſtillem Glück, daß ich ſolch eine Heimat habe.

Paris, den 2. März 1903.

Mein lieber Geſponſe, Du müßteſt auch herkommen. Es gibt dafür viele Gründe. Aber ich nenne nur den einen, großen, größten: Rodin.

Den Eindruck dieſes Mannes und ſeines ganzen Lebenswerkes, das er in Abgüſſen um ſich geſammelt hat, müßteſt Du haben. Dieſe große Kunſt, die ſich mit unglaublicher Willensſtärke ganz im Verborgenen und in der Stille bis zur vollen Blüte entfaltet.

Über das einzelne Werk kann ich wenig reden, denn dem muß man viel öfter und in ganz verſchiedenen Stimmungen nahetreten um es ganz in ſich aufzunehmen.

Aber man hat ſo ein wunderbares Gefühl bei dieſer Arbeit aller Welt zum Trotz, ob ſie ſeine Wege billigt oder nicht, bei dieſer felſenfeſten Zuverſicht, daß es Schönheit iſt, die er der Welt bringen will.

Viele erkennen ihn ja an, obgleich die meiſten Franzoſen ihn mit Boucher und Seyalbert und wie die kleinen Lichter heißen, in einen Topf tun.

Mit einem kleinen Kärtlein Rilkes, der mich als „femme d'un peintre très distingué“ empfahl, trat ich am Sonnabend, seinem Empfangsnachmittag, in sein Atelier. Es waren schon allerhand Leute da. Die Karte sah er sich gar nicht an, nickte mir nur zu und ließ mich ruhig zwischen seinen Marmorgebilden wandeln. Da ist viel, viel Wunderbares. Manches ist mir nicht verständlich. Aber darüber wage ich so schnell nicht zu urteilen.

Beim Weggehen fragte ich ihn, ob es möglich sei, seinen Pavillon in Meudon zu besehen, da stellte er mir den Sonntag zur Verfügung, da durfte ich denn in dem Pavillon ungestört wandern.

Aber ein Studium ist da beieinander und eine Anbetung der Natur, das ist schon schön! Er geht immer von der Natur aus. Auch seine Zeichnungen, Kompositionen macht er vor der Natur.

Die merkwürdigen Formenträume, die er auf das Papier wirft, sind für mich die eigenartigste Erscheinung seiner Kunst. Er nimmt die allerkleinsten Mittel, er zeichnet mit Bleistift und tönt dann in merkwürdigen, leidenschaftlichen Wasserfarben. Leidenschaft des Genies herrscht in diesen Blättern, ein Sichnichtkümmern um die Konvention. Sie erinnern mich an jene altjapanischen Sachen, die ich hier sah, vielleicht auch an antike Fresken oder die Figuren auf antiken Vasen.

Du müßtest sie sehen! Sie sind für einen Maler starke Anregungen in ihrer Farbigkeit. Er zeigte sie mir selbst und war freundlich und reizend zu mir. Ja, Merkwürdigkeit in der Kunst, die hat er. Und dabei diese Durchdrungenheit, daß alles Schönheit in der Natur sei. Früher hat er diese Kompositionen aus dem Kopfe gemacht. Aber er fand, daß man dabei noch zu konventionell wäre. Nun macht er sie vor dem Modell. Wenn er frisch ist, zwanzig in anderthalb Stunden.

Der Pavillon und zwei andere Ateliers liegen inmitten von sich überschneidenden Hügeln, die mit stumpfem Gras bewachsen sind. Man hat einen wunderbaren Blick auf die Seine, auf die Ortschaften daran und auf Paris mit seinen Kuppeln.

Das Wohnhaus ist ganz klein und eng und man fühlt, wie das Leben bei ihm gar keine Rolle spielt. „Le travail c'est mon bonheur“ sagte er.

Ich war mit Fräulein von M. ſchon am Morgen nach Meudon gegangen. Dort durchſtreiften wir das Land und pflückten gelben Huflattich, von dem ich mir heute ein Kränzelein gebunden habe. Die Gegend um Paris herum mit ihren entzückenden Fernen und Durchblicken hat einen zauberiſchen Reiz, den muß man kennen, wenn man die Leute verſtehen will. Als Kontraſt zu unſerem Norden wirkt alles ſo ſanft und hingebend. . . . Ich küſſe Dich, mein lieber Rothart. . . .

Paris, den 3. März 1907.

Heute morgen erwachte ich in meinem Mahagonibett wie eine Braut, denn geſtern abend beim Schlafengehen, als ich ſchon die Lampe gelöſcht hatte, wurde mir noch Dein Brief hereingereicht.

Lieber, das war eine Seligkeit. Ich las alle Deine Worte ganz langſam, ein jedes für ſich, und ließ ſie ſanft und lieblich über mich hinſtrömen und ſonnte mich in ihnen und lachte über ſie und freute mich in Dir.

Ja, mein König, Dir gehört mein All, Dir weihe ich es. Nimm alles in Deine lieben Hände. Und wenn der Frühling über unſern ſchönen Berg ziehet, dann wollen wir uns in Liebe vereinen.

Lieber, mir war es wie Dir. Auch ich wollte nicht ſoviel von unſerer Liebe ſchreiben, um uns die Trennung nicht ſo ſchwer zu machen. Nun iſt es aber doch wunderſchön, daß wir uns einmal zwiſchendurch alles Liebe geſagt haben, dann geht hinterher das Schweigen davon wieder viel leichter.

Weißt Du, ich ſpreche ſo oft von Dir, als ich nur kann. Mit Rilkes läßt ſich das gar nicht ſo gut machen, die hören nur halb zu, die ſind zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Da erzähle ich nun meinem Garçon, der aus der Bretagne iſt, viel von Dir und was Du für ſchöne Bilder malteſt. Neulich wollte ich ihm beſonders imponieren und zeigte ihm Dein Bild in der Monographie. Da fand er Dich aber gar nicht ſchön. Da wurde ich ärgerlich und ſagte: Du hätteſt einen roten Bart und das andere Geſicht ſähe ſo fein dazu aus. Und für mich ſelbſt dachte ich in Stille und Innigkeit an Deine lieben Hände und an Deine Seele. Davon ſprach ich ihm aber nicht, denn ich merkte doch,

daß ich an die falſche Adreſſe gekommen war und hatte ein etwas verächtliches Gefühl gegen ihn.

Und wie iſt es mit Deiner Reiſe? Ich will Dich in keiner Weiſe beſtimmen, aber dieſe farbigen Zeichnungen Rodins wären, glaube ich, auch für Dich ein großes Erlebnis. Zu ſehen, wie weit man gehen kann, ohne ſich um das Publikum zu kümmern. Weißt Du, es iſt ein ähnlicher Mut, wie ihn Rembrandt ſeinerzeit in ſeinen Radierungen ausgeſprochen hat.

Paris, den 7. März 1903.

Ich denke mir, es iſt Mittagszeit. Du biſt in Deinem braunen Mantel aus dem Atelier gekommen, oder iſt es ſchon ſo warm, daß Du nur die Rüſtung trägſt? Na, jedenfalls biſt Du nach Hauſe gekommen und findeſt auf der Truhe in unſerem kleinen ſchwarzgelben Vorplatz meinen Brief liegen. Daß Du Dich nun freuſt, das weiß ich. Ich weiß nur nicht, ob Du Dich in die Veranda oder in die Wohnſtube ſetzt um ihn zu leſen, da ich nicht weiß, ob die Veranda im Augenblick ſchwimmt oder nicht. Und dann, wenn Du geleſen haſt, trägt B. liebliche Speiſen auf und es ſchmeckt Dir hoffentlich wunderſchön. Mir wird es wenigſtens wunderſchön ſchmecken, wenn ich wieder heimkomme, denn dieſes Eſſen im Wirtshaus mag ich ganz und gar nicht. Unter den vielen Leuten ſitzen, die einen alle gar nichts angehen.

Wenn ich dagegen an unſere ſtillen Mittage denke, wenn wir zuſammen nebeneinander auf dem Rohrbänklein ſitzen und Du wenig ſprichſt, wenn es Dir gut ſchmeckt . . . ja, auf alles das freue ich mich.

Ich freue mich aber auch ganz konzentriert, daß ich hier bin, und nutze meine Zeit gut aus. Ich zeichne jetzt faſt täglich im Louvre Bilder und Plaſtiken. An der Hand der Skizzenbücher läßt ſich dann fein erzählen. Überhaupt habe ich jetzt eine Rieſenluſt am Skizzieren. Ich hoffe, daß mich dieſer Aufenthalt weiter bringt. Das müſſen wir in Geduld abwarten.

Im übrigen lerne ich mancherlei verrückte Verhältniſſe kennen. Ich aber bleibe ich ſtill, denke an Dich und Deine liebe Urgeſundheit und Unverdorbenheit und Unverſchrobenheit und küſſe im geheimen geheim-

nisvoll meinen Ehering, zu dem ich merkwürdigerweise in der Fremde ein Verhältnis bekomme, obgleich ich große Angst habe, daß ich ihn mal verliere, weil er so lose sitzt.

Mein lieber Roter. Paris, den 10. März 1903.

Ich denke abends beim Einschlafen manchmal an kleine Kinder und sehe sie mit Liebe an und schlage beim Lesen mit großem Verständnis Vokabeln nach wie: Wickelkind, Nähren und so weiter. Überhaupt merke ich und fühle ich, wie diese beiden Jahre an Deiner Seite mich leise zu einer Frau gemacht haben. Als Mädchen war ich innerlich jubelnd und erwartungsvoll, nun als Frau bin ich auch voller Erwartungen, aber sie sind stiller und ernster. Auch haben sie das Unbestimmte der Mädchentage abgelegt. Ich glaube, es sind jetzt nur ihrer zwei ganz bestimmte: meine Kunst und meine Familie.

Mein lieber Mann, unter all dem vielen, was in mir arbeitet, geht es mir hier ganz wunderlich. Manchmal scheint es mir gar nicht glaublich, daß ich Dich und Elsbeth und unser kleines Häuschen besitze. Und wenn ich dann darüber nachdenke, so fühle ich, daß es gerade dieser wundervolle gewisse Besitz ist, der mir die Ruhe gibt, an all die Dinge so gesammelt und glücklich heranzutreten. Weißt Du, erotisch bin ich im Augenblicke gar nicht, das kommt wohl von der vielen geistigen Arbeit, die in mir umgeht. Aber wenn es möglich ist, liebe ich Dich vielleicht täglich rückhaltsloser in alle Falten und Fältchen Deines Wesen hinein. Ich habe einen so großen Stolz in Dich gesetzt.

Vorigen Sonntag habe ich wieder mit Fräulein von M. einen Ausflug in die Umgegend gemacht. Da haben wir zusammen auf der Marne gerudert. Die Gegend am Flusse war so grandios in der Form und dann war das Rudern so gesund und kräftig nach dem vielen Pflastertreten. Fräulein von M. ist ein natürlicher, kluger lieber Mensch, nicht ohne Talent. Sie arbeitet bei Cola Rossi Akt und malt bei Blanche. Ob sie es zu etwas Ordentlichen bringen wird? Sie hat bessere Arbeiten gemacht als die, die wir sahen. Aber sie geht gar nicht bewußt auf ein Ziel los. Wie kann man zu Blanche gehen nach Kalckreuth? ...

Dann hat ihre Atmoſphäre leider etwas Unordentlich-Unſchönes, wie bei ſo vielen Malerinnen. In ihrem Zimmer iſt es ſo häßlich. Am netteſten iſt ſie in der Natur, wo ſie alles unmittelbar und jubelnd auf ſich wirken läßt.

Weißt Du, einmal muß ich mit Dir zuſammen hierher kommen. Ich glaube, vieles, was in Dir ſchlummert und was Du inſtinktiv ausübſt, wird Dir hier bewußt werden. Ich meine hauptſächlich in der Form. Zum Beiſpiel möchte ich ſo gern, daß Du einen anderen Standpunkt zur Antike bekommſt. Ich finde, die frühen Werke der Antike ſind unſerm Empfinden ſehr nahe. Das möchte ich Dir alles zeigen.

Paris, den 17. März 1903.

Ich kehre heim. Mich packt es auf einmal ſo, daß ich zu Euch muß und nach Worpswede.

Liebſter, am Sonnabend, vielleicht ſchon am Freitag bin ich bei Dir. Dein Vater hat mir einen reizenden Brief geſchrieben mit einem franzöſiſchen Anfang, nun will ich eine Nacht in Münſter bleiben und dann zu Dir fliegen.

Mache nur die Arme weit auf und ſorge dafür, daß wir allein ſind. Das kannſt Du ruhig ſagen, daß das bei ſolchen Gelegenheiten paſſender wäre.

Ich liebe Dich ſo wie Du mich.

Unterwegs geſchrieben.

Bis jetzt habe ich es glücklich bis Wanne gebracht und den franzöſiſchen Staub von den Sohlen geſchüttelt und ich freue mich und wundere mich, daß ich alle Leute ſo gut verſtehe, und freue mich über ihre Treuherzigkeit und Biederkeit.

Und morgen, Freitag abend, wird die Poſt mit mir vor dem kleinen Gitter halten. Und Du wirſt meiner harren und aus dem Dunkeln zu mir treten.

Lieber, dieſer Tag in Münſter, den Du mir vorgeſchrieben haſt, der wird mir angeſichts der harrenden Freuden lang werden. Ich habe

großes Reiſefieber und kann mir nicht denken, daß ich morgen in der kleinen weißen Veranda bei Dir ſitzen werde.

Dieſer Brief ſollte eigentlich eine Poſtkarte werden, aber die Tonart wurde mir um einen Stich zu warm für die Worpsweder Poſtboten. Ich wollte den Stil mäßigen, aber er will nicht und brennt in der Vorfreude durch. Brennt es bei Dir auch? Ich habe den letzten Tag in Paris und die letzte Nacht ſo rieſig intenſiv an Worpswede gedacht. Wie Ihr wohl alle ausſeht? Ob Elsbeth wohl gewachſen iſt? Und ob Du? Und ob ſich in unſerm Garten ſchon etwas regt? Nun die Antwort wird mir ja bald werden und ich beſtehe aus Fragen.

*

Tagebuchblätter

15. Februar 1903.

Ich ſah heute eine Ausſtellung altjapaniſcher Malereien und Skulpturen.

Die große innere Merkwürdigkeit, die dieſe Dinge haben! Mir ſcheint unſere Kunſt noch viel zu konventionell. Sie drückt ſehr mangelhaft jene Regungen aus, die unſer Inneres durchziehen. Das ſcheint mir in der altjapaniſchen Kunſt mehr gelöſt. Der Ausdruck des Nächtlichen, des Grauenhaften, des Lieblichen, Weiblichen, des Koketten, alles dies ſcheint mir auf eine kindlichere, treffendere Weiſe gelöſt zu ſein als wir es tun würden. Auf das Hauptſächliche das Gewicht legen!!... Als ich von den Bildern meinen Blick auf die Menſchen gleiten ließ, fand ich ſie viel merkwürdiger, viel ſchlagender, frappanter, als ſie je gemalt worden ſind. Solche Erkenntniſſe kommen uns nur in Augenblicken. Das nivellierende Leben verwiſcht ſie manchmal. Aber aus ſolchen Augenblicken muß die Kunſt entſtehen.

Und nun komme ich zu der anderen Erkenntnis, die mir geſtern in der Rue Lafitte kam: dieſes Schaffen aus dem Moment heraus, was die Franzoſen in ſo hohem Maße beſitzen. Es iſt ihnen einerlei, ob es gerade ein Bild wird, was ſie ſchaffen, und ob das Publikum ſie

immer verſteht. Die Hauptſache iſt ihnen, daß es Kunſt iſt. Sie ſchaffen, weil es ſie reizt, oft im kleinſten Maßſtabe. Degas, Daumier, manche kleinen Sachen von Millet. Dabei haben ſie eine entzückend reizvolle Art des Farbenauftrags: feinfühlig, liebevoll und voll künſtleriſcher Pedanterie. Rodin ſagte zu Klara Rilke: „Rien à peu-près". Dieſes Gefühl wohnt der ganzen Nation inne, dieſes den Nagel auf den Kopf treffen.

Ich fand mich die erſten Tage in Paris nicht am Platze, und fühlte nicht, daß es mich fördern würde. Das glaube ich jetzt wohl. Heute abend hielt auf der Straße eine Karre, darauf eine Drehorgel, davor ein kleines ruppiges, ſtruppiges Eſelein. Wie die Töne den Leuten die Füße bewegten, dieſes Tanzgefühl. Ein kleines Ladenmädchen ſollte zur Abendzeit die Blumen, die auf der Straße ſtanden, hineinbringen. Das tat ſie bezaubernd und reizvoll im Hüpfſchritt nach der Muſik, und das war nicht ſehr originell von ihr, ſo würde es jede Dritte hier tun. Im Flur tanzten auch zwei. Es iſt ein leichtlebiges Völklein. Wenn wir lernen würden, mit unſerer Tugend jene Anmut zu verbinden, ſo wäre unſer Wert lieblicher.

20. Februar 1903.

Das ſanfte Vibrieren der Dinge muß ich ausdrücken lernen. Das Krauſe in ſich. Auch in der Zeichnung muß ich dafür den Ausdruck finden; in der Art, wie ich hier in Paris meine Akte zeichnete, nur noch origineller und dabei feinfühlig beobachtet. Das merkwürdig Wartende, was über duffen Dingen ſchwebt (Haut, Ottos Stirn, Stoffen, Blumen), das muß ich in ſeiner großen, einfachen Schönheit zu erreichen ſtreben. Überhaupt bei intimſter Beobachtung die größte Einfachheit anſtreben. Das gibt Größe. Bei dem lebensgroßen Akt von Frau M. wies mich die Einfachheit des Aktes auf die Einfachheit des Kopfes hin. Ich fühlte, wie es mir im Blute lag, zuviel machen zu wollen.

Um noch einmal auf das „Krauſe an ſich" zu kommen: das macht mir alte Marmor- und Sandſtein-Plaſtiken, die der Witterung ausgeſetzt geweſen ſind, ſo angenehm, daß ſie dieſe bewegte Oberfläche haben.

Der Geist dieses Volkes ist so beweglich und zu Wortspielen geneigt. Ich fragte heute in der Nähe des Temple einen Händler nach dem Preise einer goldenen Litze, mit der er handelte. Er nannte mir den Preis, worauf ich sagte: „Mais si chère, monsieur, elle est vieille“. Worauf er lächelnd erwiderte: „Ah, mademoiselle, c'est le contraire comme chez nous, qui sont chers, quand nous sommes jeuns“. Dann stieg ich in die erste Etage des Temple hinauf, von der mir der Baedeker erzählt hatte. Dort finden sich all die zweifelhaften seidenen Röckchen, die ihre Dienste getan haben, wieder zusammen. Es ist ein Markt von vertanzten farbigen Atlasschuhen und verschossenen künstlichen Blumen, seidenen Kleidern und Spitzenröckchen. Das kaufen sich dann die ärmsten der Mädchen, um ihre Glieder damit zu schmücken.

Auf der Straße habe ich manchmal dieselbe Stimmung wie vor drei Jahren. Alles rast und hastet um mich her und ich fühle mich wie eine verschleierte Königin.

25. Februar 1903.

Ich sehe sehr viel, und komme, glaube ich, innerlich der Schönheit näher. In den letzten Tagen habe ich viel Form gefunden und gedacht. Ich stand bis jetzt der Antike sehr fremd gegenüber. Ich konnte sie wohl schön finden an und für sich; aber ich konnte kein Band finden von ihr zur modernen Kunst. Und nun habe ich es gefunden und das heißt, glaube ich, ein Fortschritt. Ich fühle eine innere Verwandtschaft von der Antike zur Gotik, hauptsächlich die frühe Antike, und von der Gotik zu meinem Formenempfinden.

Die große Einfachheit der Form, das ist etwas Wunderbares. Von jeher habe ich mich bemüht, den Köpfen, die ich malte oder zeichnete, die Einfachheit der Natur zu verleihen. Jetzt fühle ich tief, wie ich an den Köpfen der Antike lernen kann. Wie sind die groß und einfach gesehen! Stirn, Augen, Mund, Nase, Wangen, Kinn, das ist alles. Es klingt so einfach und ist doch so sehr, sehr viel. Wie einfach in seinen Flächen solch ein antiker Mund erfaßt ist. Dann fühle ich, wie ich in der Zeichnung in der Natur viel merkwürdige Formen und Überschneidungen aufsuchen muß. Mir liegt das Gefühl des sich Ineinander-

und Übereinanderſchiebens der Dinge. Ich muß es nur achtſam ausbilden und verfeinern. Ich will in Worpswede viel mehr zeichnen. Ich will mir die Armenhauskinder oder Familie A. oder Familie N. zu Gruppen ſtellen. Ich freue mich ſehr auf die Arbeit, ich glaube, der Aufenthalt hier wird mir ſehr gut getan haben.

*

Worpswede

1903—04

Tagebuchblatt

April 1903.

Nach der Pariſer Reiſe. Heimkehr nach Worpswede.

Ich komme unſern Leuten hier wieder nahe, empfinde ihre große bibliſche Einfachheit. Geſtern ſaß ich eine Stunde lang bei der alten Frau Schmidt am Hürdenberg. Dieſe ſinnliche Anſchauung, mit der ſie mir den Tod ihrer fünf Kinder und drei Winterſchweine erzählte. Dann zeigte ſie mir den großen Kirſchbaum, den ihre Tochter gepflanzt hatte, die im achten Jahr geſtorben war. „So, ſo, as dat Sprekword ſeggt:

Wenn de Bom is hoch,
Is de Planter dot."

Ich habe einen großen Drang nach Natur von Rodin, Cottet und Paris mitgebracht. Und das iſt wohl das Geſunde meiner Pariſer Reiſe. Es brennt in mir ein Verlangen, in Einfachheit groß zu werden.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. April 1903.

es ſtürmt winterlich um unſer kleines Häuschen und alle Frühlingsgefühle werden für ein Weilchen weggehagelt und weggeweht und weggeſchneit. Ich umkreiſe täglich unſere kleinen Obſtbäume und ſpintiſiere, welchen von ihnen nun wohl die Nachtfröſte geſchadet haben. Dann hatte ich im Herbſt unſern Garten voller Tulpenzwiebeln geſetzt, die wollen ſich nun gerade erſchließen, können es aber nicht. Aber weil unſer Gärtlein in dieſen kalten Zeiten von Elsbeth nicht ſoviel durchſtreift wird, fand ein Rotkehlchenpärchen es einſam genug, darin ſein Neſt zu

bauen. Und so hat die Kälte und hartnäckige Winterlichkeit auch ihren Vorteil und wir können die beiden rostfarbengeputzten Gesellen dicht vor unseren Fenstern hüpfen sehen.

Wie es wohl bei Dir aussieht? Ich gedenke Deiner an Deinem Geburtstage und wünsche, daß die Schwere des Lebens nicht zu hart auf Dir liegen möge und wünsche Deiner Seele Ruhe.

Bei mir gleitet das Leben Tag und Tag dahin und gibt mir das Gefühl, als ob es mich zu etwas führe. Und dieses hoffende, steigende Gefühl ist wohl die stille Seligkeit meiner Tage. Es ist merkwürdig, daß das, was man für gewöhnlich Erlebnisse nennt, in meinem Leben so wenig Rolle spielt. Ich habe, glaube ich, auch welche. Aber sie scheinen mir gar nicht das Hauptsächlichste im Leben, sondern das, was zwischen ihnen liegt, der tägliche Kreislauf der Tage, das ist für mich das Beglückende. Darum habe ich in meinen Briefen auch meist nichts mitzuteilen, denn diese kleinen, meist innerlichen Dinge lassen sich wohl nur von einer kundigeren Hand festhalten als der meinen. So ist auch meine Pariser Reise an mir vorübergegangen, ohne daß ich jetzt noch eigentlich ihrer gedenke. Ich wundere mich oft selbst darüber. Während ich da war, brachte sie mir neue Erkenntnisse und nun bin ich schon wieder damit beschäftigt, weiter auf ihnen aufzubauen. Ich lebe, glaube ich, sehr intensiv in der Gegenwart...

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 2. November 1903.

daß ich so in Deiner Nähe bin und doch nicht bei Dir! Ich weiß mich nicht hier aus meinen Häuschen wegzustehlen, ohne daß die drei übrigen Insassen trübselig verwaist sind. Otto hat in dieser Zeit eigentlich mehrmals täglich mein Gesicht nötig. Elsbeth macht ihm viel zu viel Radau und ist ihm deshalb nicht sehr sympathisch. So muß ich immer das Öl sein, das die Wogen glättet. Last not least unser neuer unbekannter Hausgeist, den ich nicht den Mut habe, auf dem Ozeänchen unseres kleinen Hauses allein segeln zu lassen. So muß ich Dir meine Liebe schreiben, was bei meiner Natur und Gemütsart fast so viel heißt, daß ich sie zwischen die Zeilen lege.

Liebe Mutter, möge ſich alles um Dich her dem Glücke und der Harmonie zuwenden, auf daß Deine Jahre und Tage und Nächte nicht geängſtigt werden. Manchmal habe ich wohl das Gefühl, ich möchte Dir ein wenig mehr Freude machen, als ich es tue. Ich weiß aber nicht, wie ich es anfangen ſoll. Ich komme mir vor, als ob ich ſelber von mir bis jetzt am meiſten habe; und Otto.

Wir kommen nächſte Woche einen ſchönen Abend zu Dir. In zärtlicher Liebe Deine Paula.

Meine liebe Schweſter, Worpswede, den 30. November 1903.

bei uns hat jetzt der Winter Einzug gehalten. Es friert tüchtig und in ein paar Tagen kann man ſicherlich Schlittſchuh laufen. Ich ſitze in meiner lieben Brünjesſchen Klauſe. Es dämmert. Der Mond ſteht ſchon hell am Himmel und vor meinen Fenſtern liegt unſer geliebter Berg. Elsbeth und ich haben eben zuſammen einen Bratapfel verzehrt. Man fühlt es nun ſchon Weihnachten.

Liebe, ich hätte Dich ſo ſehr, ſehr gern zum Feſt in unſerer Mitte. Iſt es Dir ſo zumute, als ob Du bei uns ſein möchteſt? Du kannſt ja gleich in Bremen durchfahren und hier ganz ſtille bei uns Deine Weihnachten halten. Wir wollen dann gar nicht von Vergangenem reden, uns leiſe freuen, daß wir beieinander ſind, weißt Du, wenn Dir's nur ſonſt ſo ums Herz iſt, der Geldpunkt darf Dich dann auch nicht hindern. Du könnteſt vielleicht auch vierter Klaſſe fahren, was unſereins ja nicht bedrückt. Entſcheide Du.

Wir ſind jetzt wieder beſonders dankbar in unſerem lieben Lande. Vielleicht ſchrieb Mutter Dir, daß wir eine Reiſe nach Münſter gemacht haben, dort gaben wir uns beide ſo viel Mühe und es gelang ſo wenig. Die alten Leute hatten in jeglichem Ding ſolch eine zähe ſtille oder laute Oppoſition. Otto wird dann in ein paar Tagen wie ausgewiſcht. Ich nenne ihn dann nur mein „Paſtörken", ſo etwas Ernſtes, Blaſſes hat er dann. Dieſen Herbſt hatte er leider ein paar nervöſe beängſtigende Herzklopfen, die ihn, weil er ja überhaupt ängſtlicher Art iſt, beſonders mitnehmen und ihn in ſeinem Geſundheitsgefühl und

ſicher machen. Nun geht es ihm aber wieder gut, er flattert mit ſeinem braunen Mantel wieder durch die Winde und ſteht in ſeinem Atelier und malt. Er hat ſich an ſeinen kleinen gezeichneten Kompoſitionen wieder das rechte Gleichgewicht geträumt. Dieſe kleinen Blättchen bilden für mich das Schönſte, Einfältigſte, das Zarteſte und Gewaltigſte von Ottos Kunſt. Sie ſind der direkteſte Ausdruck ſeines Gefühls. Die hat er ſich angeſehen, wieder und wieder angeſehen, hat ſie in drei verſchiedene Größen eingeteilt und nun kleben wir ſie mit Liebe und Sorgſamkeit auf. Wohl ſiebenhundert an der Zahl. Dieſe kleinen Dinger haben für mich ſo etwas Rührendes. Sie ſind ſein Schönſtes, die meiſten haben ſie noch gar nicht geſehen, und die ſie geſehen haben, von denen haben es die meiſten noch gar nicht gemerkt.

Meine liebe Schweſter, Worpswede, den 18. Januar 1904.

... Otto hat ſchöne Bilder unter ſeinen Händen. Herbſt und Frühling und allerhand Feines. Außerdem hat er ſeine „Ideale" neu umgearbeitet und ſchön abgeſchrieben in den Abendſtunden in ein Heft mit grünem Umſchlag und gelbem Papier, worauf er ſehr ſtolz iſt.

Ich bin dieſe Zeit gar nicht ſo recht im Malen drin, dafür leſe ich tüchtig, hauptſächlich franzöſiſch. Ich möchte der Sprache noch ein wenig näher kommen. Im Augenblick leſe ich George Sand: „Lettres d'un voyageur", die mich teilweiſe ſehr intereſſieren, eigentlich die Briefe nicht ſo an und für ſich als die verſchiedenen Verhältniſſe, die ſie mit den verſchiedenſten größten Männern gehabt hat und die aus dieſen Briefen hervorgehen. Über ſie als Künſtlerin kann ich noch nicht urteilen, nur ſcheint es mir, daß ſie ein wenig an weiblicher Zuchtloſigkeit im Stile leidet. Wie mir ſcheint, wäre weniger mehr.

Ich bin ſo tollkühn geweſen und habe mich mit meinem Brief in unſer braunes Wohnzimmer geſetzt. Die muß ich eigentlich immer bei Brünjes ſchreiben. Da habe ich mein Denken und Fühlen näher zuſammen. Hier kommt Elsbeth alle Augenblicke mit allerhand kleinen Anliegen und ich fürchte, daß mein Brief dadurch Löcher bekommt.

★

Briefe an Otto Modersohn

Worpswede, den 15. April 1904.

Lieber, wie ich Dir Adieu sagte, da hatte ich ungefähr so ein Gefühl, wie Elsbeth, wenn sie uns glücklich in den Wagen gesetzt hat und nach Bremen fahren sieht, und denkt, daß sie nun einen ganzen Tag oder zwei vor sich hat, an denen ihr niemand etwas verbietet. Ich fühle mich so göttlich frei! Und wie ich über den Berg ging und den Lerchen zuhörte, da hatte ich in mir so ein stilles Lächeln und das Gefühl kam über mich: „Was kostet die Welt?", wie man es als Mädchen oft hat. Weißt Du, gerade, daß Du im Hintergrunde meiner Freiheit stehst, das macht sie so schön. Wenn ich frei wäre und hätte Dich nicht, so würde es mir nichts gelten.

Nun denke ich mir schon aus, wie ich ganz nach Gutdünken diese paar Tage verbringen kann. Erst einmal habe ich mir ganz etwas Reizendes zum Essen bestellt: kalten süßen Reis mit kalten Schnittäpfeln und Rosinen. Regnen tut es auch nicht und unsere Wäsche flattert lustig im Winde.

Und dann bin ich hingegangen und habe mir Anemonen ausgegraben und sie in unsern kleinen Wald gepflanzt. Die sollen nun blühen, wenn Du wiederkommst.

In Deinem Atelier bin ich auch gewesen. Ich sagte ganz stolz und leise zu mir: „Dies ist das Atelier meines Mannes". Das neue Bild muß noch besser werden. Es ist ein wenig unsicher in der Stimmung. Ich möchte sagen, es wirkt auf mich statt groß, schwülstig. Ich möchte mit Dir davon noch einmal reden. Die Idee hat mir aber sehr gefallen und den Kopf der Alten hast Du famos herausgebracht. Ich muß an die alte „Kaiserin" auf dem Klinkerberg denken. Hast Du wohl auch daran gedacht?

Lieber, weißt Du, wo ich vergangene Nacht geschlafen habe? Bei Brunjes. Es war ganz reizend. Ich kochte mir meine Eier auf meinem kleinen Petroleumofen wie in alten Zeiten. Dann saß ich mit meinen beiden Fenstern weit offen bis zehn Uhr. Zuerst sang die Amsel noch

und das Rotkehlchen. Nachher ſchwiegen auch ſie. Durch den Abend klang es leiſe wie die Stimme der erwachenden Natur. Zwiſchendurch tönte noch das ferne Bellen eines Hundes.

Ich hänge an dieſem Stübchen wie Du an Deiner Junggeſellenbude bei Grimm. Das Schlafen, das Aufwachen, nachts das Kettenklirren der Kühe und morgens die Hahn- und Hühnerſtimmen, das alles freut mich.

Dann ging ich heute morgen nach dem Gartenberg, ſetzte mich auf mein Skizzenbuch und hatte wieder eine ſchöne Stunde. Wir haben wunderbares Wetter. Du wirſt Dich wundern, wie dieſe zwei Tage alles grün gemacht haben. Nun lebe wohl, mein lieber Lieber. Wie es Dir wohl ergeht und wann Du wohl wiederkommſt zu Deinem kleinen Weib?

*

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 30. April 1904.

... Ich verſuche, mich gerade hineinzudenken in Deine Umgebung und fühle ſo, wie Du der geiſtige und körperliche Mittelpunkt eines gewiß ſehr großen Kreiſes biſt. Da wird Dein Geburtstag zum allgemeinen Feſte, wo jeder Deiner Jünger und Jüngerinnen verſucht Dir ſeine Liebe zu zeigen. Ob Ihr wohl einen Ausflug in die Umgegend macht? Da blüht gewiß jetzt alles und das muß in Eurer Obſtgegend ja wunderbar ſein.

Bei uns kommt der Frühling etwas ſpäter als bei Euch, aber es iſt auch ſchon ganz wunderbar. Die Birken nehmen ihre zarten grünen Schleier um und drunten auf der Erde liegen die weißbeſternten Anemonenkiſſen. Und dann die blühenden Weidenkätzchen! Mir iſt es jedesmal wieder ſo neu, und ſo viele Freuden, die man ganz vergeſſen hatte, ziehen einem durchs Gemüte. Dann plappern ganz dicht vor unſerm Kammerfenſter des Morgens die Stare und ein Rotſchwänzchen hat auch unter unſerm Dach gebaut.

Otto war jetzt vier Tage in Münſter bei ſeinen Eltern. Da habe ich Paula Becker geſpielt und in meinem früheren kleinen weißen Bettchen unter dem Strohdach geſchlafen. Das machte mir einen Heidenſpaß. Nachts hörte ich die Kühe mit ihren Ketten klirren wie in alten Zeiten und morgens weckten uns die gackernden Hühner. Mittags kam ich dann zu Beſuch nach Hauſe, da hatte ich uns allerhand kindliche Speiſen beſtellt.

Ein anderes Spiel iſt jetzt bei uns Duncan zu tanzen, Herma, Frau Vogeler und ich. Es macht uns ſehr große Freude. Wir üben uns allerhand ein. Mutter iſt die allerbegeiſtertſte Zuſchauerin. Otto hat früher die Flöte geſpielt und ſie in einer mammonloſen Zeit verkloppt. Der ſoll ſich nun wieder mit Inbrunſt dieſem Inſtrumente widmen um unſere Reigen zu begleiten. Er knurrt zwar noch dagegen, gegen die Flöte nämlich.

Und heute habe ich die erſte Nachtigall gehört. . . .

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 13. Januar 1904.

. . . bei uns will dieſes Jahr kein Winter kommen. Es iſt immer Frühlingswetter, entweder ſtarke Frühlingsſtürme oder ſanfter Frühlingsregen oder linder Frühlingsſonnenſchein. Mir will dieſe Zeitloſigkeit gar nicht gefallen. Ich ſehne mich, einmal ordentlich Schlittſchuh zu laufen und die Lungen voll ſtarker reiner Luft zu pumpen. Otto iſt eigentlich bei jeglichem Wetter zufrieden, er hat es inſofern beſſer. Haben ſie Dir von Bremen aus geſchrieben, daß ich Ende Januar wohl nach Paris komme? Ich freue mich ganz koloſſal darauf, lebe innerlich eigentlich in Gedanken nur darauf hin. Es iſt ſonderbar, daß ich von Zeit zu Zeit eine ſo rieſige Sehnſucht nach Paris bekomme. Das rührt wohl davon her, daß unſer Leben hier ſich meiſt nur aus inneren Erlebniſſen zuſammenbaut, da bekommt man manchmal ſtarke Sehnſucht, äußeres Leben um ſich her zu haben, aus dem man ſich immer flüchten kann, wenn man es gerne möchte.

★

Paris

1905

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 16. Februar 1905.

Du weißt, ich bin zuerſt immer unglücklich, ſo bin ich es jetzt auch. Die große Stadt fällt mir noch auf die Nerven und hauptſächlich iſt in meinen ſtillen Hafen Rue Caſſette nicht alles in Ordnung. Mein hübſches Zimmer mit der Ausſicht auf den Garten und den Baum iſt leider beſetzt, ich habe eine kleine ungemütliche Kammer und weiß nicht, ob ich nicht wieder ausziehen werde.

In Luxembourg war ich und ich freute mich, daß für mich immer noch der große Cottet das Triptychon iſt, das Du ja auch kennſt. Dann war da ein Porträt von 1904 von Roll, das in der Behandlung des Fleiſches intereſſant iſt, als Bild nicht. Übrigens muß man dem Meier-Gräfe recht geben, wenn er ſo auf den Luxembourg ſchimpft, die Neuerwerbungen ſind nicht immer die, die es ſein ſollten.

Ich grüße Euch drei herzlich und habe dieſen Brief nur geſchrieben, damit Du meine Stimmung ſiehſt, die eben noch etwas unter dem Gefrierpunkt iſt, obgleich es draußen ſo warm iſt, daß die Kätzchen blühen.

Paris, den 17. Februar 1905.

Meine Stimmung iſt noch immer etwas Moll und ich kann noch nicht heran zu den Dingen und fühle mich durch manches bedrückt, hauptſächlich daß ich kein anſtändiges Heim habe. Ich blicke zu Dir wie durch Nebel, wie in ein anderes Leben.

Ich erwarte Herma zum Tee und habe das Tiſchlein auf franzöſiſch gedeckt.

Lebe wohl, mein lieber Roter. Bald ſchreibe ich beſſer.

Deine kleine Paula mit dem —

Mein lieber Mann, Paris, den 19. Februar 1905.

nun ſchreibe ich Dir meinen Geburtstagsbrief und bin bei Dir mit allen meinen Wünſchen für Kunſt und Leben, und Leben und Kunſt. Ich ſchicke Dir hier ein paar drollige Daumiers und ein kleines japaniſches Bilderbuch. Lieber ſchickte ich Dir ſchon größere und ſchönere Sachen, aber damit warte ich noch ein paar Jahre, bis Du oder ich oder wir beiden die nötigen Füchſe zuſammengebracht haben werden. Dann hoffe ich, daß Dir von Nürnberg die alte Ausgabe von 1001 Nacht zugegangen iſt, die Dir hoffentlich wohl gefällt, im andern Falle ließe ſie ſich wohl umtauſchen.

Wie Ihr wohl Deinen Geburtstag verlebt? Hoffentlich iſt ſchönes Wetter. Wenn Mutter eine Bowle machen will, ſteht Ananas im Weinſchrank.

Ich ſitze noch in meinem kleinen Käfig Rue Caſſette und fühle mich deshalb noch nicht ſehr gemütlich. Morgen ziehe ich um, 65 Rue Madame, ins fünfte Stock, habe einen großen Himmel über mir und Paris unter mir, was beides angenehm und gut iſt, hier ſehe ich immer gegen eine Mauer, das kann mein Worpsweder Gemüt nicht erfreuen. Die Wohnung iſt ganz nahe der jetzigen.

Heute war ich mit Herma einen ganzen Tag über Land, da haben wir Mittag in einer Laube bei Sonnenſchein gegeſſen und uns unſeres Lebens gefreut. Die Landſchaft mit ruinenhaften Reſten früherer Herrlichkeit und mit den Blicken von den Höhen auf die nahe große Stadt macht auf mich immer einen begeiſternden Eindruck. Die Bauernhöfe und Heuſchober erinnern ſehr an Millet. Nach Hauſe gekommen machten wir uns ſchönen Tee und aßen Butterbrot und Konfitures, hatten einen Strauß Kätzchen vor uns ſtehen und die gelben Huflattich, die hier ſchon blühen.

Ich habe mich auf einen Monat in der Akademie Julien angemeldet, um Akt zu malen von acht bis elf. Die Muſeen werden immer erſt um zehn geöffnet, da gehen mir die Morgenſtunden nicht verloren und ſchaden kann es mir ja nicht. Meine frühere Akademie Cola Roſſi iſt ſehr auf den Hund gekommen bald nachdem ich wegging. Julien hat

außerdem den Vorzug, daß nicht so entsetzlich viel Engländerinnen da sind, die ich mißbillige mit ihrer alles beherrschenden lauten Sprache.

Paris, den 23. Februar 1905.

Ich habe das kleine Gefängnis in der Rue Cassette verlassen und genieße jetzt Luft und Licht und Raum im fünften Stock der Rue Madame und bin in Bälde damit fertig, mich zu akklimatisieren. Ich erlebe schon viel Schönes und merke, daß ich in Paris bin.

Eins muß ich Dir erzählen, was Dich und die Familie sehr ergötzen wird: Mein petit chapeau gris ist hier durchgefallen. Paris, das soviel ertragen kann und muß, konnte das Hütlein nicht ertragen. Jeder guckte mich an oder lachte, sogar die vorbeifahrenden Droschkenkutscher riefen mir Witze nach. Es war gerade zwischen zwölf und ein Uhr mittags, wo die kleinen Ladenmädchen und Lehrjungens in Klumpen auf der Straße stehen, da wurde ich von ihren Lachsalven verfolgt.

Bei Durand-Ruel flüsterte der Portier dem Garcon zu: „c'est une anarchiste". Schließlich flüchtete ich in das Innere eines Omnibus, wo mich doch nur eine beschränkte Anzahl Augen wahrnehmen konnten, fuhr nach dem Bon-marché und erstand mir eine Kopfbedeckung, die nun geduldet wird, die ich aber nicht leiden kann.

Und ich war so stolz auf meinen petit chapeau gris und nun zwingt mich die böse Welt, ihn kalt zu stellen.

Man ist hier überhaupt kolossal mokant. Auch im Atelier die Mädels werfen sich immer Blicke zu und kichern wie die Kinder. Dieses Volk hat etwas durch und durch Kindliches. Sie zanken sich gern, sind aber gleich wieder gut miteinander, können rabbeln, daß der Mund nicht stille steht, haben für das Naive und Gemütliche Geschmack usw.

Dann haben sie auch etwas Helfendes vom barmherzigen Samariter. So polterte mir heute auf der Straße mein Malkasten auseinander, alle Farben nach einer anderen Richtung. Da half mir eine Dame mit auffammeln, obgleich es schneite und schmutzig war. Das würden hier viele tun.

Im Atelier ist es sehr komisch: lauter Französinnen, die sehr amüsant sind. Ich habe nur noch große Angst vor ihnen, weil sie so leicht lachen.

Sie malen aber wie vor hundert Jahren, als ob ſie die Malerei von Courbet an nicht miterlebt hätten. Sie gehen nur in die Ausſtellungen, für den prix de Rôme, und das wird wohl in etwas beſſerer Qualität derſelbe Dreck ſein.

Eine Leinewand aber habe ich hier gefunden, die, glaube ich, meine Leibleinewand wird. Meine Malerei ſehen die andern ſehr mißtrauiſch an und in der Pauſe, wenn ich meine Staffelei verlaſſen habe, dann ſtehen ſie mit Sechſen davor und debattieren darüber.

Eine Ruſſin fragte mich, ob ich es denn auch wirklich ſo ſähe, wie ich das mache, und wer mir das beigebracht hätte.

Da log ich und ſagte ſtolz: „Mon mari“.

Darauf ging ihr ein Licht auf und ſie ſagte erleuchtet: „Ach ſo, Sie malen, wie Ihr Mann malt“.

Daß man ſo malt, wie man ſelber es ſieht, das vermuten ſie nicht.

Geſtern zur Feier Deines Geburtstages habe ich ein Stilleben gemalt: Apfelſinen und Zitronen, die ſehr lockten.

Und nun bin ich von ganzem Herzen Dein und denke an Deinen Rotbart in dieſer großen Stadt und freue mich doch, daß ich ein bißchen fern von Dir bin, weil es dann um ſo ſchöner wird.

Paris, den 28. Februar 1905.

Mir geht es weiter gut. Am Freitag ſuchte ich die B.s auf, das norwegiſche Schriftſtellerpaar. Da fand ich eine feine, ſympathiſche Frau, der man gleich menſchlich nahe ſtand. Du weißt, wie ſehr ich mich freue, wenn mir mal ein Menſch gefällt, da mir ja die meiſten einerlei ſind.

Sie ſieht anmutig, ſchön und weiblich aus und hat ein Weſen ohne Falſch. Im Frühjahr erwartet ſie ihr drittes Kindchen und macht ſich Sorgen darüber, weil es zuviel wird für ihren Mann und für ſie ſelbſt. So geht es. Bei einigen geht es zu ſchnell, bei anderen zu langſam.

Der Mann kam erſt bei meinem Fortgehen. Er machte einen derbgeſunden, ſtachelhaarigen Eindruck, fragte gleich, ob ich auch Vegetarianerin wäre, weil ihm das Fleiſchloſe in Rilke wohl etwas auf die Nerven gefallen war.

Sonntag abend wurde im Théâtre Français zur Feier von Victor Hugos Geburtstag „Hernani" gegeben, was bei seiner ersten Aufführung eine Schlacht in der Theaterwelt bedeutet hat. Warum? Das kann unsereins kaum noch empfinden. Uns schien das Stück auf Stelzen zu gehen und so schwülstig wie möglich. Zum Schlusse erschien neben der Büste des Dichters ein weißer und ein schwarzer Genius. Diese deklamierten mit übertriebener Rhetorik einige Verse, die das Publikum hinrissen. Dieses Sichberauschen an der eigenen Rede, was hier die Leute haben! es ist merkwürdig.

Ich war in Cottets Atelier. Das ist voll der schönsten interessantesten Dinge, die ich Dir zeigen möchte. Ich glaube, es würde Dich äußerst anregen. Merkwürdig, diesmal wirken auf mich die alten Meister nicht so stark, sondern hauptsächlich die aller- allermodernsten.

Veuillard und Denis will ich aufsuchen, im Atelier hat man doch den Haupteindruck. Bonnard ist im Augenblick in Berlin, ich sah zwei Sachen von ihm, die mir nicht sehr gefielen.

Mein lieber Mann, Paris, den 6. März 1905.

... heute ist, glaube ich, hier der erste Frühlingsabend, was ich sehr wohlig empfinde. Meinen Fuchsmuff habe ich heute eigentlich nur spazieren getragen, während er in den vergangenen Tagen mich noch ordentlich wärmen mußte. Da machte ich es so wie die armen Schlucker im Louvre und Luxembourg, ich stellte mich über so ein Luftheizungsloch breitbeinig und ließ mir die Wärme schön unter die Röcke schlagen.

Am Sonntag hatten wir schon einen lustigen Vorgeschmack vom mardi gras. Wir gingen auf die großen Boulevards, dort war das Konfettiwerfen schon ordentlich im Gange. Es macht furchtbar viel Spaß, den bunten Schnee durch die Luft rieseln zu sehen und die Leute sind so witzig dabei. Da entspann sich oft zwischen zweien eine ganze Schlacht, der eine bombardiert mit grün, der andere mit rot, und schließlich schüttelt ein langer Kerl einem kleinen Mädchen seine ganze Tüte über den Kopf aus. Wenn man das Konfetti untersucht, findet man winzig fein geschnittenes Zeitungspapier dabei, da hat irgendein

findiger Familienpapa ſeine Herde vorher zum Schnipſeln angeſtellt, auf dieſe Weiſe die Welt vielleicht um vier sous betrogen. Das macht ihm nun einen Heidenſpaß. Herma und ich ſetzten uns bei einem Café vor die Tür, hatten einen ziemlich ſichern Platz und konnten ungeſtört beobachten. Da kamen zwei Frauenzimmer mit Gitarren, die mit rieſigem Tremolo ſangen, die eine häßlich und verkommen, ſchimpfend und auch wieder gutmütig, die andere, eine lange, ſchlanke Spanierin, deren Kragen ihr beim Spielen romantiſch nachläſſig über die Schultern hing.

Abends waren Herma und ich in einem Vaudeville. Das war nicht ſo ſehr unſchuldig, obgleich viele Kinder unter den Zuſchauern waren. Die werden hier eben von Anfang an mit Cayenne gefüttert. In dem erſten Stückchen zog ſich alles, was auf die Bühne kam, gleich aus, Männer in Unterhoſen und Frauen in entzückenden Deſſous. Dann kam eine concierge in Hemd und Nachtmütze auf die Bühne, das Hemd hatte ganz den Schnitt von Mutter ihren. Ich ſage Dir, der Anblick wäre für Dich geweſen. Im zweiten Stück ging es mir ein bißchen zu bunt her. Es ſtanden immer wundervoll gemachte Betten auf der Bühne, der Mann lag ſchon darin, die Frau hatte ungefähr nichts mehr an. Mir tat es doch eigentlich leid, daß Herma dieſe Seiten der Welt ſo früh kennen lernt. Na, ſie iſt nun einmal darin und muß ſehen, wie ſie damit fertig wird.

Dein Worpsweder „Feſttag" iſt bei mir an die Wand gezweckt und ich freue mich an ihm. Er hängt neben drei Frauen von Cottet, mit dem es mir diesmal nicht ſo ganz glücken will. Als ich ihn zum erſten Male beſuchen wollte, ging gerade ein junger ſchwarzer Mann zu ihm ins Haus, ſo daß ich lieber draußen blieb, und heute traf ich ihn zwanzig Schritt von ſeinem Hauſe, das er eben verlaſſen hatte. Er fixierte mich, dann grüßte er mich halb, ſo wie man einen Menſchen grüßt, den man nicht recht unterbringen kann und den man doch kennt.

Dieſe Woche bin ich wieder bei Julien und male meinen Akt und habe Freude an dem Malen und Spaß an den Mädels. Da iſt eine Polin, angezogen wie ein Mann, trägt eine Männermalſchürze und hat männliche Gebärden. Ziemlich viel kokette, ſchmuddelige Franzöſinnen.

Julien hat auf dem andern Ufer der Seine ein anderes Damenatelier, das doppelt ſoviel koſtet, da fahren die Marquiſen vor, die Baſchkirtſche war auch da.

Paris, den 11. März 1905.

Mein geliebter Mann, ich habe heute viel an Dich gedacht und alle dieſe Tage, fühlſt Du es wohl? Es iſt mir ſo merkwürdig, daß wir beiden, die doch eigentlich eins ſind, jetzt ein ſo verſchiedenes Leben haben. Du ernſt und niedergedrückt durch den Tod Deiner Mutter und ich in dieſer großen Stadt trotzdem voller Hoffnungen. Dieſes millionenfache, millionenmannigfaltige Leben hier, die Fremdartigkeit der Sprache und der Leute wirkt faſzinierend.

Heute, zur Stunde, als Ihr Deine liebe Mutter der Erde übergabt, war ich auf Montmartre bei der immer noch unfertigen Sacré-Coeur, unter mir Paris. Der Eindruck erſchüttert mich jedesmal wieder: dieſes Häuſermeer mit ſeinem Gebrauſe, mit ſeinem vielfachen Streben und Jagen. Was iſt der Menſch für ein ſeltſames Weſen. Was treibt ihn zu dieſen tauſendfachen Handlungen. Wie merkwürdig, dieſe Stimme in uns, die uns regiert und führt, dieſer Hunger, den unſere Seele ſpürt und der nie zu ſtillen iſt.

Welche Gedanken haſt Du dieſe Zeit, Lieber? Schreibe mir. Ich ſehe Dich ſtill, mit weißer Stirn, in einer Ecke des Wohnzimmers ſitzen, in dem der leere Seſſel Deiner Mutter ſteht.

Lieber, ich freue mich, wenn Du erſt wieder in unſerem kleinen Hauſe in Deinen Verhältniſſen biſt. Vogeler und Overbeck werden Dir mit ihrer Freundſchaft gewiß helfen.

Cottet war bei mir, fand vieles gut, „aber das Zeichnen!“ Ich werde mich tüchtig auf die Hoſen ſetzen, wenn ich nach Hauſe komme. Ich habe Sehnſucht nach Dir, mein lieber Kerl, weil ich Dich küſſen möchte und in meinen Armen halten und Dir wohltun.

Paris, den 15. März 1905.

Mir wird ganz wunderbar zumute bei dem Gedanken, daß wir uns in zwei Wochen wiederſehn.

O, ich habe Dir ſo viel Schönes zu zeigen und ſo viel ſchöne Liebe in mir aufgeſpeichert, die ich alle in Dich gießen möchte und Dich damit einhüllen, Deinem inneren und äußeren Menſchen wohlzutun.

Es iſt merkwürdig, daß in der Zeit, da für Dich der große Ernſt ins Leben trat, ich hier meine Haupteindrücke habe.

Morgen iſt die Eröffnung einer Ausſtellung bei George Petit: Cottet, Simon, Zoloaga. Frau Simon hat mir dazu eine Einladung gegeben, ſo daß ich die Leute von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen bekomme.

Ich hoffe ſehr, daß Du wieder in Deinem Atelier inſtalliert biſt, inmitten Deiner Bilder und bei Deinen Freunden, das alles wird Dir wohltun.

Ob bei Euch der Frühling jetzt auch wohl hinter allen Ecken und Hecken ſitzt wie hier?

Auf den Boulevards, an den großen beſchnittenen Bäumen iſt zwar noch nichts zu merken, aber im Luxembourg und im Bois, da grünt es überall. Da ſind wir am Sonntag weit ſpazieren gegangen mit unſeren zwei Bulgaren, die wir am mardi gras kennen lernten. Ein Rechtsſtudent und ein Bildhauer. Der Bildhauer geht auf die Ecole des Beaux-Arts. Es iſt mir intereſſant und lehrreich zu ſehen, wie alle Leute hier unter der Macht der Tradition und der Schule ſtehen. Es iſt eine Art ſoldatiſcher Manneszucht. Wir in Deutſchland fangen die Geſchichte viel zu genialiſch an. Da redet jeder immer gleich von Perſönlichkeit. Die älteſten Profeſſoren ſind hier ungefähr die beſten, weil ſie eben nur das A-B-C lehren.

Wenn ich frei wäre, ging ich mindeſtens noch ein Jahr hier auf die Akademie. Dir wäre es auch gut, Du wirſt es wohl aber nicht finden.

Heute hat mir der eine uralte Profeſſor an der Akademie Julien ein Lob erteilt. Ein wenig komme ich mir aber doch vor wie auf dem Theater und zwar ſo, als ob ich eigentlich die Perſon aus einem ganz andern Stück ſei und nun in einem fremden Stück mitſpiele, was manchmal etwas dumme Disharmonien gibt.

Nun lebe wohl, mein Roter, es geht in den Croquis. Noch zehn Tage und wir ſehen uns wieder. Dann ſtehe ich auf dem Gare du Nord mit meinen Armen weit auf. Laß Dir auch noch einmal von

dem „Dichter" das Haar ſchneiden, damit Du ſchön biſt, laß Dir es aber jetzt ſchon ſchneiden, damit es noch ein bißchen wächſt.

Mein geliebter Mann, Paris, den 18. März 1905.

heute iſt ein Regentag. Von morgens an gießt es leiſe herunter. Sonſt haben wir in letzter Zeit ſo wunderſchönes Wetter gehabt und oft, wenn ich oben auf dem Omnibus ſaß, hat mir das Herz gelacht über dieſe ſchöne Stadt.

Am Donnerstag war ich bei Georges Petit zur Einweihung einer Ausſtellung, zu der mir Madame Simon ein Billett gegeben hatte, deren Mann ich nicht zu Hauſe getroffen hatte. Es war ein ſehr pariſeriſcher Eindruck, viel feine Damen, viel Schleppen und feine Herren. Die ausſtellenden Künſtler waren auch da, ſo ſah ich Cottet. Zoloaga wurde mir gezeigt, ſein Geſicht machte mir keinen beſonderen Eindruck. Schließlich ſtieß ich auf eine Bremer Ecke: Heymel und Frau, Sparkuhle, Wiegand, die wollen hier, ſcheint es, Bilder kaufen.

Neulich waren wir mit unſeren ſchwarzen Bulgaren in einem Varieté, was aber weder gut noch ſchlecht genug war, um uns zu intereſſieren. Wir haben uns aber doch zuſammen ſehr gut amüſiert. Wir ſaßen an einem kleinen Tiſch, und um uns zu unterhalten, ſtellten wir uns gegenſeitig vor. Obgleich wir uns ſchon mehrere Rendezvous gegeben hatten, kannten wir nicht unſere Namen. Da wir ja, was wir uns zu ſagen haben, auf franzöſiſch radebrechen, genügte ja Monſieur und Madame. Bei der Vorſtellerei nannte man nun erſt ſeinen Vornamen, der in die verſchiedenſten Sprachen überſetzt wurde, um ihn zu erläutern. Dann kam der Familienname, den man ſich gegenſeitig aufſchrieb und ſchließlich die Wohnung. Es war furchtbar komiſch. Ungefähr, als wenn Kinder ſich vorſtellen. Unſere beiden Kavaliere ſind nämlich ſehr wenig von Europens Höflichkeit beleckt. Meiner, der ſonſt im ganzen, was Wiſſen und Schönheit anbelangt, den Vorzug hat, der ſpuckt. Wir laſſen aber alles großmütig geſchehen, geben nur hier und da kleine Winke, zum Beiſpiel das, daß ſie, wenn ſie mit uns zuſammenkommen,

vorher keine Gerichte mit Knoblauch eſſen und dergleichen, was ſie ſich alles ganz gehorſamſt ſagen laſſen.

Paris, den 24. März 1905.

Der Salon des indépendants iſt eröffnet. Es gibt keine Jury. An den Wänden, die mit Sackleinen bekleidet ſind, hängen alphabetiſch geordnet die Bilder in bunter Verwirrung. Man weiß nicht, wo die Schraube eigentlich los iſt, aber daß ſie irgendwo fehlt, empfindet man dunkel.

Es iſt wieder einmal ganz und gar Paris mit ſeinen Launen, mit ſeiner Kindlichkeit: dümmſte Konvention neben exzentriſchen Pointellierverſuchen.

Die Kerls mit den Schlapphüten und ihren Weibchen, die geſtern bei der Eröffnung der Ausſtellung herumliefen, hätteſt Du ſehen ſollen. Mir machen ſie immer Spaß. Sie kommen mir vor wie Jungen beim Soldatenſpielen. Von denen wird auch einer hie und da ein Feldherr.

Paris iſt jetzt entzückend mit ſeinem duftig-dunſtigen Frühjahrshimmel und den luſtigen neuen Strohhüten.

Einige ſchöne Vormittage hatte ich in der Bibliothèque Nationale mit Rembrandt-Radierungen. Abends bei B.'s mit nordiſchen Menſchen und nordiſchen Eindrücken. Auch intereſſant. Es herrſcht eben ein koloſſales Leben und ein koloſſaler Geiſt in dieſen Mauern. Dieſes Gefühl wirkt auf mich faſt myſtiſch.

Ihr müßt in der Nacht vom achtundzwanzigſten reiſen, um Micarême zu erleben; es wird Euch Spaß machen, die Leute ſind hier dann ſo echt.

*

Tagebuchblätter

Paris.

Die Stärke, mit der ein Gegenſtand erfaßt wird (Stilleben, Porträts oder Phantaſiegebilde), das iſt die Schönheit in der Kunſt.

Leben und Tod gaben ſich die Hand. Mir legte ein lächelnder, blonder Franzoſe am mardi gras einen Veilchenſtrauß in die Hand; ich ſchickte ihn nach Münſter zu Ottos kranker Mutter. Man gab ihn ihr in die toten Hände.

Worpswede

1905—06

Briefe an die Familie

Worpswede, 11. April 1905.

Liebe Mutter, das Nachhauſekommen war wunderſchön. Für unſer weißgeſtrichenes Verandadach mit den grünen Chriſtelbändern und für die üppigen neuen Stuhlkiſſen danke ich Dir vielmals. Der kleine helle Raum machte mir vielen, vielen Spaß. Ich danke Dir überhaupt, daß Du in der Zeit, da ich in der Welt herumflog, meine Stelle ſo lieb vertreten haſt. Du haſt mir dadurch ermöglicht, den Inhalt meines Lebens zu erweitern. Ich ſehe dieſe Pariſer Reiſen an als Ergänzung meines hieſigen etwas einſeitigen Lebens und ich fühle, wie dieſes Untertauchen in eine fremde Stadt mit ihren tauſend Schwingungen nach zehn ruhigen Worpsweder Monaten mir ungefähr Lebensbedürfnis wird.

Die Natur hat in dieſen zwei Monaten geſchlafen. Die Birken wollen noch nicht grün werden, im Graſe ſchimmern verſtohlen die Anemonen und heute habe ich mir zwei Veilchen aus unſerem Garten an die Bruſt geſteckt. Es iſt merkwürdig, wie der Reiz des hieſigen Frühlings grade in ſeiner Spärlichkeit beruht.

Heute habe ich alle meine Modellkinder aufgeſucht, und, merkwürdigerweiſe war in alle den vier Häuſern, in die ich hineinguckte, ein neuer Hinnerk oder eine Metta angekommen. Ich blickte ordentlich neidiſch auf all dies zappelnde neue Leben.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 7. Juni 1905.

ich habe Dir ſchon gleich ſchreiben wollen, als ich hörte, Du lägeſt im Bett. Nun habe ich es ſo lange verzögert, und ich muß ſehr hoffen, daß Du ſchon wieder aufgeſtanden biſt und dieſen ſchönen Sommeranfang mit hellem Herzen wieder in Dich eingehen laſſen kannſt. Ich habe ſo ein ſtarkes Gefühl, daß Geſundheit die Hauptſache iſt, und bin ſo ſehr froh und dankbar, daß wir bis jetzt damit geſegnet ſind.

Von uns ist das Gewöhnliche zu melden, es geht uns sehr gut. Elsbeth geht hier jetzt in die Dorfschule und kann schon die unmöglichsten Wörter schreiben und die Schöpfungsgeschichte erzählen, auch 2 — 1 rechnen, so daß die Fundamente zu ihrer Kulturmenschwerdung gelegt sind, was ihr bis jetzt noch Freude macht. Außerdem hat sie ein weißes Kaninchen, das sie an seinen langen Ohren hin- und herschleppt, und dem sie unentwegt Futter pflücken muß, indessen ich, wenn ich nicht male, schlafe oder esse, zwei hungrigen Elstern die Kehlen vollstopfe. Otto zieht währenddessen herum mit einem Glashafen voll Laubfrösche, denen er Brummer fängt und einem anderen Glashafen voll Molchen, Wasserkäfern und Fischen, denen er eigentlich Regenwürmer fangen sollte, was er aber schlecht kann. Außerdem fangen in unserem Garten die Rosen und Nelken zu blühen an, was für ihn und uns immer eine schöne Zeit bedeutet. Außerdem ist Malen eine schöne Kunst, die schwer geht.

Das ist so ungefähr der Stand der Dinge hier.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 26. November 1905.

die paar hellen Tagesstunden, die jetzt nur noch uns scheinen, sind vorüber, ich habe mein kleines Aktmodell weggeschickt und mein Lämpchen angesteckt mit dem Vornehmen und dem Vorsatz, meine Schreib-„Idiosynkrasie" zu überwinden. Dein großer, langer Grauer und Dein zweiter Grauer hatten in mir auch den Willen zur Tat geweckt...

...Des Morgens male ich jetzt Clara Rilke im weißen Kleid, Kopf und ein Stück Hand und eine rote Rose. Sie sieht sehr schön so aus und ich hoffe, daß ich ein wenig von ihr hineinbekomme. Neben uns spielt dann ihr kleines Mädchen, Ruth, ein kleines, molliges Menschenkind. Ich freue mich, auf diese Weise mit Clara Rilke öfter zusammenzukommen. Sie ist mir trotz allem von allen noch die liebste. Sie hat drei bis vier Wochen ganz dicht neben Rodin gewohnt und ist noch sehr unter dem Eindruck dieser Persönlichkeit und seiner einfach großen Aussprüche. Rilke, als Rodins Sekretär, bekommt da nach und nach Europas Intelligenz zu sehen.

Otto malt, malt, malt. Wir haben auch so viel verdient, daß wir vielleicht nach Weihnachten mit einem kleinen Haken nach Schreiberhau zu Euch reisen können. Das wäre sehr hübsch. Im ganzen habe ich wieder meinen Winterschlaf angetreten mit allerhand Sehnsuchtsgefühlen, vielleicht auch deshalb meine Schreibunlust. Im stillen plane ich wieder einen kleinen Ausflug nach Paris, wofür ich mir schon fünfzig Mark gespart habe. Dagegen fühlt Otto sich urgemütlich. Er braucht das Leben nur als ein Ausruhen von seiner Kunst und kommt immer auf seine Rechnung. Ich habe von Zeit zu Zeit den starken Wunsch, noch etwas zu erleben. Daß man, wenn man heiratet, so furchtbar festsitzt, ist etwas schwer...

Liebe Milly, Worpswede, den 6. Dezember 1905.

wir führen hier ein reichbewegtes Leben und ich will Dich etwas davon merken lassen. Also: erstens hast Du uns drei jeden Donnerstag abend als Stammgäste von Wetzels Kegelbahn zu denken. Die beiden Ehepaare Vogeler, Ehepaar Krummacher, Ehepaar Hartmann und unsere rötliche Wenigkeit. Ich bin sehr stolz auf Ottos Kraftäußerungen, viermal an einem Tag das ganze „Regiment". Ich benehme mich dagegen diskreter. Da Schneider Ranke in Ottos graue Hose einen etwas helleren Hosenboden eingesetzt hatte, mußte ich die letzten Augenblicke, vor denen wir gingen, meine Malkünste an ihm üben. Der Flicken wurde der übrigen Hose äußerst ähnlich, welche Talentprobe Ottos und mein Herz erfreut.

Vergangene Woche hatte ich zwei Theaterabende in Bremen. Die Eysoldt aus Berlin gastierte in „Elektra" von Hofmannsthal und in Wildes „Salome". Sie leistete allerhand Feines und Individuelles, sehr sensitiv Durchgebildetes. Die übrigen Mannschaften waren abscheulich.

Frau W. lieh mir die Wagner-Wesendonkschen Briefe, denen ich mich aber ebenso fern fühle, wie neulich dem „Tristan und Isolde". Meine Seele oder vielmehr mein Körper und meine Nerven sträuben sich gegen diese hypnotisierende Musik; trotz seiner deutschen Stoffe

halte ich doch Wagner für undeutsch. Ich bitte dieses Urteil zu entschuldigen. Ich bekam es mehr instinktmäßig, bin aber so weise und so alt geworden, daß ich solche Sachen nicht mehr ausspreche.

In der Malerei suche ich in den wenigen hellen Stunden, die uns der Winter bringt, dem ewig sich erneuernden Ziele nahezukommen. Ganz abgesehen davon, daß man Talent hat oder nicht, finde ich doch Kunst sehr schwer.

Wir bekamen heute eine telegraphische Einladung zum Schreiberhauer Winter. Vielleicht rutschen wir nach Weihnachten einmal herüber. Außerdem freuen wir uns auf eine retrospektive Jahrhundert-Ausstellung in Berlin mit Sammlungen von Leibl, Marées, Feuerbach usw.

... Bei uns ist der graue Dezemberhimmel mit Nebel, Regen und Tauwinden. Elsbeth prünt mit Schmerzen und mit Freuden an einer Weihnachtsarbeit für Dich, glaubt fester denn je an den Weihnachtsmann.

Leb wohl, geliebte Schwester. Otto sitzt Modell bei Clara Rilke ...

Meine liebe Milly, Worpswede, den 17. Januar 1906.

nun sitzen wir wieder zu Hause in unserem braunen Wohnzimmer bei der Lampe.

Wir haben eine wunderschöne Reise hinter uns. Im Riesengebirge bei Hauptmanns haben wir Schnee und Winter erlebt. Die Landschaft, die im Sommer gar nicht so stark zu uns gesprochen hatte, wirkte prachtvoll! Großartig und ernst lagen die weißen Berge unter dem wolkigen Himmel, der sie teils einhüllte. Dann war bei Hauptmanns ein lieber, interessanter Kreis. Der Bürgermeister Reicke und seine Frau und der Soziologe Sombart, da gab es dann bei Tisch und Nachtisch immer interessante Debatten unter den Männern. Alle diese studierten Leute wirkten so anders als die Maler, mit denen wir gewohnt sind, umzugehen. Es kam viel Feines dabei heraus, hauptsächlich wenn Hauptmann und Sombart gegeneinander zu Felde zogen. Die Tagesstunden wurden dann ordentlich zum Schlitteln gebraucht, es ging prachtvoll, diese Berge herunterzusausen.

Schließlich brachte uns Berlin noch eine Fülle von Bildeindrücken. Otto und ich ſahen zum erſten Male das Kaiſer-Friedrich-Muſeum und fanden da viele uns noch ganz unbekannte Kunſtſchätze. Dann findet in Berlin eine Ausſtellung der Maler des letzten Jahrhunderts ſtatt. Sie war noch nicht eröffnet. Wir erhielten aber freien Zutritt und konnten die an die Wand gelehnten Schätze beſchauen: Leibl, Trübner, Böcklin, Feuerbach, Marées. Es waren wundervolle Sachen darunter.

Und nun ſind wir wieder zu Hauſe, wo alles ſein gewohntes Geleiſe geht.

Und Dein Hans iſt wieder losgereiſt? Brauche nur Deine Zeit recht ſchön zum Leſen und muſiziere Dir viel vor. Merkwürdig ſind die Glücksgüter im Leben verteilt. Mir zu Beiſpiel könnte gar nichts Lieberes paſſieren, als von Zeit zu Zeit ſechs Wochen allein zu ſein. Nun, ein jeder trage ſeines in Geduld.

Ich bin in Liebe und Wiederliebe

Deine Paula.

Meine liebe Mutter. Worpswede, den 19. Januar 1906.

Frau R. iſt geſtorben. Es hat mich ſehr ergriffen, das Ende dieſer großangelegten Frau. Langſam, langſam und allmählich der Lebensenergie entzogen zu werden, die ſie in ſo hohem Maße beſaß. Sie war noch ein Baum, bereitet, Früchte zu tragen. Und dieſer Sturz!

Wuchernde, kalbsköpfige, plattfüßige Exiſtenzen bleiben beſtehen.

Wie kann man das Leben verſtehen, wenn man es nicht auffaßte als das Arbeiten jedes einzelnen am Geiſte, man kann wohl ſagen, am heiligen Geiſte. Der eine tut es mit mehr, der andere mit weniger Inbrunſt. Aber ein jeder, auch der Kleinſte, gibt ſein Scherflein dazu.

Die Gabe und Arbeit, die Frau R. brachte, war durch Energie und manchen Kampf hervorgebracht. Sie hat ſtark am Geiſte gearbeitet mit Bewußtſein und Willen. Es ſtrahlte von dieſer Frau eine ſtarke geſchulte Selbſtzucht aus, die ich ſehr hoch ſchätze. Für mich war Frau R. die Frau in Bremen, vor der ich die größte Hochachtung hatte.

Ich vermute, ich hätte es ihr einmal gesagt. Vielleicht hätte ich es gekonnt, wenn sie noch länger gelebt hätte, denn ich fühle, daß jetzt manche Scheidewände, die Worpswede zwischen mir und der Welt aufrichtete, fallen.

Eine große Scheidewand war immer unser angestrebt bäuerliches Leben, das, wenn es mit städtischem Leben in Berührung kam, an den oberflächlichen Verschiedenheiten sich stieß.

Auch wünschte ich, Frau R. hätte noch erlebt, daß ich etwas würde. Auf die Weise hätte ich mich ihr am schlichtesten dargelegt.

Denn ich werde noch etwas. Wie groß oder wie klein, das kann ich selbst nicht sagen, aber es wird etwas in sich Geschlossenes. Dieses unentwegte Brausen dem Ziele zu, das ist das Schönste im Leben. Dem kommt nichts anderes gleich.

Daß ich für mich brause, immer, immerzu, nur manchmal ausruhend, um wieder dem Ziele nachzubrausen, das bitte ich Dich zu bedenken, wenn ich manchmal liebearm erscheine. Es ist ein Konzentrieren meiner Kräfte auf das Eine. Ich weiß nicht, ob man das noch Egoismus nennen darf. Jedenfalls ist es der adeligste.

Ich lege meinen Kopf in Deinen Schoß, aus welchem ich hervorgegangen bin, und danke Dir für mein Leben.

Dein Kind.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 11. Februar 1906.

Dein lieber, grauer Geburtstagsbrief kam so schön rechtzeitig mit Deiner mütterlichen Liebe zu mir. Du und die Geschwister, Ihr wart alle mit Euren Briefen pünktlich auf meinem Geburtstagstischchen, das war sehr lieb.

...Ich habe ein Buch gelesen: Napoleon und die Frauen. Ein merkwürdiger Mann. Wie der bei seinem vielbeschäftigten Leben und bei seiner notwendigen Rücksichtslosigkeit hat lieben können, das ist schon schön. Menschlich wirkt diese Überlebensgröße oft so rührend, so voll von großer Sehnsucht.

Vaters Bild! Auch ich finde die Ähnlichkeit sehr groß, wie wir sie auch wohl im Charakter haben. Nur daß Vater nicht so rücksichtslos war wie ich. Ich bin, glaube ich, zäher. Diese Ähnlichkeit war wohl auch der Grund, daß unser so bescheidener Vater mit mir in meinem ganzen Leben nicht zufrieden war.

Ich küsse Dich innig

Deine Paula.

*

Paris

1906—07

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 22. Februar 1906.

ich danke Dir vielmals für Deinen lieben, langen Brief. Antworten kann ich darauf jetzt nicht und will es nicht, denn es würde dieſelbe Antwort ſein, die ich Dir in Worpswede gegeben habe. Du ſchreibſt mir ja auch Dinge, die Du mir ſchon alle mündlich geſagt haſt. Laß uns dieſe Sache, bitte, im Augenblick gar nicht berühren und eine Zeit ruhig vergehen laſſen. Die Antwort, die ſich dann finden wird, wird die richtige ſein. Ich danke Dir für alle Deine Liebe. Daß ich nicht nachgebe, iſt nicht Grauſamkeit und Härte. Es iſt für mich ſelber hart. Ich tue es nur mit dem feſten Gedanken, daß ich nach einem halben Jahre Dich wieder quälen würde, wenn ich mich jetzt nicht genug prüfen würde. Verſuche, Dich an die Möglichkeit des Gedankens zu gewöhnen, daß unſere Leben auseinandergehen können.

Nun wollen wir längere Zeit nicht wieder darüber ſprechen. Es hat keinen Zweck.

Mir geht es natürlich nicht ſehr gut. Ich war durch die inneren Aufregungen ziemlich herunter, als ich herkam, bin jetzt noch nicht in der Arbeit und in der rechten Wohnung. Morgen werde ich umziehen.

Ich habe hier bei Durant-Ruel eine ſchöne Manet-Ausſtellung geſehen, beſonders gefiel mir der Mann mit der Gitarre, den wir irgendwo abgebildet geſehen haben, und ein Kaninchen-Stilleben. Dann gab es noch einen Saal, Odillon Redon, für den ich mich aber nicht begeiſtern kann. Mir ſcheint, viel Geſchmack und Kaprize, aber die Grundlage zu ſchwach. Er hat viel Blumenſtücke, meiſt in Paſtellfarben, ausgeſtellt. Die Farben haben eine große Leuchtkraft.

Lieber Otto, Paris, den 9. März 1906.

liebe, lange Briefe von Dir liegen vor mir und machen mich traurig. Es iſt immer wieder derſelbe Schrei in ihnen und ich kann Dir doch

nicht die Antwort geben, die Du haben möchteſt. Lieber Otto, laß eine Zeit ruhig verſtreichen und laß uns beide abwarten, wie meine Gefühle dann ſind. Nur, Lieber, verſuche den Gedanken ins Auge zu faſſen, daß ſich unſere Wege ſcheiden werden.

Ich möchte ſo gerne, daß Du und meine Familie unter meinem Schritt nicht ſo litten. Aber wie ſoll ich es anfangen? Das einzige Mittel iſt die Zeit, die alle Wunden langſam und allmählich heilt.

Daß Du zwei Bilder verkauft haſt, freut mich ſehr für Dich, es iſt doch eine Aufmunterung in dieſer ſchweren Zeit.

Biſt Du wohl ſo freundlich geweſen und haſt die Zeichnung von mir ſchon abgeſchickt? Ich wollte ſie gern zum Eintritt in die Ecole des Beaux-Arts haben, der dann immer noch nicht gewiß iſt. Es ſoll da gut gearbeitet werden und iſt billiger. Wenn Du ſie noch nicht abgeſchickt haſt, laß es, bitte, dann wird es mir zu ſpät und ich trete doch in eine von den Privatſchulen ein.

Ich fange an, mich hier einzuleben. Das Wetter war dieſe Woche prachtvoll, ſo warm, daß man auf der Straße ſchon den Schatten aufſuchte. Wenn man dann abends aus dem Zeichenkurſus kommt und die große Stadt in der bläulichen Dämmerung liegt mit den angezündeten Lampen, dann iſt es ſehr ſchön.

Vergangenen Sonntag waren Herma und ich in einem ſehr ſchönen Konzert. Im ganzen komme ich nicht viel mit Herma zuſammen. Sie hat viel zu lernen, und dann liegt es auf mir, daß ich auch ihr ſolchen Kummer machen muß.

Lieber Otto, ich drücke Dir die Hand und grüße Dich herzlich.

Deine Paula.

Lieber Otto, Paris, den 19. März 1906.

ich bin jetzt ordentlich im Zeichnen drin und es macht mir Freude, zu merken, was ich alles hier lernen kann. Die Kerle hier ſind ſo gründlich und akkurat, zwei Eigenſchaften, die ſich bei mir noch recht vertiefen müſſen. Meine Malereien ſehen hier dunkel und ſoßig aus. Ich muß in eine viel reinere Farbe kommen. Ich muß modellieren lernen. Ich

muß überhaupt noch allerhand und dann werde ich vielleicht etwas. Und das weißt Du, das ist das Endziel, auf das all meine Wünsche und all mein Streben endet.

Von Zeit zu Zeit hat mich Paris schon ganz wieder in seinem Bann wie in alten Zeiten. Des Abends ist es oft wunderbar, wie der romantischste Hintergrund zu romantischen Dramen. Es ist dann vielleicht weniger zum Malen als zu Taten anregend.

Ich besuche jetzt regelmäßig die vorzüglichen Anatomiekurse der Ecole des Beaux-Arts und höre dort auch eine Vorlesung in Kunstgeschichte. Ich habe sogar den heroischen Vorsatz gefaßt, dort nachmittags Gips zu zeichnen. In die Lebensklasse komme ich nicht so schnell und das Modellieren kann ich auch an Gips lernen.

Mein Atelier ist hell und gesund, hat einige Tannenmöbel, eine Zeuggarderobe und eine Schlafbank, ähnlich wie bei Brünjes. Es hat einen großen Nachteil, man kann den Himmel nicht sehen, die Fenster haben duffes Glas.

Lieber Otto, Paris, den 9. April 1906.

eben las ich Deinen Brief. Er rührt mich tief. Es rührten mich auch die Worte aus meinen Briefen, die Du mir schreibst. Wie habe ich Dich geliebt. Lieber Roter, wenn Du es kannst, so halte Deine Hände noch eine Zeit über mir, ohne mich zu verurteilen. Ich kann jetzt nicht zu Dir kommen, ich kann es nicht. Ich möchte Dich auch an keinem anderen Ort treffen.

Es ist vieles von Dir, was alles in mir wohnte, und was mir entschwunden ist. Ich muß warten, ob es je wieder kommt oder ob etwas anderes dafür wiederkommt. Ich habe mir her und hin überlegt, was wohl das Beste ist, was ich tue. Ich fühle mich selbst unsicher, da ich alles, was in mir und um mich sicher war, verlassen habe. Ich muß nun einige Zeit in der Welt bleiben, werde geprüft und kann mich selber prüfen. Willst Du mir für die nächste Zeit monatlich 120 Mark geben? daß ich leben kann?

Ich bleibe, so lange ich es aushalten kann, hier in Paris, denn im Augenblick will ich nicht frei arbeiten, sondern schularbeiten. Mein Atelier bei Brünjes habe ich zum 1. Mai an Fräulein W. vermietet. Ich habe ihr nur geschrieben, daß ich den Sommer von Worpswede abwesend wäre.

Ich danke Dir für alles, was Du an mir tust. Du weißt es und kennst mich im Grunde, daß ich nicht schlecht und herzlos bin. Es ist eben meine Sturm- und Drangzeit, durch die ich hindurch muß, und ich kann nicht umhin, meinen nächsten Menschen damit Schmerzen zu machen. Es ist mir schwer, daß ich dies Leid in Dein Leben bringe. Glaube mir, daß es mir selbst nicht leicht ist, doch muß man sich zu dem einen oder anderen Ausgang durchkämpfen.

Es fängt hier jetzt an, sehr schön zu werden. Bei Euch wohl auch. Ich habe prachtvolle Courbets gesehen, es tut mir leid, daß er gerade Mode ist. Ich finde ihn aber großartiger als Manet und Monet. Ein kolossales Blumenstück der verschiedenfarbigsten Stockrosen mit einer weiblichen Figur war prachtvoll gemalt.

Du hast Herma einen Floh ins Ohr gesetzt mit der Reise nach der Bretagne, die sie sehr froh macht. Ich werde sie dann in den Ostertagen irgendwo treffen, wahrscheinlich St. Malo. Du hast Dir das so lieb ausgedacht.

Schließe Dich an Elsbeth an und an Deine Kunst.

Deine Paula.

*

Briefe an die Familie

Liebe Schwester, Paris, Mai 1906.

ich werde etwas — ich verlebe die intensiv glücklichste Zeit meines Lebens. Bete für mich. Schicke mir die 60 Frcs. für Modellgelder. Danke. Werde nie irre an mir.

Deine Paula.

Meine liebe Mutter, Paris, den 8. Mai 1906.

daß Du nicht böse auf mich bist! Ich hatte solche Angst, Du würdest böse sein. Das hätte mich traurig und hart gemacht. Und nun bist Du so gut zu mir. Ja, Mutter, ich konnte es nicht mehr aushalten und werde es auch wohl nie wieder aushalten können. Es war mir alles zu eng und nicht das und immer weniger das, was ich brauchte.

Ich fange jetzt ein neues Leben an. Stört mich nicht, laßt mich gewähren. Es ist so wunderschön. Die letzte Woche habe ich gelebt wie im Rausche. Ich glaube, ich habe etwas vollbracht, was gut ist.

Seid nicht traurig über mich. Wenn mein Leben mich nicht wieder nach Worpswede führen sollte, so waren die acht Jahre, die ich da war, sehr schön.

Ich finde Otto auch rührend. Das und der Gedanke an Euch machte mir den Schritt besonders schwer.

Laßt uns ruhig abwarten. Die Zeit wird das Rechte und das Gute bringen. Was ich auch tue, bleibt fest in dem Glauben, daß ich es mit dem Wunsche, das Richtige zu tun, tue. Kurt drücke ich die Hand. Er ist so gut zu mir gewesen. Er ist für mich ein Stück Vater.

Du, liebe Mutter, bleibe mir immer nah und gebe meinem Tun den Segen.

Ich bin Dein Kind.

*

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 25. April 1906.

jetzt will ich Dir von unserer Bretagner Reise erzählen, die ganz über Erwarten schön ausgefallen ist. Ich danke Dir vielmals für den schönen Gedanken. Ich wollte ja zuerst gar nicht mit, weil ich es eigentlich für überflüssig hielt, tat es schließlich nur, um Herma die Freude nicht zu verderben. Wir beide sind sehr frisch und erfrischt und braun gebrannt nach Paris zurückgekehrt und ich habe schöne Gefühle und Gedanken über die Kunst, die ich von mir noch erhoffe.

Dieses Frankreich ist ein gottgesegnetes Land. Man fährt nach

St. Malo durch fruchtbare Obſtgegenden, Apfelhecken, durch mannshohe dunkelgelbe Ginſterhecken eingefaßt, eine Art, wie wir ſie bei uns gar nicht kennen. Dazu ſtehen wunderſchön die großen, lichtgelben Primeln, die allenthalben ſprießen. Man fährt in den Vorort von St. Malo ein und iſt einigermaßen enttäuſcht, zwanzig Minuten zwiſchen Schuppen und Plakaten in eine ſehr kleine, ſehr ſtinkende, hochhäuſige, langweilige Stadt zu gelangen. Wenn Du aber aus Verſehen aus der Stadt heraustrittſt auf die ſchmalen Wallmauern, ſo liegt das große Meer zu Deinen Füßen mit ſeinen Felſenklippen und Felſeninſeln, auf denen überall ſehr ſchönlinige alte Forts ſind, das gibt grandioſe Silhouetten. Wir lebten auch den ganzen Tag auf den Wällen oder auf kleinen Felſeninſeln und kletterten dort auf den Klippen herum und lachten in den Giſcht der Wellen hinein. Andere Tage machten wir ſchöne Touren. Herma iſt ausgezeichnet, mit Umſicht und Überſicht macht ſie Pläne, die ich dann nur zu beſchneiden brauchte, weil ſie manchmal über unſere Kräfte gingen. Haſt Du eine Vorſtellung von dem milden Klima von Harnſey und Guernſey? So ähnlich iſt auch die Gegend um St. Malo herum, von ſüdlicher Üppigkeit, blühenden Roſen und Levkojen, einem Überfluß von blühendem Goldlack. Es iſt alſo nicht die herbe Bretagne von Cottet. Die wäre ein wenig weit und dementſprechend teuer geweſen. St. Malo liegt ſchon zehn Stunden von Paris entfernt, alſo eine Reiſe Bremen—Dresden.

... Vor meiner Reiſe beſuchte ich noch Deinen Landsmann, den Bildhauer Hoetger, deſſen Arbeiten in Bremen ſolchen Eindruck auf mich machten. Er hat einen wundervollen liegenden Akt in Arbeit, ganz einfach monumental. Das kleine Köpfchen in Bremen ſtellt ſeine Frau dar. Beide machen den Eindruck, als wenn ſie ſehr gelitten haben unter dem Druck der Verhältniſſe. Er mag Ende der Dreißiger ſein. Er war hochintereſſiert von den indiſchen Photographien. Ich ſoll in dieſer Woche noch einmal zum Tee zu ihnen kommen ...

Lieber Otto, Paris, den 15. Mai 1906.

ich habe Dir furchtbar lange nicht geſchrieben, das kommt, weil ich ſo tüchtig in der Arbeit bin. Mir iſt es dieſe zwei Wochen ſehr gut

gegangen. Ich habe Nacht und Tag aufs intenſivſte an meine Malerei gedacht und war auch mit allem, was ich machte, relativ zufrieden. Jetzt flaue ich etwas ab, arbeite nicht mehr ſo viel und bin auch nicht mehr ſo zufrieden. Doch im ganzen habe ich immer noch eine höhere und heiterere Anſchauung von meiner Kunſt, als in Worpswede. Nur verlangt es große, große Anſtrengungen.

Dieſes Schlafen zwiſchen ſeinen Arbeiten iſt entzückend. Mein Atelier iſt bei Mondenſchein ſehr hell. Wenn ich aufwachte, ſprang ich flugs von meinem Lager und ſchaute mir meine Arbeiten an und morgens war mein erſter Blick auf ſie.

Alſo Hoetger war in meinem Atelier und findet, daß ich großes Talent habe. Er hat mir ſo gute Dinge geſagt und alles mit ſo einer einfachen Güte. Es iſt doch merkwürdig! In Bremen in der Ausſtellung machten mir die Hoetgerſchen Arbeiten doch den Haupteindruck. Nun ſcheinen wir uns gegenſeitig ſo gut zu verſtehen. Mir iſt, als wenn ich ihn ſchon lange gekannt hätte. Grund zur Eiferſucht iſt nicht vorhanden, denn vergangenes Jahr hat er eine Frau geheiratet, die er über alles liebt. Sie iſt das kleine Köpfchen, das in Bremen war. Er zieht ſie in ſeinem Geſchmack an und ſieht in ihr den Himmel. Sie iſt ganz Hingabe. Es iſt für mich ein feines Glück, dieſen Menſchen getroffen zu haben.

Lieber Otto, Paris, den 30. Juni 1906.

ſeit einer Woche iſt das Frachtpaket da und ich wollte Dir ſchon lange einen Brief ſchreiben, weil ich weiß, daß Du darauf warteſt. Es kam aber immer etwas dazwiſchen. Ich muß anfangen mit Dank nach vielen Richtungen hin. Erſtmal für die Mühe für das Paket, denn Paketemachen geht ſcheußlich, dann danke ich Dir für Deine Briefe und die Schützenfeſt-Photographie, ſchließlich für das Geld.

Nach Deiner Abreiſe* fühlte ich mich leider ſehr ſchlecht. Ich bin auch jetzt noch nicht wieder ſo wohl wie vor Pfingſten. Es geht mir aber doch ſchon wieder viel beſſer und ſeit einer Woche kann ich wieder ordentlich arbeiten, was mir im Augenblick die Hauptſache iſt. Das Wetter iſt

* Otto Modersohn war für einige Tage nach Paris gekommen.

immer noch ganz gut. Wenn es auch zwischendurch ein paar heiße Tage gibt, so kühlt es dann doch wieder ab. Ich habe gedacht, daß ich bis August hier bleiben will, dann gehe ich irgendwo aufs Land, wohin, das muß sich ergeben, entweder in die Bretagne oder auch nur vor die Tore von Paris. Bis dahin möchte ich noch einige Sachen tüchtig weiter bringen, und bin gerade im Augenblick dabei, mich tüchtig zu quälen.

Deine Stilleben haben mir viel Spaß gemacht, hauptsächlich das kleine ist komisch mit seinen vielen Schnurrpfeifereien. Mir scheint auch, daß Dir die Wurmfarbe sehr liegt. Das Gelungene ist, daß ich jetzt in Öl versucht habe zu malen, und finde, daß es auch seine guten Seiten hat. Ich brachte Deine Sachen auch nach Hoetgers, die sich sehr dafür interessierten, hauptsächlich gefielen ihnen die: wo der Mann seinen Hut in die Luft wirft, dann wo der Akt am Abhang liegt und schließlich wo die Mutter mit den Kindern unter dem Apfelbaum sitzt. Sie haben beide von Dir einen lieben Eindruck bekommen und werden Dich sicher in Worpswede einmal besuchen. Vorderhand bleiben sie noch in Paris, da er mit seiner großen Figur noch nicht weiter ist, da das Modell krank war. Sie sind beide weiter so fürsorglich und reizend zu mir. Auch die Frau, die zuerst sehr still ist, öffnet sich im Verkehr und erschließt sich als ein Mensch mit sehr feinen Instinkten. Mir ist es immer noch wie ein Wunder, daß ich sie gefunden habe und wir uns so schnell so nahe gekommen sind.

Herma reist morgen abend ab. So wirst Du sie ja auch bald zu sehen bekommen und sie kann Dir noch allerhand erzählen, was wir zusammen getrieben haben.

Daß Frau Brockhaus mein Stilleben gekauft hat, hat mich sehr gefreut. Leider muß ich das Geld gleich weitergeben, denn ich habe im Anfang einmal Rilke um hundert Mark angeborgt, die ich mich nun freue, ihm wiedergeben zu können.

Malst Du tüchtig? Dein großes Stilleben ist leider etwas beschädigt angekommen. Ich behalte es hier. Die anderen Sachen bringt Dir Herma mit.

Schöne Grüße Euch allen. Deine Paula M.

★

Tagebuchblätter

Paris, den 24. Februar 1906.

Nun habe ich Otto Modersohn verlassen und stehe zwischen meinem alten Leben und meinem neuen Leben. Wie das neue wohl wird. Und wie ich wohl werde in dem neuen Leben? Nun muß ja alles kommen.

8. März 1906.

Im vergangenen Jahr schrieb ich: die Stärke, mit der ein Gegenstand aufgefaßt wird, das ist die Schönheit in der Kunst. Ist es auch nicht so in der Liebe?

8. Mai 1906.

Marées und Feuerbach. Marées der Größere, Feuerbach machte doch Zugeständnisse.

Man sagt, die Malerei habe den Schein darzustellen. Darin erreicht Zoloaga Großes. Doch die Art, in der er es erreicht, ist nüchtern. Es muß Mysterium sein.

Der große Stil der Form verlangt auch einen großen Stil der Farbe.

Zola sagt in „L'oeuvre“: „Der Delacroix steckt uns armen Realisten in den Knochen.“ Wir können sagen: der Zola steckt uns in den Knochen.

26. Mai 1906.

Wenn Ottos Briefe zu mir kommen, so sind sie wie eine Stimme von der Erde und ich selbst bin wie eine, die gestorben ist und in seligen Gefilden weilt und diesen Erdenschrei hört.

20. Juli 1906.

Pariser Flöhe. Sie sind so schnell und geistreich, daß man sich schon freut, wenn man sie mal zu sehen kriegt, das Fangen gibt man von vornherein auf.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Schweſter, Paris, den 10. Juli 1906.

du verziehſt mich. Du biſt ſo lieb mit mir. Ich danke Dir von Herzen. Wenn ich doch auch ſo gut zu Dir ſein könnte. Du mußt denken, daß es eine Zeit gab, wo ich gut zu Euch war, und daß es wieder eine geben wird, in der ich es auch ſein werde. Ich kann Euch nur immer wieder verſichern, daß ich verſuchen werde, das Richtige zu tun. Mutter beklagt ſich, daß ich nicht ſchreibe. Was ſoll ich ſchreiben? Ihr müßt mich jetzt eine Zeitlang lieb haben, wenn auch der Schein gegen mich ſpricht.

Ich bleibe Deine Schweſter Paula.

Paris, den 12. Auguſt 1906.

Ach, liebe Schweſter, quäle doch nicht Dich und mich. Ich komme ja zu Dir, ich weiß nur nicht, wann. Übrigens hat Hans mich ja ſo quaſi moraliſch verpflichtet, zu kommen, indem er mir das Reiſegeld ſchickte.

Die Hitze iſt jetzt vorbei. Und wenn ſie auch noch wäre, was ſorgſt Du Dich um das bischen Hitze. Du mußt nicht ungeduldig ſein in Deiner Liebe. Laßt den Dingen Zeit, das wächſt ſich ſchon alles von ſelber zurecht.

„Nach Kraft ringen.“ Das klingt alles ſo dramatiſch. Man tut eben, was man kann und legt ſich dann ſchlafen. Und auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß man eines Tages etwas geleiſtet hat.

Schuld oder Nichtſchuld. Man iſt eben ſo gut oder ſo ſchlecht wie man iſt. Das Herumdoktern an ſich hat wenig Zweck. Man gehe gerade und einfach ſeinen Weg. Ich halte mich für gut von Natur und ſollte ich dann und wann etwas Schlechtes tun, ſo iſt das auch natürlich.

Vielleicht klingen Dir dieſe Worte hart oder eingebildet. Der eine denkt eben ſo, der andere ſo. Die Hauptſache iſt, daß jeder einheitlich denkt mit ſeinem ganzen Organismus.

Wenn man einmal erkannt hat, daß an einem Menschen etwas „dran" ist, wie Ihr es von mir wißt, dann muß man ihn in solch einer Lage, wie ich jetzt bin, ruhig gewähren lassen, auf ihn vertrauen.

Du kannst mir also schreiben, wenn Dein Fremdenzimmerchen leer ist, sonst komme ich auch, wenn T. da ist und kampiere auf dem Sofa.

Ich male im Augenblick Frau Hoetgers Porträt. In ein paar Tagen wird sie mir nicht mehr sitzen können. Vielleicht komme ich bald.

Ich grüße Dich und Deinen lieben Hans.

Deine Schwester Paula.

Meine liebe Mutter, Paris, den 3. September 1906.

ich habe Dir in diesem Sommer viele Schmerzen gemacht, ich habe selbst darunter gelitten. Es gab keinen Weg, Euch zu verschonen.

Mutter, ich habe Otto geschrieben, er soll gar nicht kommen. Ich werde in dieser Zeit Schritte tun, meine äußere Existenz für die nächste Zeit zu sichern. Verzeiht mir den Jammer, den ich über Euch bringe. Ich kann nicht anders.

Ich gehe für die nächste Zeit aufs Land. Ich werde versuchen, Dir jetzt wieder öfter zu schreiben. Tut keine Schritte, Ihr könnt nichts mehr hindern. Deine Paula.

Ich habe Euch alle herzlich lieb, wenn es Euch im Augenblick auch nicht so scheinen mag.

Meine liebe Schwester, Paris, den 16. September 1906.

bitte, wende nicht mehr dieses goldene Mittel an, um etwas von mir zu hören. Ich danke Dir ja so vielmals für Deine Güte, Du mußt aber jetzt auf Weihnachten und auf alles mögliche Schöne sparen. Laß Dir einen Kuß geben und schicke mir nichts wieder. Ich habe genug vor der Hand. Die Ferien bei Dir in Deinem lieben Amorbach sind mir wie ein Traum. Ich lebe wieder mein Leben und Streben. Wenn ich aber an Euch beiden zurückdenke, so freue ich mich, daß Du Dir alle Sprünge verkniffen hast. Ich finde es klug und vernünftig von

Dir. Bleib nur weiter ſo. Alles Schöne iſt ſchwer. Nur Hanſens Fieber will mir nicht gefallen. Paßt nur beide ſchön auf. Auch auf den Magen. Lies nur noch einmal den Nietzſche-Satz vom Kochen, der ißt auch zu friſches Brot.

Otto wird nun doch herkommen. Hoetger hat einen Abend in mich hineingepredigt. Darauf habe ich es ihm geſchrieben. Du ſcheinſt den Leuten ein wenig Mißtrauen entgegenzubringen. Sie haben es nicht verdient. Sie ſind beſſer als viele andere und benehmen ſich mir gegenüber als Freunde. Ich bin durchs Leben etwas vorſichtig geworden und habe natürlich darum mein Urteil über ſie noch nicht abgeſchloſſen. Aber wann kennt man Menſchen ganz? Wann iſt man imſtande, Menſchen ganz zu kennen? Das ewige „Was iſt Wahrheit?", was uns täglich in neuer Geſtalt entgegentritt!

Ich danke Dir für alle Deine Liebe. Und liebe mich weiter aber ohne Gold. Schreibe mir von Zeit zu Zeit ein kleines Zettelchen, wie es Dir geht. Das iſt ja im Augenblick die Hauptſache.

Innige Grüße Dir und Hans

Deine Paula.

Und der Umzug? Soll ich helfen? Du mußt es ehrlich ſagen, wenn Du glaubſt, daß Du mich brauchſt.

★

Brief an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 16. September 1906.

ich komme heute mit praktiſchen Fragen über Deinen Aufenthalt hier. Soll ich Dir ein Atelier mieten? Es iſt jetzt hohe Zeit, da jetzt großer Anſtrom iſt. Wann denkſt Du ungefähr hier zu ſein? Ich denke mir, es iſt doch angenehmer für Dich ein Atelier, als ſo ein ſchmutziges chambre garnie. Dann müßteſt Du vielleicht ein Frachtpaket vorher ſchicken: Bettzeug und ſo weiter. Ich habe auch noch einiges, was ich brauche, hauptſächlich mein geliebtes Federbett.

Heotgers bleiben den Winter noch hier und ich hoffe, Du wirſt an ihm einen Freund finden. Der ſpricht ſehr lieb von Dir. Daß ich Dir den letzten Brief ſchrieb, geſchah auf ſeinen Rat.

Dieſer Brief ſoll kein Brief ſein. Ich will nur gerne wiſſen, wie Du wohnen willſt.

Herzliche Grüße

Deine Paula M.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Mutter, Paris, den 1. November 1906.

ich wünſche Dir, daß Du glücklich biſt in Deinem neuen Jahre, ſo gut es geht. Ich ſelbſt hoffe Dir nicht mehr viel Traurigkeit zu bringen. Ich grüße Euch alle herzlich. Ich bin im Augenblick nicht ſehr froh, denn durch meinen Umzug, Ottos Hierſein und die letzte Jubelwoche mit Vogelers bin ich völlig aus der Arbeit gekommen, doch hoffe ich ſolche Montag wieder zu beginnen. Auf die Dauer ohne Arbeit gefällt mir das Leben nicht.

Otto und ich haben zuſammen über Elsbeth geſprochen. Wir ſind auf alle Fälle dafür, daß ſie in eine leichtere Klaſſe kommt. Bei ihrem zarten Körper und leichtaufgeregten Nervenſyſtem halte ich die Anforderungen, die an ſie geſtellt werden, zu hoch. Es ſchadet ja gar nicht, wenn ſie ein Jahr zurückkommt.

Grüße das Kind und die Geſchwiſter. Ich küſſe Dich zärtlich.

Deine Paula.

Meine liebe Schweſter, Paris, den 18. November 1906.

Du haſt mich wirklich ſchweſterlich lieb, dafür danke ich Dir. Ich tue es mit Dir auf meine Weiſe, etwas kärglich, aber innerſt. Wenn Du nicht auf Deine Rechnung bei mir kommſt, ſo wird es Dir der Himmel anderweitig vergelten; denn das iſt meine Anſicht: belohnt und beſtraft werden wir für alles ſchon auf Erden.

Die Kritik war mir mehr eine Genugtuung als eine Freude. Die Freuden, die überwältigend schönen Stunden, kommen in der Kunst, ohne daß es die anderen merken. Mit den traurigen geht es ebenso. Darum lebt man in der Kunst doch meistens ganz allein. Gut ist aber die Kritik für mein Auftreten in Bremen und wird vielleicht mein Weggehen von Worpswede in ein anderes Licht stellen.

Im Frühling ziehen Otto und ich wieder heim. Der Mensch ist rührend in seiner Liebe. Wir wollen versuchen, Brünjes zu kaufen, um unser Leben freier und breiter um uns zu gestalten, mit allerhand Getier um uns herum. Ich denke jetzt so: wenn der liebe Gott mir noch einmal erlaubt, etwas Schönes zu schaffen, will ich froh und zufrieden sein, wenn ich einen Ort habe, wo ich in aller Ruhe arbeiten kann, und will dankbar sein für das Teil Liebe, was mir zugefallen ist. Wenn man nur gesund bleibt und nicht zu früh stirbt.

Liebe, daß es Euch so gut geht! Ich habe sehr oft an Dich und das Kleinste gedacht. Man muß nur warten können, das Glück kommt schon. Nur laß es Dir ganz einerlei sein, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist. Findest Du uns denn nicht auch fein?

Otto ist gerade bei Hoetger, der ihn modelliert. Ich bekomme einen Abguß davon. Die beiden verstehen sich mit der Zeit sehr gut. Otto erhofft von diesem Winter vieles für seine Kunst. Es gehen ihm neue Dinge auf. Das ist mir eine große Beruhigung, daß es so ist.

Für Deine Franken habe ich mir natürlich eitel Tand gekauft. Etwas zu Häupten und etwas zu Füßen. Ein paar schöne alte Haarnadeln und ein paar schöne Schuhschnallen.

Leb wohl, Liebes. Sei froh und gut und vorsichtig.

Meine liebe Milly, Paris, den 29. Januar 1907.

den türkischen Shawl habe ich nicht genommen. Außerdem habe ich Dich aber sehr lieb. Du bist mir in diesem Jahr der Mensch gewesen, der mich am uneigennützigsten lieb hatte und an mich glaubte. Danken kann man ja für so etwas nicht, aber Himmel oder das Schicksal lohnen jede gute Regung auf irgendeine Weise. Ich finde, es bedarf gar keines

Himmels und keiner Hölle. Das ordnet ſich hier ſchon höchſt einfach auf unſerer Erde. Möge uns ein gutes Stück Himmel beſchieden ſein. Dein kleiner, großer Himmel krabbelt jetzt in Dir. Milly, ich mag nicht des längeren darüber reden. Ich drücke Euch beiden die Hand. Möge das Gute, das in Euch iſt, wieder aufs neue erſtehen zu Eurer und aller Freude.

Deine Weihnachtsbroſche mit der kleinen hübſchen Nadel! Den Zwilling davon habe ich ſo gerne in Deinem weißen Tüllfichu neben Deinem hellen Hals geſehen. Ich danke Dir zärtlich.

Mich beſorgt, was Du über Henry ſchreibſt. Der Junge hat ſchweres Geblüt. Wir aus der Ferne können wenig tun. Er iſt eine ſcheue Seele, die auf ihre eigene Art behandelt werden muß. Mutter gibt ihm manchmal zu viel, manchmal zu wenig. Ich bekam ein ähnliches Gefühl zu Mutter, als ich 16 bis 18 Jahre alt war. Schade, daß der Junge mit mir Weihnachten nicht geſprochen hat. Ich habe ihn ſehr lieb und empfinde ſeinen prachtvollen Kern.

Ich grüße Euch beiden zärtlich.

Deine Paula.

Meine liebe Milly, Paris, den 21. Februar 1907.

Dein lieber Geburtstagsbrief war mir wie etwas Warmes von Dir, wie wenn Du mich mit Deinen kleinen pummelichen Händen ſtreichelteſt. Ich danke Dirs, liebe Deern. Lohns Euch Gott. Auch für das Füchslein meinen Dank. Ich habe mir dafür noch nichts erſtanden, aber es ſoll etwas Schönes werden.

Und Du, und Ihr Beiden? Ihr zählt jetzt wohl ſchon die Tage einzeln bis Mitte März. Wie man begierig iſt auf ſolch ein kleines Geſchöpf und wie man denkt, was es wohl für eins ſein wird und weſſen Geſicht es wohl haben wird und weſſen Charakter. Du wirſt gewiß eine furchtbar liebe Mutter und Hans ein prachtvoller Vater. Ich will eine gute Tante ſein. Mehr kann ich ja im Augenblicke nicht dazu tun.

Otto und ich leben hier in dieſer ſchönen Stadt ein ſtilles Leben, was durch Arbeit und Leſen ſeinen Gehalt hat. Nächſten Monat wollen

noch Hauptmann und Frau herkommen. Das wird dann gewiß etwas bewegtere Tage geben. Anfang April denken wir dann heimzukehren.

Es hat Dich betrübt, daß ich Dir nicht über meine Arbeit schreibe. Liebe Milly, die Kunst ist schwer, endlos schwer. Und manchmal mag man gar nicht davon sprechen. So etwas muß Dich nicht betrüben.

Meine liebe Mutter, Paris, den 9. März 1907.

vielleicht wirst Du im Oktober schon wieder Großmutter. Ich küsse Dich.

Deine Paula.

Außer den Brüdern und Frau R. sag es niemanden.

Meine liebe Schwester, Paris, den 9. März 1907.

wenn alles gut geht, so folge ich im Oktober Deinem Beispiel. Diese Freude erleichtere Dir etwas Deine schweren Tage. Ich küsse Dich und bin in Gedanken viel bei Dir und Hans.

In Liebe

Deine Paula.

Meine Mutter, Worpswede, den 8. April 1907.

Dir ist nun Dein letzter Bruder gestorben. Ich mußte daran denken, wie vor ungefähr zwanzig Jahren Onkel Günther starb. Es muß sehr schwer gewesen sein, als er seine Augen schloß und alle Bande und Erinnerungen, die Euch zusammenknüpften, doppelt stark sprachen.

Das Blut ist wohl das stärkste Band. Es schlägt Brücken über die weitesten Abgründe. Wie verschieden Du und Dein Bruder auch voneinander waren. Ihr hattet dasselbe Blut und das machte, daß Ihr Euch nahe waret. Man muß den Schöpfer preisen, der diese gleichen Säfte geschaffen hat.

*

Holthauſen

1907

(Das Landhaus von Hoetgers in Weſtfalen)

Brief an Otto Modersohn

Lieber Otto, Holthauſen, Juli 1907.

... Ich hoffe doch beſtimmt, daß Du noch kommſt, wenn wir auch nicht mehr lange hierbleiben. Lieber, ich freue mich, daß ich die Reiſe gemacht habe. Wer wagt, der gewinnt. Hoetger wirkt eigentlich nicht viel anders als in Paris, nur ſagt ſeine Frau, er ſei ſehr nervös und das Gefühl, leberleidend zu ſein, drückt ihn ſehr. Er iſt vielleicht in hohem Maße Hypochonder und ich glaube, Du könnteſt ihm mit Deiner Erfahrung ein bischen davon herunterreden. Er redet von Dir mit großem netten Gefühl. Hier gibt es viele leere gekalkte Wände, auf die wir allerhand malen wollen. Wir hoffen ſehr auf Deine Hilfe. Ich habe ſchon geſagt, Du könnteſt ſo gut burleske Sachen zeichnen ſo im Oſtade-Breughel-Stil.

Der Bote drängt um den Brief. Tauſend Grüße. Auf Wiederſehen.

Deine P.

Komme nur bald. Mir geht es ſehr gut.

★

Worpswede

1907

Aus einem Brief an Bernhard Hoetger

Sommer 1907.

Ich habe dieſen Sommer wenig gearbeitet und von dem wenigen weiß ich nicht, ob Ihnen etwas gefallen wird. In der Konzeption bleiben ſich die Sachen wohl im ganzen gleich. Aber die Art, wie ſie in die Erſcheinung treten, iſt wohl eine andere. Ich möchte das Rauſchende, Volle, Erregende der Farbe geben, das Mächtige. Meine Pariſer Arbeiten ſind zu kühl und zu einſam und leer. Sie ſind die Reaktion auf eine unruhige oberflächliche Zeit und ſtreben nach einfachem großen Eindruck.

Ich wollte den Impreſſionismus beſiegen, indem ich ihn zu vergeſſen verſuchte. Dadurch wurde ich beſiegt. Mit dem verarbeiteten, verdauten Impreſſionismus müſſen wir arbeiten.

Wenn ich nicht irre, war außer anderem bei Ihnen dieſes die Urſache des tragiſchen Schickſals der Saga.

Man kann nur wieder und wieder bitten: lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm.

Briefe an die Familie

Meine Schweſter, Worpswede, Oktober 1907.

ich möchte, wie Anna Dreebeins Verwandte ſagen, da es innerlich in ihr arbeitete und rabauterte: „He ſmit mi glick von'n Stohl.“ Ihr müßt ſchön Geduld haben, ſonſt muß er oder ſie ſich ſo hetzen. Auch ſchreibe mir nie eine Poſtkarte wieder mit „Windeln“ oder „froher Nachricht“. Du weißt ja, ich bin eine Seele, die am liebſten die anderen Leute nicht wiſſen läßt, daß ſie ſich mit Windeln beſchäftigt.

Sonſt laſſe Dich innig küſſen für Deine liebevolle mütterliche Fürſorge für mich. So haſt Du Dich vergangenen Sommer zu mir geſtellt und ſo dieſes Jahr. Lohn's Euch Gott, liebe Frau. Du weißt ja, daß ich Dir nie ähnliches leiſten kann und werde. Das iſt aber nicht

Mangel an Wärme. Nur geht meine Wärme ihre eigenen Wege und wir können nur ſtehen und hoffen, daß ſie wohl daran tue. Es gibt ja genug Leute, die mich des halb verurteilen. Du wirſt es, glaube ich, nie tun.

Daß es in Eurer Herbſtgaſſe nun doch wohliger iſt, als Du es angenommen hatteſt, habe ich mir wohl gedacht. Hoffentlich ſind Chriſtianens Abneigungen gegen die Flaſche auch verſchwunden, ſo daß Du ruhig und friedlich ein wenig Dir leben kannſt. Setze Dich auch einmal wöchentlich auf eine gute Wage, daß Du genau unterrichtet biſt über Deine Abnahme. Und ſei gewiſſenhaft und fleißig darin. Du weißt, das ſchuldeſt Du Deinem künftigen Leben.

Wir haben hier einen wunderbar milden Herbſt und genießen ihn ſehr. Mir geht es gut und geduldig, nur müßt Ihr um mich herum nicht zu ſehr lauern. Anna Dreebein iſt neulich ſchon dreimal nachts auf geweſen, weil bei uns Licht war und war des Morgens ſehr enttäuſcht, als ich bei ihr vorbei ſchwebte.

Eine wahre Geſchichte hier aus der Gegend: jemand kommt in ein Bauernhaus und will den Bauer ſprechen. Die Frau ſteht am Feuer und ſagt: „He hett ſick een beten henleggt. Wi hebbt en beten unruhige Nacht hab." Sie hatte nämlich nachts ein Kind bekommen. Ich küſſe Dich herzlich und empfehle mich Eurem Andenken und bin in Liebe

Deine Schweſter Paula.

Ich habe eine ruhig-gemütliche Wiege geſehen, die wir uns vielleicht erſtehen wollen.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 22. Oktober 1907.

nein, nein, nein! Das geht nun gar nicht. Ich ſoll ja noch nicht Großmutter werden. Dieſes große Rieſenprachttier gehört zu Dir in Deine grüne Stube und er würde mir da herzlich im Fenſter fehlen. Da Du aber doch wahrſcheinlich den größten Teil des Winters vereiſt ſein wirſt, nehme ich ihn ſo lange in meine Penſion. Wenn dann der Frühling Dich wieder in Dein liebes Häuslein heimtreibt, ziehe ich dem großen Prachttier ſeine ſchwarzen Strümpfe wieder an und laſſe ihn zu Dir wandern. Hab' Dank für Deinen lieben Gedanken.

Sonſt hat Dir Kurt wohl alles Neue gemeldet. Neueres gibt es leider nicht und Ihr müßt Euch ſchon ſo lange gedulden. Dreebein hat überhaupt kein Intereſſe mehr an mir.

Ich wollte wohl gern auf eine Woche nach Paris reiſen. Da ſind 56 Cézannes ausgeſtellt!

Lebt wohl. Hoffentlich bleibt das Wetter immer weiter ſchön. Obgleich es faſt gierig und unbeſcheiden iſt, ſo etwas zu hoffen und zu verlangen.

Deine Paula.

Am 2. November gab Paula einem geſunden Mädchen das Leben. Am 21. November ſtarb ſie. Von ihrem Ende wird in einem Familienbrief geſagt:

„Am achtzehnten Tage kommt Kurt herausgeradelt, ſein Hu—ih klingt von fern auf der Chauſſee und aus der Wochenſtube klingt es luſtig zurück: Hu—ih! Kurt unterſucht noch einmal gründlich und erlaubt: ſie darf aufſtehen. Die Wärterin hilft ihr ſchnell in die Kleider, dann ſchreitet ſie, auf Mann und Bruder geſtützt, mühelos ins Wohnzimmer. Ein Lehnſtuhl iſt in die Mitte geſchoben, dort thront ſie ſelig, rechts und links die Männer. Das Kindlein hat ſich eben noch einmal recht ſatt getrunken, es iſt eine herrliche Überfülle von Nahrung vorhanden. Alle Kerzen an den beiden Kronleuchtern müſſen brennen, ‚es iſt beinah' wie Weihnachten' ... ‚Ach, wie freue ich mich! wie freue ich mich!' Plötzlich werden ihr die Füße ſchwer, ein paar röchelnde Atemzüge — ſie ſagt leiſe: ‚Wie ſchade!' Und ſtirbt ..."

Ihr Grab iſt auf dem hochgelegenen Worpsweder Friedhof. Bernhard Hoetgers zu ihrem Gedächtnis geſchaffenes Denkmal einer ſterbenden Mutter beherrſcht den Platz.

*

Anhang

Auszüge aus dem Tagebuche Otto Moderſohns

27. Januar 1901.

Paula hat eine Menge charakteriſtiſcher Eigentümlichkeiten, die mir vom erſten Male an, wo ich ſie ſah, auffielen und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, mich feſſelten.

Lebendigkeit, Gewandtheit, das war der erſte Eindruck, als ſie bei uns Beſuch machte. Der Kopf mit dem üppigen kaſtanienbraunen Haar hob ſich leicht akzentuiert von der einen zur anderen Seite, — ein munteres Auflachen oft. Wenn ſie mit der Alten aus dem Armenhaus an unſerem Hauſe vorbeiſchritt, gefiel mir immer die jugendfriſche Erſcheinung, wie ſie die Alte am Arme führte, wie ſie pikant ging, mit den Zehen den Fuß zuerſt aufſetzte. Und ſo oft ſie uns beſuchte, war ſie uns ſympathiſch, ja immer lieber. Helenen (meine erſte Frau) war ſie ſehr ſympathiſch, weil ſie ſo natürlich und zwanglos war, was wir anfänglich nicht gedacht. Sie räkelte ſich einmal auf dem Sofa, legte den Kopf hinten an, was uns beſonders auffiel im Verhältnis zu der ſteifen Frau X.

Ganz entzückend ſah ſie aus in dem weißen Kleide mit rotem Korallengürtel und mit der lila Bluſe; wie hörte ſie immer reizend zu, wenn ich erzählte von Inſekten und Vögeln; wie erzählte ſie ihre luſtigen Fahrten ohne Geld aus der Schweiz (von wo ſie mir eine Heuſchrecke ſandte) über München, Nürnberg, Dresden, Leipzig.

Mein Menſch hatte ihr gefallen, mein Künſtler. Sie war einmal in meinem Atelier, ich zeigte ihr meine Studien und Kompoſitionen: „O, Herr Moderſohn, was haben Sie für wundervolle Sachen!“ — Sie kniete auf dem Strohteppich und betrachtete alles mit Intereſſe. Ich beſuchte ſie einige Male in ihrem Atelier bei Garves. Eines Abends ſprach ich über Rembrandt, ſie ſaß vor dem Ofen, es war ſehr kalt im Zimmer. Ich hörte, daß ſie ſo geringe Mittel hätte, was mir ſehr leid tat. Einmal war ich bei ihr, um ihre Bilder zu ſehen, die ſie in Bremen ausſtellen wollte. Sie gefielen mir nicht, nicht intim, zu plakatmäßig,

was ich ihr ſagte. Nach der ſchlechten Kritik in Bremen kam ſie mit Frau B. in mein Atelier, munter, aber doch wütend über Fitger.

Anmut in Kleidung, Haltung, Bewegung, Redeweiſe verbreiten einen wahren Zauber um ſie. Und wenn ſie zerriſſene alte Kleider trägt, es wirkt bei ihr alles anmutig, eine andere könnte neue tragen und wirkte nicht ſo. Anmutig kleidet, bewegt ſie ſich, ſpricht ſie, lacht ſie, ißt ſie, lieſt ſie, liegt ſie uſw. Wie anmutig wirkt ſie beim Schlittſchuhlaufen, wo ſie ſo graziös mit ihrem braunen Kleidchen und dem Pelz ſich vor mir wiegte. — Drollige Dinge macht ſie mit ihren Händen, wie ſie etwas greift, zum Munde führt; ſie hält die Sachen oft nach unten, biegt das Handgelenk ſehr, — darin liegt ſehr viel Anmut. Damit hängt das pikante, akzentuierte Kopfwiegen, Kopfvorneigen zuſammen. Dann ihre Füße und Beine; ihr Gang iſt drollig und perſönlich. Sie hat einen rieſigen Schritt, ſetzt die Fußſpitze zuerſt auf. — Wie im Geiſtigen, ſo im Körperlichen ſchlägt ſie oft mit den Füßen hintenaus und dann kommt die Spitze der Zunge blitzſchnell zum Vorſchein. Ihr Lachen iſt ein ganzes Kapitel für ſich. Sehr oft umſpielt ihre Mundwinkel ein Lächeln. Oft macht ſie: ha, ha, ha, mehr geſprochen. Ihr Lachen iſt mir ſo äußerſt lieb und daß es ſo oft kommt. Zu ihrem Geſicht ſteht frohe, heitere Laune ſo ſehr gut. Trauer macht ſie mir faſt fremd, wenn ihre Tränen rollen. Famos ſieht ſie aus, wenn ſie beim Leſen oder Geſang zuhört, den Kopf geneigt ſitzt ſie mit ernſter Miene da, voller Aufmerkſamkeit.

11. März 1902.

Ich bin wirklich überraſcht durch Paulas Fortſchritte; wenn ſie ſich ſo weiter entwickelt, bin ich ſicher, daß ſie wohl etwas ſehr Feines in der Kunſt leiſten wird. Zunächſt iſt ſie ſehr perſönlich; nichts Konventionelles, Hergebrachtes. Früher ſchätzte ich beſonders ihr Urteil, jetzt aber auch ihre Leiſtung. Verſtanden wird ſie von niemandem. Mutter, Geſchwiſter, Tanten, alle haben ein ſtilles Übereinkommen: Paula wird nichts leiſten; ſie nehmen ſie nicht für ernſt. Und ſo in Worpswede, — nie wird nach ihrer Arbeit gefragt. Vogeler ſagt: „Der Frau muß die Kunſt ganz klein ſein"; nach Paula fragt er

nie, nach Brünjes-„Atelier" kommt er nie. Er kennt ſie nicht, er würdigt ſie nicht, hält ſie für ganz verfehlt. Es iſt gut. Ich freue mich meiner Paula, die eine wirkliche große Malerin iſt. Sie malt heute ſchon beſſer wie Vogeler und Mackenſen. Mein Urteil iſt nicht etwa von Liebe diktiert, wie ihre Familie meint. In aller Stille wird ſie weiter ſtreben und wachſen und eines Tages alle in Erſtaunen ſetzen. Darauf freue ich mich. Sie iſt künſtleriſch durch und durch. Bei Paula iſt alles naiv, ſtill da. Koloriſtiſch iſt ſie ſehr veranlagt und in der großen Bilderfaſſung noch mehr vielleicht. Darin iſt Paula gerade auf einem ſehr feinen Wege, wie ſie ihre Perſönlichkeit verflechtet mit der Natur. Sie iſt groß bei der Intimität. Ihre Sachen wirken größer geſehen wie einige von mir bei ihr. Sie gibt weniger, das aber intim und ſtark.

9. April 1902.

In unſern Kunſtanſichten, im Geſchmack paſſen Paula und ich ausgezeichnet zuſammen. Wir beide lieben das Naive, Merkwürdige (unſere Wohnung, Brünjes-Atelier, mein Atelier). Jetzt macht ſie überall kleine Beete im Garten, kleine intime Plätze mit Bänken, Glaskugel. Mackenſens Garten wird ökonomiſch angelegt, am Ende's ſtädtiſch mit Bosketts uſw., Vinnen iſt Großgrundbeſitzer, bei Overbeck auch alles ſtädtiſch drinnen und draußen, — nur Vogeler und wir ſind anders. Vogeler nur gegen uns ſtilvoll, verfeinert — wir naiver, intimer, merkwürdiger. Paula und ich paſſen da ausgezeichnet in unſeren Paſſionen zuſammen.

15. Juni 1903.

Ganz famos iſt das Malen mit meiner Paula. Abends lehnen dann unſere friſchen Studien in der Veranda am Blumentiſch. Geſtern abend hat Paula mich wirklich überraſcht durch eine Skizze aus dem Armenhaus mit Dreebein, Ziege, Hühnern, — ganz famos in der Farbe, in der Konzeption rieſig merkwürdig und mit dem Pinſelſtiel die Oberfläche kraus, kriſelig gemacht. Merkwürdig, wie groß dieſe Sachen ſind, rieſig als Maler geſehen. Mich intereſſiert tatſächlich

nicht einer hier in Worpswede auch nur annähernd so wie Paula. Sie hat Witz, Geist, Phantasie, sie hat einen prächtigen Farbensinn und Formensinn. Ich bin voller Hoffnung. Wie ich ihr vom Intimen geben kann, so sie mir vom Großen, Freien, Lapidaren. Wundervoll ist das wechselseitige Geben und Nehmen. Unser Verhältnis ist zu schön, schöner als ich je gedacht, ich bin wahrhaft glücklich, sie ist eine echte Künstlerin, wie es wenige gibt in der Welt, sie hat etwas ganz Seltenes. Keiner kennt sie, keiner schätzt sie. Das wird einmal anders werden.

★

Bilderverzeichnis

Selbſtbildnis
Geſchwiſter
Pariſer Kinder
Knabe mit Katze
Zwei Mädchen, Halbfiguren
Italieniſches Mädchen in blauem Kleid
Selbſtbildnis mit Zitrone
Sitzender Mädchenakt mit Blumenvaſen

★

Inhaltsverzeichnis

England und Bremen (1892–93) . 1
Berlin (1896–97) 6
Bremen (1897) 19
Worpswede (1897) 21
Berlin (1897) 28
Norwegen (1898) 42
Worpswede (1898–99) 55
Paris (1900) 87
Worpswede (1900) 120
Bremen (1900–01) 130
Berlin (1901) 138
Worpswede (1901–02) 158
Paris (1903) 180
Worpswede (1903–04) 198
Paris (1905) 205
Worpswede (1905–06) 215
Paris (1906–07) 222
Holthausen (1907) 238
Worpswede (1907) 239
Anhang 242

★

Druck des Textes von W. Drugulin / Leipzig.
Druck der Tafeln von der Buchdruckerei
Emil Herrmann sen. / Leipzig.

89054435623

b89054435623a

A

W10
M72

DATE DUE

MAY 9 '73			
MAY 2 73			
NOV 1 0 '78			
NOV 1 3 '82			
MAR 0 1 86			

KOHLER ART LIBRARY